rowohlt digitalbuch

rororo

David Ignatius

THRILLER

Blutgeld

David Ignatius

Blutgeld

Thriller

Deutsch von Matthias Müller

Inhaltsübersicht

Für Eve, Elisa, ...

Hier ist ein ...

Prolog

Eins Das Zeitalter der Ignoranz

- 1. Kapitel
- 2. Kapitel
- 3. Kapitel

- 4. Kapitel
- 5. Kapitel
- 6. Kapitel
- 7. Kapitel
- 8. Kapitel
- 9. Kapitel

Zwei Der böse Blick

- 10. Kapitel
- 11. Kapitel
- 12. Kapitel

- 13. Kapitel
- 14. Kapitel
- 15. Kapitel
- 16. Kapitel

Drei Res Nullius

- 17. Kapitel
- 18. Kapitel
- 19. Kapitel
- 20. Kapitel

- 21. Kapitel
- 22. Kapitel
- 23. Kapitel
- 24. Kapitel
- 25. Kapitel
- 26. Kapitel
- 27. Kapitel

Vier Der Palast des Endes

- 28. Kapitel

- 29. Kapitel
- 30. Kapitel
- 31. Kapitel
- 32. Kapitel
- 33. Kapitel
- 34. Kapitel

Fünf Ein Meer aus Geld

- 35. Kapitel

- 36. Kapitel
- 37. Kapitel
- 38. Kapitel
- 39. Kapitel
- 40. Kapitel
- 41. Kapitel
- 42. Kapitel
- 43. Kapitel
- 44. Kapitel

Nachwort des Autors

Für Eve, Elisa,
Alexandra und Sarah.
Und für meine tapferen
arabischen Freunde, die
ihr Leben dem Kampf für
Menschenrechte und
Demokratie gewidmet
haben.

Hier ist ein Volk, das
seinen ganzen Stolz
der Unterdrückung
preisgibt.
Hier ist ein Land
gedemütigt
Wie eines Feiglings
Haus.

Wer gibt uns einen

Vogel,

bloß einen Vogel?

Bloß einen Baum?

Wer wird uns das

Alphabet der Luft

lehren?

Wir warten an der

Kreuzung.

Wir beobachten den
Sand, der unsere
Leuchtfeuer versenkt.
Die Sonne zerfällt
zwischen den Runzeln
unserer Hände.

O mein Land …
Deine Haut ist die einer
Echse.

Dein Duft ist der
Gestank
verbrannten Gummis.
Dein Sonnenaufgang ist
eine
weinende Fledermaus.
Du gebierst solche
Holocausts.
Du säugst Ungeziefer an

deiner Brust.

ADONIS (Künstlername von ALI AHMAD SAID), «Erinnerung an das Erste Jahrhundert», aus der Sammlung *Blätter von Tag und Nacht*.

Prolog

Das Gebäude von Coyote Investment war ein grauer Betonklotz am westlichen Ende von Knightsbridge, mit kleinen glupschäugigen Fenstern, die das Innere vor neugierigen Blicken schützten. An der

Vorderfront gab es eine Drehtür, die immer abgeschlossen war, sodass alle Besucher einen schmalen Seiteneingang benutzen mussten, hinter dem ein Sicherheitsbeamter an einem Tisch saß. Der einzige Farbtupfer an der

Fassade war ein rostroter Fleck, der durch die Tropfen von den Simsen und Fallrohren entstanden war. Bei einem flüchtigen Blick auf das Gebäude hatte man den Eindruck, es würde Blut aus den Mauern heraussickern. Es

war ein Ort, den die meisten Londoner nicht freiwillig betreten würden, es sei denn, sie hätten dort geschäftlich zu tun.

An einem Samstagabend fuhr hier zu später Stunde eine schwarze Daimler-Limousine vor. Ein

grauhaariger arabischer Herr im Smoking entstieg dem Fond des Wagens und nahm den Aufzug zu seinem Büro im fünften Stock. Er setzte sich sofort ans Telefon und führte eine Reihe von Gesprächen. Er hieß

Nassir Hammud. Ihm gehörte das Gebäude und noch einiges mehr. Aber an jenem Abend im März hatte er Schwierigkeiten: Der erste Anruf galt seinem Sicherheitschef.

«Es hat einen Unfall gegeben», informierte Mr. Hammud den Mann,

als dieser zwanzig Minuten später eintraf. «In meinem Landhaus. Eine Frau ist zu Schaden gekommen.» Er sprach langsam, hielt an jedem Wort fest, als könnte er dessen Wirkung auf den Zuhörer kontrollieren. Er war

Unfälle nicht gewohnt. Beim Reden wischte er ein unsichtbares Fädchen vom Seidenaufschlag seiner Jacke.

Das Gesicht des arabischen Herrn war ebenso gepflegt wie seine Abendgarderobe. Die Züge waren für sich genommen

nicht bemerkenswert: eckige Wangenknochen, eine breite Nase mit einem leichten Haken zur Spitze hin, ein fliehendes Kinn. Aber sein Gesicht hatte einen unnatürlichen Glanz, gleichzeitig rosa und blass, als wäre er geradewegs

von einem Einbalsamiertisch heruntergestiegen. Die Haut war zu glatt; sie sah aus wie auf einem retuschierten Foto. Die Zähne hatten etwas Leuchtendes und Scharfes, die Fingernägel waren frisch manikürt. Auf

einer Wange waren Spuren einer frischen Narbe, aber sie war so gut genäht worden, dass sie im Abendlicht fast unsichtbar war. Das Einzige, was in diesem Gesicht von den kosmetischen Künsten

scheinbar unberührt geblieben war, waren die Augen, die sich zu scharfen schwarzen Schlitzen verengten. Und es war genau diese Kombination von kraftloser, fast femininer Geschmeidigkeit und der rohen Brutalität, die aus

seinen Augen leuchtete, die Nassir Hammud eine Ausstrahlung berechnender Grausamkeit verlieh.

«*Ya sidi!*», sagte der Sicherheitschef. *O Herr.*

«Ich war den ganzen Tag hier in London», fuhr

Hammud fort. «Der Chauffeur hat mich ins Büro gebracht. Ich habe von diesem … Unfall am Telefon erfahren.»

«*Ya rayess!*», rief der Sicherheitschef. *O mein Präsident!* Er war ein irakischer Armenier namens Sarkis, jedem

außer Mr. Hammud als Professor Sarkis bekannt.

«Ich möchte, dass Sie etwas für mich erledigen», sagte Hammud.

«*Ya amir!*», antwortete Sarkis und näherte sich dem Schreibtisch. *O mein Prinz!* Er war ein kräftiger

Mann, mit teigigen Wangen und einer riesigen Nase, die ihn wie die levantinische Version eines tropischen Vogels aussehen ließ. Er beugte sich zu Mr. Hammud vor. «Soll ich einen Arzt rufen?», fragte er.

«Nein!», sagte Hammud.

«Keinen Arzt.»

«Soll ich einen Krankenwagen rufen?»

Hammud machte eine wegwerfende Handbewegung, als würde er ein weiteres Fädchen von seinem Jackett wegwischen.

«Was soll ich dann tun, *sidi*?»

Hammud ging zu dem Tresor hinter ihm. Er öffnete ihn und zählte sorgfältig fünfzigtausend Pfund aus der Bargeldschublade ab. Als er damit fertig war, steckte er das Geld in einen

braunen Umschlag, kritzelte eine Adresse drauf und übergab ihn Sarkis.

«Ich möchte», sagte er, «dass Sie morgen früh zu diesem Mann hier gehen und ihm den Umschlag geben. Nur ihm. Er ist

Polizeichef. Sagen Sie ihm, das Geld ist als Belohnung gedacht. Für Hinweise darauf, wer die Frau getötet hat. Sagen Sie ihm, ich bedaure den Vorfall sehr. Sagen Sie ihm, dass ich das ganze Wochenende über in London war.»

Sarkis verneigte sich und nahm den Briefumschlag an sich. «Sie ist tot, *sidi*?»

Hammud antwortete nicht. Er hatte bereits den Hörer in der Hand, um einen weiteren Anruf zu erledigen. Er war ein

überaus kontrollierter Mensch, der diese Kontrolle für den Bruchteil einer Sekunde verloren hatte, und er wollte sie so schnell wie möglich wiedergewinnen. Einige Augenblicke später schaltete er den Bildschirm seines Computers auf

seinem Schreibtisch ein und begann, Anweisungen an seine Makler auf der ganzen Welt zu schicken. Er gab durch, welche Positionen sie beziehen sollten, wenn die Börsen am Montag wieder öffneten. Professor Sarkis

verließ unauffällig das Büro und machte sich auf den Weg nach Berkshire, um aufzuräumen.

Selbst in der kleinen Welt des arabischen Londons war Nassir Hammud eine rätselhafte Gestalt. Unter Exil-Irakern flüsterte man

sich zu, er habe als junger Mann in Bagdad einen Mann getötet, indem er ihm Nägel in den Kopf gehämmert habe. Aber das war lange her, und niemand konnte sich an die Einzelheiten erinnern. Heute besaß Nassir

Hammud ein Stahlwerk in Spanien, eine Elektronikfirma in Lyon, ein Immobilienmaklerbüro in New York und eine Baugesellschaft in Turin. Er war reich – ungeheuer reich, milliardenschwer. Aber niemand schien besonders viel über ihn zu

wissen, geschweige denn darüber, woher sein Geld kam.

Es kursierte das Gerücht, Mr. Hammud habe ein gutes Verhältnis zum Herrscher in Bagdad und dies sei die eigentliche Quelle seiner Reichtümer.

Aber das behaupteten die Leute immer von reichen Arabern. Sie stellten sich vor, das Geld falle vom Himmel in die Hände des Herrschers und dann in die Hände seiner Freunde. Das machte sie neidisch – diese *jahal*, wie Mr. Hammud sie nannte –

die Ignoranten, die Geld haben wollten, ohne es sich zu verdienen. Und so erfanden sie Geschichten über erfolgreiche Leute wie Mr. Hammud. Es war Neid, weiter nichts, sagte Mr. Hammud seinen Freunden. Purer Neid.

Wie so viele wohlhabende Männer aus dem Nahen Osten war Mr. Hammud mit der Absicht nach London gekommen, sich dort niederzulassen. Zu Hause in Bagdad war es schmutzig. Die Zeit der Kriege war vorüber, aber

die politischen Führer dort trugen noch immer Militäruniformen, vergaben Aufträge, Heldengedichte über sie zu verfassen, und ließen ihren Feinden Nägel in die Köpfe hämmern. Mr. Hammud hatte genug davon gehabt. Und so war

er in den Westen aufgebrochen, über Frankreich nach Belgien und dann in die Schweiz. Mit jedem Landeswechsel hatte sich das Geld auf seinem Bankkonto vervielfacht, und die Spuren seiner Herkunft waren verschwommener

geworden.

Er war ein gepflegter, kompakter Mann, der mit zunehmendem Alter immer mehr Wert auf sein Äußeres legte. Eine seiner ersten Handlungen nach der Ankunft in London einige Jahre zuvor hatte

darin bestanden, einen Schneider aufzusuchen und ein halbes Dutzend Anzüge zu bestellen, jeder mit tailliertem Jackett und Bundfaltenhose. In seiner neuen Garderobe sah er aus wie jeder andere wohlhabende Geschäftsmann, der sich

auf internationalem Parkett bewegte. London, Paris, Hongkong, Berlin – was spielte es für eine Rolle? Mit einer guten Gesichtsbräune und in einem neuen Anzug sah jeder gleich aus.

Obwohl es hieß, dass er

ein Dutzend oder noch mehr Tochtergesellschaften besaß, operierte Mr. Hammud über seine Holding, Coyote Investment. Die wenigen Personen, die von der Existenz dieser Firma wussten, vermuteten

wahrscheinlich, es handele sich um einen amerikanischen Konzern, mit Hauptsitz in Houston oder Denver. Tatsächlich aber war die Firma in Europa registriert, und ihr Geld, sofern überhaupt jemand wusste, wo es

herkam, schien aus dem Irak zu kommen. Araber bezeichnen diese Art vorsätzlicher Täuschung höflich als *taqqiyya*. Für Mr. Hammud war es zu einem Managementprinzip geworden.

Die Anlage der Büros von Coyote Investment auf

Knightsbridge spiegelten Mr. Hammuds Leidenschaft für Geheimhaltung wider. Er hatte die Firma praktisch in zwei Teile geteilt: in einen öffentlichen und in einen geheimen, in dem die eigentliche Arbeit erledigt

wurde. Der Besucher, der im fünften Stock den Aufzug verließ, fand zu seiner Rechten eine hellerleuchtete Empfangshalle mit einem großen Schild, auf dem COYOTE stand, darunter das wolfsähnliche Tier als Logo. Dies war der

offizielle Eingang der Firma; hinter den Doppeltüren lagen die Büros der Abteilungsleiter der Personal- und Werbeabteilung. Diese Männer waren Briten. Mr. Hammud stattete sie mit Mitgliedschaften in

Londoner Clubs und Bentley-Limousinen aus und zahlte ihnen stattliche Gehälter, damit sie ihn in der Londoner Finanzwelt repräsentierten. Sie wirkten mächtig, waren es aber nicht. Sie waren Attrappen.

Die wahre Macht lag

links von den Aufzügen. Man ging einen schwach beleuchteten Gang hinunter zur Buchhaltungsabteilung. Sie konnte nur betreten werden, indem man in ein elektronisches Schloss einen besonderen Code

eingab. Hier war das Reich der Schweigsamen, der irakischen, «vertrauenswürdigen» Mitarbeiter, die den Kern des Unternehmens bildeten. Auf Besucher wirkte die Buchhaltungsabteilung sehr bescheiden. Die

Schreibtische und Aktenschränke waren aus schlichtem grauen Metall, die Vorhänge rochen nach Schimmel und Zigarettenrauch, und die Läufer waren fleckig und abgewetzt. Aber hier wurden die wirklichen

Geschäfte abgewickelt. Die arabischen Angestellten akzeptierten die Firmenstruktur, ohne Fragen zu stellen. Im Nahen Osten galten Reichtum und Macht als etwas, das versteckt werden sollte. Was sichtbar war, war

gewöhnlich nicht real.

Mr. Hammuds geräumiges Eckbüro bildete eine Brücke zwischen beiden Teilen seines Unternehmens und hatte zwei Türen. Die offizielle Tür führte zu einem großen Vorzimmer

mit einer molligen, vollbusigen britischen Sekretärin. Die Privattür führte zu einem schlecht beleuchteten Raum, an dessen Wänden sich mannshoch die Unterlagen stapelten. Dies war das Reich von Professor Sarkis. Er war gleichzeitig

der Leiter der Buchhaltungsabteilung. Außer Mr. Hammud war er der einzige Mensch, der einen vollen Überblick über die Geschäfte des Unternehmens hatte. Doch ob er tatsächlich alle Geheimnisse kannte, war

selbst bei ihm nicht klar.

[zur Inhaltsübersicht]

Eins Das Zeitalter der Ignoranz

1

Gleich als der Mann sein Büro betrat, wusste Samuel Hoffman, dass er einen Fehler begangen hatte. Der Besucher war ein Filipino Mitte zwanzig, mit schlechten Zähnen, die in verschiedene

Richtungen ragten wie ein schlampig zusammengezimmerter Palisadenzaun, und einem unsteten, ausweichenden Blick. In der einen Hand hielt er einen Rosenkranz, in der anderen ein abgegriffenes Foto. Und er weinte. Kein lautes Heulen,

sondern das unterdrückte Schluchzen eines Menschen, der sich für seine Tränen schämt. Auf der philippinischen Botschaft habe man ihm gesagt, er solle hierherkommen, stammelte er. Er brauche

Hilfe, bitte. Hoffman wünschte sich, er hätte ihn gar nicht erst heraufgelassen.

«Fünf Minuten», sagte Hoffman mit einem Blick auf seine Armbanduhr.

Hoffman zog sich in das Privatzimmer hinter seinem Büro zurück und

kam mit einer angezündeten Zigarette zurück. Er war ein stämmig gebauter Mann Anfang dreißig, knapp unter zwei Meter groß, mit einem schmalen Gesicht und dunklen, durchdringenden Augen,

und er bewegte sich rastlos im Raum umher wie ein Tier im Zoo, das einen größeren Käfig braucht. Er hatte an diesem Tag seine übliche Uniform an: grauer Anzug mit blauem Hemd, das er am Kragen offen trug, die einzige Exzentrizität, die er

sich leistete – einen Anzug ohne Krawatte zu tragen. So wirkte er ständig zu fein gekleidet oder zu leger, aber nie genau richtig. Das war teilweise der Grund dafür, dass er einen irgendwie unfertigen Eindruck machte.

Nach zwei Zügen drückte Hoffman seine Zigarette im Aschenbecher aus und betrachtete die handgeschriebene Karte, die der Filipino ihm beim Eintreten überreicht hatte. «Ramón Pinta» stand da in säuberlichen Druckbuchstaben. Es war

weder eine Adresse noch eine Telefonnummer notiert. Einen Moment lang fragte er sich, wer von der philippinischen Botschaft ihn wohl zu ihm geschickt hatte, und dann fiel ihm der Geschäftsmann aus Manila ein, dessen Bruder,

ein katholischer Priester, in Saudi-Arabien verschwunden war. Hoffman hatte den Priester nicht gefunden, aber er hatte es versucht. Und jetzt saß ihm dieser kleine Mann mit der handgeschriebenen Karte an seinem Schreibtisch

gegenüber und sah aus, als würde er im nächsten Augenblick vor Angst implodieren.

«Was kann ich für Sie tun, Mr. Pinta?», fragte Hoffman und hoffte insgeheim, dass die Antwort «nichts» lauten

würde.

«Bitte», sagte der Filipino und räusperte sich, um sich Mut zu machen. Er lehnte sich zu Hoffman hinüber und hielt ihm das Foto hin, das er in seiner rechten Hand gehalten hatte. Er hielt es ihm flehend mit

ausgestrecktem Arm hin, bis seine Hand zu zittern begann.

Widerstrebend nahm Hoffman das Foto entgegen. Es zeigte eine Filipina, Anfang zwanzig, mit großen, wachsamen Augen, vorstehenden

Wangenknochen und adrett gelockten Haaren. Sie trug eine Dienstmädchenuniform – ein schwarzes Kleid mit weißer Schürze – und sah aus, als könnte sie Angestellte in irgendeinem schicken Hotel im Westend sein. Es sah aus wie eine

Fotografie vom Tag der Erstkommunion. Ihr Mund war leicht und erwartungsvoll geöffnet. Um ihren Hals hing ein kleines goldenes Kruzifix.

«Meine Frau», sagte der Mann und zeigte auf das Foto. Er schluchzte jetzt

lauter. Hoffman reichte ihm eine Schachtel Kleenex, die auf seinem Schreibtisch stand. Der junge Mann putzte sich die Nase und steckte sich das Kleenex in den Ärmel für später. Er starrte einen Moment lang zu Boden, als müsse er erst Kraft

sammeln für das, was er im Begriff war zu tun, und sah dann Hoffman in die Augen. Er holte ein weiteres Foto aus seiner Jackentasche und legte es auf den Tisch, mit der Bildseite nach unten.

Im Raum war es still.

Der Londoner Verkehr draußen war ein Summen, kaum hörbar durch das Fenster hindurch. Der Cursor auf Hoffmans PC-Bildschirm blinkte mit vollkommener Regelmäßigkeit, ein Puls pro Sekunde, darauf wartend, dass er den

Bericht fortsetzte, den er gerade für einen Klienten in New York verfasste. Die Gesetzestexte standen in Habtachtstellung auf den Regalen: feste Rücken, steife Seiten, bereit für den nächsten Einsatz. Es war eine Welt der Pläne und

Erwartungen, für einen Augenblick in der Zeit erstarrt, genau in dem Moment vor dem großen Zusammenstoß mit einer anderen, bisher ungesehenen Welt.

Hoffman blickte wieder auf seine Uhr. Wie könnte er bloß diesen verdammten

Filipino loswerden?

Hoffman drehte das Foto vorsichtig um. Als er die grellen Blitzlichtfarben sah, zuckte er zusammen. Es war ein Polizeifoto, am Tatort aufgenommen, und zeigte die Leiche einer Frau, die auf dem Rasen

lag. Sie war nackt bis auf ihren BH. Sie hatte Blutergüsse im Gesicht und um ihre Schamhaare herum. Entlang ihren Schenkeln war angetrocknetes Blut. Man hatte ihr den Slip in den Mund gestopft. Nach der blaubraunen Verfärbung

des Körpers zu schließen, war sie schon einige Stunden tot gewesen, als das Foto gemacht wurde. Aber das Gesicht war noch zu erkennen. Hoffman schüttelte den Kopf. Wieder und diesmal mit größerer Überzeugung

wünschte er sich, er hätte den Filipino gar nicht erst heraufkommen lassen. Jetzt würde er irgendetwas sagen müssen.

«Es tut mir leid», murmelte er. Er drehte das Foto um, um die Blöße der Frau zu verdecken, und schob es über den Tisch

zurück. Der junge Mann, der wieder mit seinen Gefühlen kämpfte, ließ es dort liegen. Das Schluchzen wurde lauter, und im nächsten Moment vergrub er den Kopf in seinen Händen. Der Rosenkranz fiel auf den

Boden. Sie waren die Verdammten dieser Erde, die Filipinos, dachte Hoffman. Die Fußmatten, auf denen die Reichen und Mächtigen ihre dreckigen Schuhe abtraten.

«Reißen Sie sich zusammen», sagte er und hielt Pinta wieder die

Schachtel Kleenex hin. Als das nichts bewirkte, ging er zu dem jungen Mann hinüber und legte ihm eine Hand auf die Schulter. «Das mit Ihrer Frau tut mir wirklich leid. Was kann ich denn für Sie tun?»

«Bitte, Mr. Hoffman»,

sagte der Filipino. Er hatte die Handflächen wie zum Gebet zusammengelegt. «Ich möchte Sie engagieren.»

«Damit ich was tue?», fragte Hoffman.

«Damit Sie den Mann finden, der sie umgebracht hat.»

Hoffman schüttelte den Kopf. Er war Rationalist. Er lebte in einer Welt der Bücher und Berichte. Er kümmerte sich nicht um Tote.

«Tut mir leid», sagte er, «aber das ist nicht mein Gebiet. Wenn man Ihnen

auf der Botschaft gesagt hat, ich würde in Mordfällen ermitteln, dann hat man Sie leider falsch informiert. Ich bin Finanzberater. Ich überprüfe Unternehmen. Projekte. Investoren. Geschäfte verschiedener Art. Verstehen Sie?» Er

deutete auf die Bücherregale, vollgestellt mit Gesetzestexten, Handelsgesetzbüchern, Investitionsleitfäden. «Ich untersuche keine Morde.»

«Aber dieser Fall wäre für Sie ganz leicht, Sir.» Rache flackerte in Pintas

traurigen Augen auf. «Weil ich weiß, wer es getan hat.»

«Tatsächlich?»

«Ja, Sir. Es war ein arabischer Geschäftsmann. Meine Frau und ich haben für ihn gearbeitet, sie als Dienstmädchen, ich als

Koch.»

Hoffman zog die Augenbrauen hoch. «Haben Sie irgendwelche Zeugen oder Beweise?»

«Nur mich selbst, Sir. Ich war da, als man sie fand. Es war auf einem Feld in der Nähe seines

Landhauses. Er hat gesagt, er wäre an dem Wochenende weg, und seine Freunde haben für ihn gelogen. Aber ich weiß, dass er da war, weil ich ihn gesehen habe. Er wollte eine Frau haben …» Er hielt inne, vor Scham und Kummer, und merkte

dann, dass er das wichtigste Detail vergessen hatte. «Dieser Mann heißt Nassir Hammud.»

«Aha», sagte Hoffman. Er hatte den Namen schon einmal gehört, aber er wusste nicht mehr, wo. Er sah wieder auf die Uhr.

Noch ein paar Minuten, und dann würde er diesen armen Kerl endlich loswerden.

«Er hatte schon immer ein Auge auf meine Frau geworfen, Sir», fuhr der Filipino fort, «aber sie hat ihn nie beachtet. Ich glaube, das hat ihn wütend

gemacht.» Er wandte sich ab.

Hoffman nickte. «Was macht dieser Nassir Hammud?», fragte er.

«Er ist ein sehr mächtiger Geschäftsmann, Sir. Aus dem Irak. Er ist reicher als alle anderen,

und ihm ist egal, was er anderen Menschen antut. Er hat eine Firma in London, die andere Firmen kauft. Vielleicht haben Sie davon gehört?»

«Wie heißt die Firma?»

«Coyote Investment, Sir.» Seine Augen leuchteten auf, als er

spürte, dass sich Hoffman wider Willen für die Sache zu interessieren begann.

«Ach ja?» Jetzt fiel Hoffman wieder ein, wo er Hammuds Namen gehört hatte. Einige Monate zuvor hatte es ein Angebot für eine Reifenfabrik in

Portugal gegeben. Die Fabrik war für achtzig Millionen Dollar gekauft worden, und der Käufer entpuppte sich als irakischer Geschäftsmann, von dem noch niemand gehört hatte und der Hammud hieß. Damals hatte Hoffman sich

vorgenommen, mehr über diesen neuen Player im arabischen Finanzspiel herauszufinden, hatte es dann aber wieder vergessen.

«Ja, Sir, Coyote Investment. Und er hat noch viele andere Firmen,

überall. Er ist so reich, dass ihm ganz egal ist, was er macht.»

Die Erzählung des jungen Mannes wurde plötzlich vom Dröhnen eines Motorrads unterbrochen, das die North Audley Street hinaufraste, begleitet vom

Protestgehupe eines Autos. Hoffman sah aus dem Fenster. Auf der anderen Straßenseite unterhielten sich zwei Männer in schwarzen Anzügen. Einer blickte zu dem Gebäude hoch, in dem sich Hoffmans Büro

befand. Sie sahen gelangweilt aus. Hoffman wandte sich wieder seinem Besucher zu.

«Das ist alles sehr interessant, Mr. Pinta. Aber wie gesagt, ich bearbeite keine Mordfälle. Gehen Sie zur Polizei. Sollen die ermitteln. Das ist

ihr Job.»

«Ich war schon bei der Polizei», sagte er ruhig, «und die haben nichts unternommen. Ich war vor zwei Wochen dort, und sie wollen nicht mal mit mir reden. Sie sagen, Mr. Hammud sei kein

Verdächtiger im Mordfall meiner Frau, sie suchten nach Hinweisen, aber bis jetzt hätten sie nichts. Es tue ihnen sehr leid, aber was könnten sie schon machen? Er ist ein reicher Araber, und ich bin irgend so ein armer Filipino. Verstehen Sie? Deswegen

bin ich zu Ihnen gekommen.»

«Seien Sie nicht albern. Die Polizei wird ermitteln. Wir sind in England. Wir haben hier Gesetze.»

«Aber nicht für Leute wie Mr. Hammud. Wie ich Ihnen schon gesagt habe,

Sir, die Polizei will nichts über Mr. Hammud hören. Sie erzählen mir ständig, er sei ein sehr wichtiger Mann, ein Freund von diesem und jenem, und sofern ich noch irgendwelche Fragen hätte, solle ich mich an die philippinische Botschaft

wenden. Ich sage Ihnen, Sir, die haben Angst vor ihm. Sie müssen mir einfach helfen, Informationen zu finden, die ich der Polizei geben kann. Sonst gibt es keine Hoffnung.» Er deutete mit einem Kopfnicken auf das

Foto von seiner toten Frau, das immer noch umgedreht auf dem Tisch lag. «Keine Hoffnung.»

Hoffman betrachtete ihn, wie er zusammengekauert in dem großen Sessel vor seinem Schreibtisch saß und versuchte, sich so klein wie möglich zu

machen. Er erinnerte Hoffman an ein Meerschweinchen, das er als kleiner Junge gehabt hatte und dessen einzige Überlebenstaktik darin bestanden hatte, sich zu verstecken. Es war unmöglich, kein Mitleid mit

diesem jungen Witwer zu empfinden oder ihm nicht irgendwie helfen zu wollen.

«Passen Sie auf», sagte Hofmann. «Ich will mal sehen, ob ich irgendwo in meinen Verzeichnissen etwas über Hammuds Geschäfte finden kann. Das dauert nicht lange.

Aber mehr kann ich leider nicht für Sie tun. Dann muss ich wieder an die Arbeit. Wäre Ihnen damit geholfen?»

«O ja, Sir», sagte der junge Mann nickend. «Das wäre sehr hilfreich, glaube ich. Wenn Sie etwas

Schlechtes über seine Geschäfte finden, dann hört die Polizei mir vielleicht zu.»

Hoffman ging zu seinen Bücherregalen und zog einen dicken Band heraus, in dem alle in Großbritannien registrierten Firmen

aufgelistet waren. Er schlug ihn bei C auf und forschte nach Coyote, blätterte die Seiten mehrmals durch. «Seltsam», sagte er. «Hier ist die Firma nicht aufgeführt.» Er ging wieder zum Regal und holte einen

noch dickeren Band heraus, in dem alle Unternehmen standen, die Büros in Großbritannien hatten, ungeachtet ihres offiziellen Hauptsitzes.

«Da haben wir's», sagte er ein paar Augenblicke später. «Coyote Investment. Société

Anonyme. In Genf registriert. Vorsitzender und Präsident: N. H. Hammud. Vier weitere Direktoren, alles französische Namen. Umsätze: nicht bekannt. Gewinne: nicht bekannt. Londoner Büro in

Knightsbridge. Keine schlechte Adresse für eine Firma, von der noch niemand was gehört hat. Aber damit kann man leider nicht viel anfangen.»

«Nein?» Der junge Mann saß immer noch mit aufgerissenen Augen da und hoffte, dass Hoffman

zwischen seinen Investitionsleitfäden und juristischen Wälzern irgendein Informationsjuwel entdeckte.

«Nein», sagte Hoffman. «Dieser Hammud gibt sich offenbar die größte Mühe, seine Geschäfte geheim

zu halten. Ich habe gehört, dass er vor ein paar Monaten eine Fabrik in Portugal gekauft hat, aber selbst das weiß ich nicht genau. Ich wünschte, ich könnte Ihnen mehr sagen.»

«Und sonst steht nichts in den Büchern?»

Hoffman schüttelte den Kopf. Er war selbst enttäuscht. Leute wie Hammud interessierten ihn; ein arabischer Geschäftsmann mit einer Menge Geld und einem Faible für Geheimhaltung. Hoffman hatte sich ein

bescheidenes Geschäft aufgebaut, indem er zu den Geheimnissen solcher Leute vordrang. «Tut mir leid», sagte er wieder.

«Aber vielleicht könnten Sie noch mehr herausfinden, wenn Sie Ermittlungen anstellen.»

«Vielleicht. Aber Sie

können es sich nicht leisten, mich zu engagieren, Mr. Pinta. Ehrlich, ich arbeite für große Unternehmen, nicht für Köche. Ich bin teuer.»

Ramón setzte sich in seinem Sessel auf und zog die Schultern nach hinten.

Die Anspielung auf seinen Beruf hatte ihn gekränkt. «Sir, egal was Sie kosten, ich bezahle es. Auf der Botschaft haben sie mir gesagt, Sie wären für diesen Job der beste Mann in London, und ich bin hierhergekommen, um Sie zu engagieren, und das

werde ich tun.»

Hoffman lachte. Er konnte nicht anders, als die Hartnäckigkeit des kleinen Mannes zu bewundern. «Aber die Botschaft hat sich geirrt, Mr. Pinta. Sie sehen doch, ich kann Ihnen nicht

helfen. Versuchen Sie es nochmal bei der Polizei.»

«Bitte, Sir.» Er presste wieder die Handflächen zusammen. Hoffman befürchtete, er würde ihn gleich auf den Knien anflehen, wenn er nicht irgendwas unternahm. Er hatte schon viel zu viel Zeit

mit diesem Mann verschwendet. Die einzige Möglichkeit, ihn loszuwerden, war, ja zu sagen.

«Hören Sie», sagte Hoffman. «Ich werde ein paar Leute über Hammud ausfragen. Mal sehen, was

ich rauskriegen kann. Okay?»

Ramón kippte die Kinnlade herunter, als wollte er gleich vor Freude lossingen. «Ja, Sir! Okay. Was schulde ich Ihnen dafür?»

«Nichts. Das ist kostenlos. Wenn ich etwas

über Hammud herausfinde, habe ich auch was davon, also vergessen wir das Geld. Das ist das mindeste, was ich für Ihre Frau tun kann.»

«Ich will bezahlen, Sir, wie jeder andere.» Er war in seiner Ehre immer noch

gekränkt.

«Darüber sprechen wir später, in Ordnung? Jetzt müssen Sie aber gehen, weil ich noch anderes zu tun habe.» Hoffman erhob sich von seinem Sessel. Ramón starrte mit Verehrung zu seinem neuen Verbündeten hoch.

«Wir regeln das per Handschlag. Kein Geld. Ein Handschlag reicht, weil wir in England sind.»

Hoffman nickte. Er streckte die Hand aus und dachte dabei, dass er vielleicht doch etwas Geld hätte nehmen sollen. Auf

die Weise wäre Mr. Pinta einfach ein ganz normaler Klient. Der junge Mann schüttelte Hoffman feierlich die Hand. Jetzt war es offiziell.

«Eine Sache noch», sagte Hoffman. «Kennen Sie irgendjemand, der für Hammud arbeitet und der

mir erzählen könnte, wie er seine Geschäfte betreibt? Das wäre hilfreich. Wenn ich Fragen stellen will, dann muss ich irgendwo anfangen.»

«Eigentlich nicht, Sir», sagte Ramón. «Die Leute, die für ihn arbeiten, sind

auch alles Araber. Sie würden ihn decken.» Er hielt inne und überlegte einen Moment. «Außer einer Person vielleicht.»

«Und wer ist das?»

«Eine Frau, die bei Coyote Investment arbeitet. Sie war der einzige Mensch, der mir

nach dem Tod meiner Frau sein Beileid ausgedrückt hat. Ich habe ihren Brief dabei. Wollen Sie ihn sehen?»

«Ja, bitte», sagte Hoffman.

Ramón zog ein zerknittertes Blatt aus

seiner Brieftasche und gab es Hoffman. Es war ein einfacher, aus zwei Sätzen bestehender Beileidsbrief, in dem die Verfasserin ihre Trauer über den Tod seiner Frau ausdrückte. Sie schrieb, dass sie verstehen könne, wie es ihm gehe, weil sie selber

ihre beiden Eltern verloren habe. Der Brief war mit «Lina Alwan» unterschrieben. Es stand kein Absender drauf. Hoffman schrieb sich den Namen in ein Notizbuch und gab Ramón den Brief zurück.

«Danke, Sir», sagte der junge Mann.

«Einen Moment. Wie kann ich Sie erreichen, wenn ich irgendwas herausbekomme?»

«Ich habe kein Telefon, Sir. Und auch keine Adresse. Es tut mir leid.»

«Und wie wollen wir

miteinander in Verbindung bleiben?»

«Ich werde anrufen, Sir.»

Hoffman nickte bloß, ohne zu ahnen, dass dies das letzte Mal sein würde, dass er den kleinen Mann mit den schlechten Zähnen

sah. «Lassen Sie mir ein paar Tage Zeit, okay? Und ich verspreche Ihnen nichts. Ist das klar?»

«Danke, Sir», wiederholte Ramón. Er war immer noch ganz euphorisch.

Genug! Hoffman legte dem Filipino die Hand auf

die Schulter und steuerte ihn zur Tür. Als sie am Fenster vorbeigingen, sah Hoffman, dass die beiden Männer in den Anzügen immer noch auf der anderen Straßenseite standen. Jetzt blickten beide zum Gebäude hoch.

«Wer zum Teufel sind die?», murmelte Hoffman vor sich hin. Ramón Pintas Blick folgte Hoffmans hinunter auf die Straße.

«Oh, Sir!», sagte er mit scharfem Ton und griff nach Hoffmans Arm. «Die kenne ich.» Er zeigte auf die beiden Männer. Seine

Hand zitterte.

«Wer sind die?», wiederholte Hoffman und betrachtete die beiden Männer durch die getönte Scheibe hindurch.

«Sie arbeiten für Mr. Hammud.»

«Was tun die hier?»,

fragte Hoffman. Aber die Antwort kannte er schon.

«Ich glaube, sie verfolgen mich, Sir.»

Hoffman schüttelte den Kopf. «Mist», sagte er. Jetzt würde er wirklich etwas unternehmen müssen.

«Ich habe Angst»,

flüsterte Pinta.

«Hören Sie», sagte Hoffman. Der Klang seiner Stimme hatte sich subtil verändert, als hätte er in einen anderen Gang geschaltet. «Es gibt keinen Grund zur Sorge. Die können nicht in diese

Fenster hineinsehen, wissen also auch nicht, dass Sie bei mir waren. Es gibt noch eine Menge andere Büros in diesem Gebäude. Im obersten Stock ist ein Zahnarzt und unter ihm ein Rechtsanwalt. Wenn Sie jemand fragt, dann waren

Sie bei einem von den beiden.»

«Bitte …», sagte der Filipino.

«Okay.» Er legte Pinta wieder die Hand auf die Schulter. «Und jetzt tun Sie genau das, was ich Ihnen sage. Gehen sie die

Treppe hinunter ins Untergeschoss. Nehmen Sie die Treppe, nicht den Aufzug. Unten kommen Sie zu einer Waschküche, die von diesem Gebäude und dem nebenan gemeinsam benutzt wird. Gehen Sie durch die Waschküche und dann

durch das Treppenhaus hoch ins Foyer des Nachbargebäudes. Der Eingang geht zur Brook Street raus. Die sehen Sie nicht, wenn Sie das Gebäude verlassen. Haben Sie verstanden?»

«Ja, Sir.» Aber er rührte

sich nicht, immer noch starr vor Angst.

«Und jetzt gehen Sie», sagte Hoffman und schob ihn zur Tür hinaus. «Tun Sie, was ich Ihnen gesagt habe, und Ihnen wird nichts passieren. Rufen Sie mich in ein paar Tagen an. Ich werde

Erkundigungen über Hammud einholen, und wenn ich irgendwas finde, dann gehe ich zur Polizei.»

Pinta nickte. Er hatte Tränen in den Augen. Er tat ein paar Schritte und blieb dann im Gang stehen, direkt vor

Hoffmans Tür.

«Gehen Sie!», wiederholte Hoffman. «Los!» Er machte die Tür zu und öffnete sie dann wieder einen Spalt, um zu sehen, ob Pinta seine Anweisungen befolgte. Der kleine Mann verschwand die Treppe hinunter.

Hoffman ging zum Fenster zurück und beobachtete die beiden Männer, die immer noch mit dummen Mienen hochstarrten. Sie hatten das nichtssagende, muskulöse Aussehen von Leibwächtern. Wer zum

Teufel war Nassir Hammud?, fragte er sich. Es war nicht nur, weil er es dem Filipino versprochen hatte, er wollte es wirklich wissen. Erst als Hoffman zu seinem Sessel zurückkehrte, bemerkte er, dass das Foto von Pintas Frau immer noch

umgedreht auf seinem Schreibtisch lag. Offenbar gehörte es jetzt ihm.

2

Am nächsten Morgen stand Sam Hoffman auf dem Bürgersteig gegenüber von Nassir Hammuds Zentrale, die Hände in den Taschen vergraben und die Haare streng zurückgekämmt. Er

sah aus wie ein Bulle außer Dienst. Es regnete. Er setzte eine Sonnenbrille auf und ging auf das graue Betongebäude zu. Er musste am Bordstein warten, um eine Kolonne schwarzer Taxis vorbeizulassen, die Richtung Mayfair rasten.

Als Hoffman das Gebäude erreichte, stieß er die schmale Tür auf. Direkt dahinter saß ein Mann in Uniform mit viel Gel in den blonden Haaren und großem Bizeps. Er bewachte die Aufzüge.

«Moment», sagte der

Sicherheitsmann. «Haben Sie einen Termin?» Er sah aus wie ein Londoner Straßenrowdy, die Sorte Typ, der in Highbury auf den Terrassen steht und lieber auf die Vorbeigehenden pinkelt, anstatt zur Toilette zu gehen. Hoffman ignorierte

ihn und überflog das Verzeichnis an der hinteren Wand, bis er fand, was er suchte. In kleinen Buchstaben, am unteren Ende der Liste der Mieter, stand «Coyote Investment Ltd. – Fünfter Stock».

Der Sicherheitsmann

ging auf ihn zu und verlangte seinen Ausweis, aber Hoffman tat so, als würde er ihn nicht hören. Er schritt in den offenen Aufzug, drückte auf «5» und wartete darauf, dass sich die Türen schlossen. Taten sie aber nicht, und im nächsten Moment stand

der Mann neben ihm und lächelte süffisant.

«Tut mir leid, Kumpel», sagte er. «Entweder Sie haben einen Schlüssel. Oder eine Verabredung.»

Hoffman überlegte einen Moment. «Ich will zu Miss Alwan», sagte er. «Ist sie

da?»

«Und wer sind Sie?»

«Mr. White. Ich habe eine Nachricht von einem Freund für sie.»

Der Sicherheitsmann ging zu seinem Tisch zurück und rief oben an. Als er zurückkam, war aus dem süffisanten Lächeln

ein höhnisches geworden. «Sie hat keine Ahnung, wer Sie sind, Freundchen», sagte er.

Hoffman murmelte irgendwas von einer falschen Adresse und zog sich schnell zur Tür zurück, bevor der Mann

vom Sicherheitsdienst ihm weitere Fragen stellen konnte. Hammud hatte also wirklich ein Büro in Knightsbridge, und es gab tatsächlich jemanden, der Lina Alwan hieß und für ihn arbeitete. So viel wusste er jetzt immerhin.

Hoffman nahm wieder

seinen Platz auf dem Bürgersteig ein und überlegte, was er als Nächstes tun solle. Der Regen war stärker geworden. Er nahm die Sonnenbrille ab und steckte sie zurück in seine Tasche. Sein Vater hatte

einmal bemerkt, dass man bei Überwachungsarbeit grundsätzlich eine Sonnenbrille tragen sollte, ungeachtet des Wetters. Aber Hoffman war zu dem Schluss gekommen, dass sein Vater in dieser Frage, wie in so vielen anderen, eine unzuverlässige

Orientierungshilfe war. Er wandte sich von dem grauen Gebäude ab und ging die Straße entlang, auf der Suche nach einer Seitengasse. Bevor er aufgab, hatte er noch einen Trick auf Lager, den er ausprobieren konnte.

«Ach du Schande», murmelte Hoffman, als er sich einer Kreuzung näherte. Einer seiner Klienten, ein geschwätziger Nigerianer namens Onono, kam ihm entgegen. Er war einmal von ihm engagiert worden, um gegen einen Rivalen in Lagos zu

ermitteln, der versucht hatte, ihm seine Kommission auf Ölverkäufe abzujagen. Er trug heute einen blauen Kaschmirmantel und rauchte eine große Zigarre. Dicht hinter ihm ging sein englischer

Leibwächter, der einen Regenschirm über ihn hielt. «Hallo, alter Junge!», sagte Mr. Onono munter. Hoffman entgegnete nichts, starrte bloß weiter auf den Gehsteig, bis der große Mann vorbeigegangen war. «Cheerio!», sagte der

Nigerianer und setzte seinen Weg fort.

Im Grunde war das London von heute die späte Rache der Kolonialisierten, dachte Hoffman. Das zeigte sich in Mr. Ononos gebieterischem Gang, in

den herablassenden Mienen der asiatischen Geschäftsleute, die von den Rücksitzen ihrer durchs West End fahrenden Limousinen hinausstarrten, in den arabischsprachigen Schildern, die die Schaufenster der

Juwelierläden und die Kunstgalerien in Mayfair zierten. Selbst das majestätische Kaufhaus Harrods, das mit seinen roten Backsteinen wie ein Schlachtschiff über das ganze Viertel ragte, gehörte jetzt einem

Agypter. Sie konnten alle mitlachen: die pakistanischen Krämer mit den hohen Stimmen, die schmeichlerischen libanesischen Gebäckverkäufer, die wortgewandten indischen Videohändler. Sie hatten alle begriffen, dass die

Polarität der Welt umgekehrt worden war. Das war Hoffman an dem Tag klargeworden, als er in Knightsbridge in die Boutique von Charles Jourdan geschlendert war, angeblich das exklusivste Damenschuhgeschäft der

Welt, und einer von Kopf bis Fuß in Schwarz gekleideten saudischen Großmutter begegnete. Sie versuchte vergeblich, sich dem Verkäufer verständlich zu machen, und Hoffman hatte angeboten, für sie zu dolmetschen. «Wie viel

kostet der hier?», fragte sie und hielt einen Schuh mit Stiletto-Absatz hoch. «Zweihundert Pfund», antwortete Hoffman auf Arabisch. «Bieten Sie ihm einhundert», sagte sie gerissen. Und Hoffman tat es. Scheiß auf Charles

Jourdan. Die Araber hatten das Geld, und sie konnten tun, was sie wollten. Der Saft floss jetzt in die umgekehrte Richtung.

Aber eigentlich schien jeder ein Stück vom Kuchen abzubekommen, außer dem armen Mr. Pinta, der eine tote

Frau hatte und niemanden, der ihm half, bis auf Sam Hoffman.

Eine Ecke weiter fand Hoffman, was er suchte. Es war eine kleine Seitengasse, gerade breit genug für einen

Müllwagen, die zum Hintereingang des grauen Bürogebäudes führte. Am Ende der Gasse befand sich auf einer Art Laderampe ein großer Müllcontainer. Hoffman ging schnell hin. Als er sich ihm näherte, spürte er eine angenehme Aufwallung der

Angst. Er hievte sich auf die Rampe und öffnete vorsichtig den Container.

Der Abfall war in grünen Plastiksäcken gesammelt worden. Hoffman öffnete den obersten Sack und ging den Inhalt durch. Er fand Zigarettenkippen, alte

Zeitungen und Zeitschriften, nicht entzifferbare Telefonnachrichten und ein paar Bündel Altpapier mit dem Logo «Swami to the Stars». Er prüfte jedes Stück, fand aber nichts, was er mit Coyote Investment in Verbindung

bringen konnte. Ein zweiter Sack enthielt eine ähnliche Ansammlung von Müll plus benutzte Teebeutel und Kaffeefilter. Ein dritter war voller Computerausdrucke, die vielversprechend aussahen, sich aber bei genauerer Prüfung als die

Außenstände einer finnischen Import-Export-Firma herausstellten, die sich im neunten Stock befand. Ein vierter roch nach verfaulenden Melonen, und ein fünfter war voller feuchter Papiertücher. Aber der sechste Sack enthielt den

Jackpot, den er gesucht hatte.

Als Hoffman eines der zerknüllten Papiere oben im Sack auseinanderfaltete, sah er den Namen «Coyote» und darunter die Worte «Direktionsabteilung N. H.

Hammud». Es war ein Memo an die Reiseabteilung mit der Bitte, die nötigen Arrangements für seinen Cousin Hussein zu treffen, der bald aus Bagdad eintreffen würde. Es war mit «Hammud» unterschrieben, und

daneben hatte die Sekretärin «Vorstandsvorsitzender» getippt. Hoffman lächelte. Der Besitzer der mysteriösen Coyote Investment war also tatsächlich ein Iraki. Das war doch was.

Der Rest des Sacks war hauptsächlich unbrauchbar. Aber ziemlich weit unten, in einer kleineren Plastiktüte, fand Hoffman einen Schatz. Er hätte ihn beinahe gar nicht geöffnet, so leicht war er. Aber als er die Tüte gegen das

Licht hielt, sah er, dass sie winzige Papierstreifen enthielt. Es war der Abfallbeutel eines Aktenvernichters! Hoffman drückte die Lippen in einem Kuss gegen die Tüte. Das reichte für einen Nachmittag. Hammuds

Memo und die Tüte fest im Griff, eilte er die Gasse hinunter zur Hauptstraße, bevor der Hausmeister mit der nächsten Ladung kam.

Hoffman trug seine Beute durch den Hyde Park zu seinem Büro in der North Audley Street. Seine Begeisterung wuchs, als er

anfing, die Papierfetzen auf dem Boden zusammenzusetzen – er legte die Streifen einen nach dem anderen aus und reihte die Stücke mit getippten Buchstaben wie bei einem Puzzle nebeneinander auf. Sie

zusammenzufügen war leichter, als er erwartet hatte, und es fiel ihm plötzlich auf, dass es zu leicht war. Bis auf ein paar Zeilen in einer Ecke waren die Streifen alle leer.

Nachdem er mehrere davon zusammengesetzt hatte, erkannte Hoffman,

dass es alles leere Blätter Firmenpapier waren. Jedes hatte oben den gleichen Briefkopf. «Oscar Trading Co., S. S.», gefolgt von einer Postfachnummer in Panama City, Panama. Darunter waren zwei Telefonnummern – eine in

Tunis, die andere in Genf. Und sonst nichts. Er klebte einen Musterbogen mit Tesafilm zusammen und legte ihn in eine Schreibtischschublade. Er war so enttäuscht, dass er erst sehr viel später darauf kam, sich zu fragen, wieso jemand sich die Mühe

machen sollte, leeres Firmenpapier in den Aktenvernichter zu geben.

3

Lina Alwan zählte zu den Schweigsamen. Ihr Büro war ein kleiner Raum in der Buchhaltungsabteilung von Coyote Investment, auf der anderen Seite des Flurs, wo die Computer standen. Auf dem grauen

Metallschreibtisch stand eine Lampe, zusammen mit Bildern ihrer Eltern in Silberrahmen, die sie einmal die Woche polierte. Ansonsten war das Büro ebenso spartanisch wie die der anderen «vertrauenswürdigen Mitarbeiter» von Coyote

Investment. Sie wartete an dem Abend stumm bis halb sieben an ihrem Schreibtisch und fragte sich, ob «Mr. White» wiederkommen würde. Sie hatte keine Ahnung, wer er war oder warum er sie sprechen wollte, aber allein

schon die Vorstellung, einen Besucher zu haben, faszinierte sie. So was war noch nie vorgekommen. Das gab es einfach nicht, dass man die Iraker, die bei Coyote Investment arbeiteten, besuchte.

Professor Sarkis, der Leiter der

Buchhaltungsabteilung, steckte um Viertel nach sechs den Kopf zur Tür herein und fragte sie, warum sie noch arbeite. Obwohl er immer mit «Professor» angeredet wurde, bestand, soweit bekannt, seine einzige

Lehrerfahrung darin, dass er in einer Abendschule in Bagdad für kurze Zeit Buchhaltung unterrichtet hatte. In einem Ohr trug er ein Hörgerät, das nie zufriedenstellend zu funktionieren schien, sodass er ständig mit der Handfläche

dagegenklopfte.

Lina murmelte, sie wolle mit der monatlichen Buchprüfung frühzeitig anfangen, merkte aber an seinem Blick, dass Sarkis über den unerlaubten Besucher Bescheid wusste. Als er sich da vor

ihr aufbaute und mit seiner riesigen Nase nach Ärger schnüffelte, wünschte sich Lina, dass er sie einfach geradeheraus fragen würde – «Kennen Sie irgendjemanden namens Mr. White?» –, damit sie antworten konnte, nein, sie habe den Namen noch nie

gehört und habe keine Ahnung, warum er sie habe sprechen wollen. Aber Professor Sarkis fragte nicht. Er sah sie bloß zweifelnd an und schüttelte den Kopf. Das war ein schlechtes Zeichen, weil es hieß, dass

sie unter Verdacht stand.

Nicht drüber nachdenken, sagte sich Lina. Das war ihre Methode, mit den meisten Sonderlichkeiten bei Coyote Investment umzugehen, und ihre arabischen Freunde verfuhren größtenteils

genauso. Halt den Kopf gesenkt, kassier deinen Scheck, gib dein Geld aus. So lebten die Schweigsamen. Lina hatte drei Jahre zuvor bei der Buchhaltung angefangen, zuerst als Buchhalterin und später als Leiterin der

EDV-Anlage, und sie hatte gelernt, so wenig Fragen wie möglich zu stellen. Sie hatte keine Ahnung, wo Nassir Hammuds Vermögen herkam, und wollte es auch gar nicht wissen. Wie die meisten von Hammuds «vertrauenswürdigen

Mitarbeitern» hatte sie Angst vor ihm. Sie blieb bei Coyote Investment aus demselben Grund wie die meisten anderen Iraker: Die Bezahlung war gut, und sie hatte zu große Angst, die Firma zu verlassen.

Nachdem Professor Sarkis wieder gegangen war, kam ein junger Iraker namens Yussef vorbei. Er hatte erst vor kurzem bei der Buchhaltung angefangen und innerhalb weniger Wochen nach seiner Ankunft eine chronische Verliebtheit für

Lina entwickelt. Er schickte ihr Blumen, Schachteln mit Datteln und arabische Liebesgedichte; er blieb extra lange im Büro, um sie zum Abendessen einladen zu können. Es war eine Plage. Heute Abend hatte er ein

penetrantes Parfüm aufgesprüht, was nichts Gutes verhieß. Er setzte sich auf Linas Schreibtisch und sagte ihr mit einer Miene vollkommenen, unberechtigten männlichen Selbstbewusstseins, dass er für diesen Abend einen Tisch bei Blake’s reserviert

habe, im – wie er prahlte – teuersten Restaurant Londons.

«Ich hab zu tun», sagte Lina. Sie machte sich nicht einmal die Mühe, ihn anzusehen.

Yussef sah erschüttert aus. «Haben Sie jeden

Abend zu tun?»

«Ja, jeden Abend.» Mein Gott, was für eine Nervensäge. Sie sah ihm an, dass er die Sorte Araber war, die sich modern gab, aber alles in ihrer Macht Stehende tun würde, bei der erstbesten Gelegenheit aus ihrer

Geliebten eine schwangere Haussklavin zu machen. Deswegen würde Lina nie heiraten. Sie schloss die Aktenschränke ab, ohne auf den geknickten Don Juan zu achten, der immer noch auf ihrem Schreibtisch hockte.

Lina hatte schon vor langer Zeit gelernt, diese Art von verliebtem Unfug an sich abprallen zu lassen. Aber an ihrer Attraktivität konnte sie nichts ändern, selbst wenn sie sich bemühte, nicht aufzufallen. Ihr glänzendes schwarzes Haar war kurz

geschnitten und sträubte sich wie das Fell eines Raubtieres. Dazu passten die schwarzen Augenbrauen, die so aussahen, als seien sie zweimal mit einem spitzen Stift nachgezogen worden. Hohe Wangenknochen und

eine markante Nase vervollkommneten das Gesicht. Es war das Gesicht einer muslimischen Prinzessin, und das kompensierte Lina unweigerlich dadurch, dass sie die kürzesten Röcke und engsten Pullover trug, die der Okzident zu bieten

hatte. Das war auch eine Art *taqqiyya*. Aber Lina konnte sich nicht der Tatsache entziehen, dass sie gleichzeitig eine Frau des Ostens und des Westens war, ein Geschöpf des Schicksals und des freien Willens.

Das war eine weitere Eigenschaft, die für die Schweigsamen typisch war. Sie wussten nicht, wer sie waren.

Auch Lina Alwan war Exil-Irakerin, aber aus anderem Holz geschnitzt als Mr. Hammud. Sie stammte

aus der alten Aristokratie, die früher verächtlich auf Neureiche wie Hammud herabgeblickt hatte, aber in den letzten Jahren widerwillig lernen musste, mit ihnen Frieden zu schließen. Die Familie hatte Bagdad 1968

verlassen, als der Herrscher an die Macht kam, und war zunächst nach Amman und später nach London geflüchtet. Ihr Vater war im Exil eine Art arabischer Ashley Wilkes geworden: ein sanfter Patrizier, der sich große Mühe gab, sich den

veränderten Umständen anzupassen, es aber nie ganz schaffte. Seine Frau war kurz nach der Ankunft der Familie in England gestorben, und er hatte sein einziges Kind dazu erzogen, stark und unabhängig zu sein. Sie

sollte wirklich Teil ihrer neuen Lebenswelt sein – auf eine Weise, wie er es nie sein könnte. Lina war sein Ein und Alles, und die ganze Intensität arabischen Familiensinns wurde in diese eine Beziehung gesteckt.

Als Heranwachsende

war sie all das gewesen, was ein Einzelkind sein konnte: bockig, kapriziös, unsicher – ein eigensinniges Mädchen, das von ihrem sanften, verwirrten Vater verwöhnt wurde. Aber sie hatte auch etwas Ernstes an sich, von

Anfang an. Sowie sie den Irak verlassen hatten, war ihr Vater davon ausgegangen, dass sie irgendwann aufs College gehen und einen Job bekommen würde. So machte man das im Westen, und er war entschlossen, ein

moderner, aufgeklärter Araber zu sein, selbst wenn es ihn umbrachte. Es war ein Glück, dass es ihm erspart blieb, Nassir Hammud zu erleben.

Als sie Bagdad verließen, war Lina fünf Jahre alt, und woran sie

sich hauptsächlich noch erinnern konnte, waren die Gerüche der Stadt, die unendlich vielseitiger waren als die Londons: der muffige Geruch in dem riesigen Haus ihres Großvaters im Stadtviertel Waziriyah; der süße Duft an ihren Fingern, wenn sie

auf dem Gewürzmarkt des alten Suk die Beutel mit Muskat und Kardamom berührte; das Aroma von gegrilltem *masguf* im Fischrestaurant in der Abu-Nawas-Straße, am Tigris-Ufer, wo ihr Vater donnerstagabends immer

mit der Familie hinging.

Lina erinnerte sich auch an den Geruch der Angst. Er war überall in der Stadt in jenem Sommer, als die Panzer den Präsidentenpalast umstellt hatten und die feinen, alteingesessenen Familien Bagdads panisch die

Flucht ergriffen. Lina erinnerte sich an die an der Wand aufgereihten Koffer und wie sie im Auto die Wüstenstraße nach Jordanien entlanggerast waren, bevor die Grenzen geschlossen wurden. Sie erinnerte sich an den

leeren Blick voller Trauer in den Augen ihrer Mutter, als sie Bagdad für immer verließen. Der Herrscher hatte bereits seine Verhörzentrale in einem Vorort Bagdads eingerichtet. Es wurde der Qasr-al-Nihayyah genannt, der «Palast des Endes».

Schon nach wenigen Monaten hatte sich unter den Exilanten ein neuer Ausdruck eingebürgert. Wenn einer ihrer Freunde oder Verwandten verhaftet wurde, sagten sie *«Nayem jawab»* – «Er ist eingeschlafen, drinnen.»

Als Lina achtzehn oder neunzehn war, hatte man fast jeden erwachsenen Iraker, den sie gekannt hatte, «zum Schlafen gebracht» oder getötet.

In den Jahren danach hatten sich die Iraker an den Geruch der Angst gewöhnt, so wie

Menschen, die in der Nähe einer Müllkippe leben, sich an den Gestank von Abfall gewöhnen können. Es war der feuchte, scharfe Geruch von etwas, das tief im Inneren des Körpers gefangen war und von innen nach außen faulte.

Man konnte es spüren: eine plötzliche Enge in der Kehle, ein unwillkürliches Zittern im Hals, eine Handfläche, die immer feucht von Schweiß war. Es war der hohle Blick der Beschämung und Kapitulation bei den Männern, die in diesem

ersten Sommer verhaftet und gefoltert worden waren und in allen Sommern danach. Für sie, für ihre Mütter, Schwestern und Nichten war die Angst immer da.

Linas Begegnung mit Mr. Hammud hatte sich

auf eine typisch irakische Weise ereignet, und es war etwas, worüber sie nie sprach. Nicht lange nach dem Tod ihres Vaters, als sie an der London University gerade ihren Abschluss in Informatik machte, hatte sie Besuch von einem Mann

bekommen, der im Ministerium für Außenhandel in Bagdad arbeitete. Er behauptete, ein Freund von Linas Tante Soha zu sein, die im selben Ministerium arbeitete, und als Beweis legte er Lina einen Brief

von ihr vor. Lina las ihn besorgt. Ihr Vater hatte Soha immer als eine Art Familiengeisel bezeichnet, der man eine Stelle beim Staat gegeben hatte – oder besser, die man gezwungen hatte, diese Stelle anzunehmen –, nachdem die restliche

Familie aus dem Land geflohen war.

Am Ende des Briefes, nach mehreren Passagen allzu fröhlicher Nachrichten über das Leben in Bagdad, hatte Soha Lina vorgeschlagen, sich an einen Geschäftsmann

namens Nassir Hammud zu wenden, wenn sie nach ihrem Universitätsabschluss eine Stelle suche. Hammud brauche Leute mit einer technischen Fachausbildung, schrieb sie, und es wäre eine patriotische Tat. So jung

sie auch war, Lina hatte die Quintessenz des Briefes begriffen. Ihre Tante hatte Angst. Wenn Lina nicht tat, worum sie sie bat, würde Soha dafür büßen. Und so wie eine ganze Generation von Irakern tat Lina ihre Pflicht,

kassierte ihren Scheck und schloss die Augen.

Weil Lina von dem Leben mit der Angst geprägt war, wurde sie von Mr. Hammud schnell als eine «vertrauenswürdige Mitarbeiterin» aufgenommen. Er ging davon aus, dass jeder

Angestellte, der Verwandte in Bagdad hatte, ihn fürchtete, tat, was er sagte, und keine Fragen stellte. Er sprach nie ausdrücklich Drohungen aus, aber das war auch nicht nötig. Jeder verstand es auch so. Das war der

Stoff, aus dem Unternehmen wie Coyote Investment gemacht waren und der für Außenstehende undurchdringlich war. Die Londoner Exilanten waren mit einem Ort verbunden, der Tausende von Meilen entfernt war, aber

allgegenwärtig in der Phantasie: ein Ort, an dem ein Mann Hammer und Nägel über dem Kopf eines geliebten Menschen hielt. Der Terror war unentrinnbar. Er nahm eine ganze Nation als Geisel und versenkte sie in

Tiefschlaf.

4

Am Morgen nach seinem Streifzug zum Müllcontainer klingelte Sam Hoffmans Telefon. Es war sein Vater, der aus Athen anrief. Die laute, polterige Stimme deutete darauf hin, dass Frank

Hoffman, wie so oft in letzter Zeit, betrunken war. «Sammy», brüllte er ins Telefon. «Wie geht's, verdammt nochmal?»

Sam riss sich zusammen. Dies war ein Teil des jungen Erwachsenseins, mit dem er nicht gerechnet hatte –

mit einem Vater fertigwerden zu müssen, der sich nicht mehr unter Kontrolle hatte. «Alles okay, Pa», sagte er. «Und wie geht’s dir?»

«Phantastisch, ja, so geht’s mir. Hab gerade fünf Millionen Mäuse

gemacht.» Er schrie beinahe, so laut, dass Sam den Hörer vom Ohr weghalten musste. Hoffman senior war vor einigen Jahren in Pension gegangen und spielte jetzt Geldmachen, so wie andere Pensionäre Golf spielten. Der Alte fing an,

von seinem neuesten Triumph zu berichten, wobei es anscheinend darum ging, dass er in Malta libysche Kreditbriefe unter pari gekauft und sie mit enormem Profit in Rom verkauft hatte. Oder so ähnlich. Sam versuchte,

ihm zu folgen, aber als sein Vater anfing, ihm was von einem Meer von Geld zu erzählen, wusste er, dass es Zeit war, das Gespräch zu beenden.

«Diese ganze Welt treibt auf einem Meer von Geld, mein Junge», stotterte Frank Hoffman ins Telefon.

«Du kannst es mit einem Strohhalm aufsaugen, wenn du nicht zu dämlich bist oder zu viel Schiss hast!» Die Wörter mit S kamen alle undeutlich heraus.

«Ich hör mir das liebend gern ein andermal an,

Dad. Aber ich muss jetzt weg. Bin gerade an einem neuen Fall.»

«Ach ja?»

«Vielleicht hast du von dem Unternehmen schon mal gehört. Wird von einem Iraker geleitet.»

«Lass die Finger von den Irakern, Kleiner. Die

spinnen. Bringen sich ständig gegenseitig um. Völlig durchgeknallt.»

«Okay, wie du meinst.»

«Scheiß auf die Iraker. Fang mir nicht mit diesen verdammten Irakern an. Und komm mir nicht mit diesem ‹Hab zu tun›-Mist.

Das sagst du immer. Wach auf und riech den Kaffee.»

«Ich bin wach, Dad. Ich muss jetzt wirklich weg.»

«Dieses Meer von Geld ist überall um dich herum, mein Junge. Wenn du nur deine Augen aufmachen würdest. Brauchst dich nur über Bord zu lehnen und

einen Riesenschluck zu nehmen. Weil’s da draußen ist. Milliarden von Dollar blubbern aus dem Boden heraus wie ’ne Wasserquelle, und es hört nicht auf. Nie! Da ist so viel Kohle, dass die Banken sie gar nicht halten können.

Jetzt hör doch endlich mal auf deinen Alten, ausnahmsweise. Such dir ’nen Strohhalm, lehn dich über die Seite und saug’s auf. Kannst du mir folgen?»

«Vollkommen, kein Problem.»

«Und zwar sofort,

Kleiner. Mach keinen Scheiß. Heute. Kannst du mir folgen?»

«Ich kann dir folgen, Pa. Ich besorg mir heute noch einen Strohhalm. Versprochen.»

«Von wegen, du kleiner, eingebildeter

Antialkoholiker! Du hörst ja nie auf mich. Du könntest ein Vermögen machen, wenn du nicht so ein geiziger Arsch wärst. Ist dir das klar?»

«Tut mir leid, Dad. Ich will wirklich nicht unhöflich sein. Aber ich muss jetzt weg.»

«Du denkst, ich bin bloß so ein alter Säufer, stimmt’s? Gib’s zu. Lüg mich nicht an, Kleiner.» Er wurde jetzt rührselig. Als Nächstes würde er davon anfangen, dass ihn bei der CIA nie jemand wirklich gewürdigt habe.

«Ich muss jetzt los.»

«Du bist ’n Scheißkerl. Kleiner. Du, du …» Er suchte nach dem Wort und begann dann zu schniefen. Es klang, als würde er heulen.

«Tut mir leid. Ich hab zu arbeiten.»

Aus dem Hörer kam ein

neues Bellen. Sam legte auf. Er wusste aus Erfahrung, dass sein Vater weiterreden würde, egal was er sagte. Als er den Hörer auflegte, merkte Sam, dass seine Hand zitterte. Er hatte zu der Welt seines Vaters nicht so

viel Abstand, wie er sich das gerne einredete. Der Alte konnte ihn immer noch mit so etwas Simplem wie einem Telefonanruf aus der Fassung bringen.

Wie viele Söhne hatte Sam Hoffman sein Leben in

Opposition zu dem seines Vaters aufgebaut. Wenn sein Vater ein Säufer war, würde er nüchtern sein. Wenn sein Vater ein Beamter der CIA gewesen war, würde er sich von der Agency so fern wie möglich halten. Wenn sein

Vater Materie war, würde er Antimaterie sein. Aber letztendlich hatte ihn gerade dieser Reaktionsprozess um so enger an seinen Vater gebunden.

Sam war in Beirut aufgewachsen, wo sein Vater Ende der sechziger

Jahre Leiter der großen und aktiven CIA-Außenstelle gewesen war. Als Einzelkind war er besonders stark der stürmischen Persönlichkeit seines Vaters ausgesetzt gewesen. Sich zu amüsieren hieß für Frank,

mit seinem zehnjährigen Sohn einen Spaziergang durch die Hamra Street zu machen, in einer der zwielichtigeren Bars einzukehren, mit der Kundschaft zu plaudern und in schallendes Gelächter auszubrechen, wenn sein Sohn mit

großen Augen zusah, wie sich die ägyptischen Stripperinnen entkleideten. Nach einer Auseinandersetzung hatte sein Vater Anfang der siebziger Jahre die CIA verlassen. In Saudi-Arabien hatte Frank einen

Sicherheitsdienst aufgezogen, sich aber dann mit seinem saudischen Partner überworfen, und seine Ehe, die nie glücklich gewesen war, ging schließlich auch noch in die Brüche. Nachdem sie sich Franks Tiraden einmal zu

viel hatte anhören müssen, hatte Gladys Hoffman ihre Koffer gepackt. «Jetzt kannst du dich um mich kümmern, kleiner Mann», hatte sie zu Sam gesagt. Sie nahmen die nächste Maschine, die sie aus Dhahran wegbrachte. Ab

da war es mit seinem Vater steil bergab gegangen: Jähzorn und Trunksucht begannen, und der Sohn hatte auf alle mögliche Arten versucht, den dabei entstehenden Trümmern zu entgehen.

Anfangs hatte Sam der emotionale Verfall seines

Vaters eine perverse Genugtuung verschafft. Er hatte in Athen eine Ortsgruppe der A.A. ausfindig gemacht und seinem Vater ins Gewissen geredet, die Versammlungen zu besuchen. Er hatte ihn mit

Selbsthilfebüchern versorgt und seinen kleinen, dicken und notorisch trägen Vater gedrängt, Mitglied in einem Fitnesscenter zu werden. Aber nichts davon funktionierte. Trinken war für die CIA-Beamten seiner Generation ein Lebensstil. Schließlich beschloss Sam,

dass ihn das Problem nicht mehr interessierte. Die Männer der CIA hatten aus ihren Kindern – und überhaupt der gesamten Nation – vierzig Jahre lang Mitabhängige gemacht, aber jetzt war es vorbei. Der Kalte Krieg war zu

Ende. Das große Besäufnis vorüber. Jetzt trank niemand etwas Härteres als Eistee, und Frank Hoffman musste zusehen, wie er allein zurechtkam. Aber natürlich war es für Sam nicht so einfach, sich von ihm zu lösen. Vater und Sohn

waren unwiderruflich miteinander verbunden, und je mehr sie sich anstrengten, sich voneinander zu befreien, desto fester wurden die Fesseln.

Es war jedem bis auf Sam Hoffman klar, dass

die Tätigkeit, die er schließlich ergriffen hatte – als privater Finanzermittler –, der eines CIA-Beamten so nahe kam, wie es nur eben möglich war. Was Sam seinen Klienten anbot, lief auf eine Art privaten Nachrichtendienst hinaus.

Er kannte die Details, die in den Handbüchern der Industrie- und Handelskammern nie aufgeführt wurden. Er wusste, welche saudischen Prinzen sauber waren und welche Dreck am Stecken hatten; welche ihre

Rechnungen bezahlten und welche immer zehn Prozent einbehielten. Er wusste, welche libanesischen Mittelsleute liefern und welche nach Brasilien verschwinden würden. Er wusste, welche arabischen Banken echte Geldinstitute waren und

welche nur auf dem Papier existierten. Kurz gesagt: Er wusste, wie man im Land der Lügner Geschäfte machte.

Was Sams Arbeit für seine Kunden besonders nützlich machte, war die Tatsache, dass er bei

allem Misstrauen gegenüber einzelnen Arabern eine tiefe Sympathie für die Menschen und ihre Kultur empfand. Diese Faszination hatte in seiner Kindheit in Beirut begonnen; durch sein marokkanisches

Kindermädchen, durch all die ausgedehnten Festessen mit den Freunden seines Vaters in den Bergen des Libanons, durch die Freundschaften und Rivalitäten, die ihn mit seinen arabischen Schulkameraden

verbanden – diese Faszination war eine Schwäche, die er nie ganz ablegen konnte. Er liebte immer noch die höflichen Manieren der Araber, die Intimität ihrer Freundschaften, das selbstironische Gelächter ihrer Gespräche beim

Abendessen, ja sogar die Heftigkeit ihrer Fehden. Er hielt sich über arabischen Klatsch in Politikerkreisen auf dem Laufenden, so wie manche Leute Baseballergebnisse verfolgen. Er wusste, ohne fragen zu müssen, wer

unter den maronitischen Christen des Libanons die aussichtsreichsten Präsidentschaftskandidaten waren und was die politische Führung der drusischen Moslems von ihnen hielt. Er wusste, welcher saudische Prinz welche Londoner Zeitung

kaufte und warum. Er liebte die Araber. Das wurde ihm manchmal zum Problem. Hätte er sie weniger gemocht, hätte ihm die Grausamkeit und Korruption nicht so viel ausgemacht, in die sie sich verstrickt hatten. Er hätte

vielleicht darüber hinweggesehen. Stattdessen war er ein freiberuflicher Einmischer geworden, angetrieben von Zynismus und Idealismus zugleich. Beides war bei Sam äußerst eng miteinander verknüpft.

Ursprünglich hatte Sam

Hoffman einen etwas konventionelleren Beruf ergriffen. Nach seinem Collegeabschluss hatte er in einer großen New Yorker Bank angefangen und eine Stelle im Privatgeschäftsbereich bekommen. Weil er

Arabisch sprach und sein Vater jeden Prinz und Finanzjongleur Arabiens zu kennen schien, hatte man ihm angetragen, die Kundenkontakte am Persischen Golf zu pflegen.

Er hatte es drei Jahre lang mit dieser Art von

Arbeit versucht und sich wirklich Mühe gegeben – hatte Anzüge mit Krawatten getragen, regelmäßig seine Post geöffnet und sogar ständig ein Mobiltelefon mit sich herumgetragen. Das große Problem für Sam aber war,

dass er die allermeisten Leute, deren Geld er verwaltete, nicht ausstehen konnte. Mit wenigen Ausnahmen waren es korrupte und unehrliche Typen, deren Hauptziel darin bestand, ihren Wohlstand vor denjenigen zu verbergen,

die ihn ihnen mit Fug und Recht wegnehmen wollten. Die Grenze des Erträglichen hatte er erreicht, als einer dieser Kunden, ein junger saudischer Prinz, versuchte, ihn in ein Geschäft zu verwickeln,

das so durch und durch schamlos und korrupt war, dass Sam bei dem bloßen Gedanken daran immer noch zusammenzuckte. Der Saudi aber hatte ganz selbstverständlich angenommen, dass er einwilligen würde.

Aber Sam Hoffman hatte

nicht eingewilligt. Er verließ die Bank und gründete seine eigene Finanzberatungsfirma, deren Spezialität es im Verlauf der Zeit wurde, genau gegen jene Leute zu ermitteln, deren Geld er zuvor betreut hatte. Das

passte ihm erheblich besser. Aber selbst in seinem neuen Job konnte Sam nie ganz den Leuten aus dem Weg gehen, die ihm zwinkernd erzählten, seinen Vater aus alten Zeiten in Beirut zu kennen. Sie schienen alle überzeugt zu sein, dass

Sam ungeachtet der Ideale, zu denen er sich bekannte, wusste, wie die Welt funktionierte, und letztendlich tun würde, was erforderlich war.

5

An der Wand hinter Sam Hoffmans Schreibtisch hing in einem Rahmen eine Sentenz von Oscar Wilde: «Das Geheimnis der Welt ist das Sichtbare, nicht das Unsichtbare.» Es war eine Art Lebensmotto

geworden – erfahren zu wollen, was man erfahren konnte, und sich um den Rest nicht zu kümmern. Für Hoffman war es aber auch ein sinnvolles Geschäftsprinzip. Bei der Ermittlung der Tatsachen anfangen, die erhältlich waren – vor allem

elektronisch erhältlich waren. Er begann mit seinen Ermittlungen immer auf diese Weise. Aber sosehr er sich auch an die Oberfläche der Dinge hielt, war da etwas in Sam Hoffman, was ihn in die Tiefe zog, dahin, wo es

trüber war, wo sich das Sichtbare mit dem Unsichtbaren vermischte und Wahrheit und Lüge sich kaum noch unterscheiden ließen. Im Moment war es ein philippinischer Koch namens Ramón Pinta, der ihn dazu brachte, in der

Tiefe ein bisschen genauer hinzusehen.

Hoffman setzte sich an seinen Schreibtisch an den PC, seine Erweiterung des Sichtbaren. Er loggte sich in den Online-Dienst ein, mit dem er Datenbanken abfragte. Er begann mit

den Vereinigten Staaten und wies das Programm an, in den bundesstaatlichen Unternehmensregistern nach den Namen Coyote Investment, Nassir Hammud und Hammud, N. H. zu suchen. Schließlich spuckte der

Computer zwei Treffer aus: N. H. Hammud war als Vorsitzender eines Unternehmens in Nevada namens NH Holdings aufgeführt, dessen Geschäftstätigkeit einfach als «Investitionen» beschrieben wurde. Zudem

war er auch noch als Partner in einer New Yorker Immobilienfirma aufgeführt, die 442 Madison Avenue Partnership hieß und ein Bürogebäude unter dieser Adresse besaß sowie bestimmte andere Objekte, alle ungenannt. Er

probierte NH Holdings & Partnership in anderen Datenbanken, was aber nichts erbrachte. Es waren Sackgassen.

«Schlüpfriger Mistkerl», schimpfte Hoffman mit seinem Bildschirm. Er machte sich einen Kaffee

und ging dann in die Immobilien-Datenbank, die Informationen über die Steuerveranlagung der Finanzämter und des Grundbuchamts der meisten Bundesstaaten führte. Er suchte Coyote Investment und Hammud – als Eigentümer, Käufer

oder Verkäufer von Immobilien. Wieder ein paar Treffer. Ein Nassir Hammud besaß ein Haus in Aspen und eine 200-Morgen-Farm in Middleburg, Virginia. Zwei Jahre zuvor hatte ein N. Hammud ein zwei

Morgen großes Anwesen in Santa Barbara an eine Firma namens Jidda Holdings verkauft. Aber was hieß das schon? Jeder reiche Araber hatte ähnlichen Besitz in den Vereinigten Staaten. Ein Haus hier, eine Farm dort. Ein Plätzchen für eine

Mätresse oder eine betagte Mutter oder einen eigenwilligen Bruder. US-amerikanische Immobilien waren für die wohlhabende Klasse des Nahen Ostens wie kleine Schutzgebiete in schöner Landschaft. Hierher konnte man sich

flüchten, wenn die «Eingeborenen» daheim zu unruhig wurden.

Hoffman rief eine Datenbank auf für Einträge unter dem Uniform Commercial Code, dem Handelsregister, in dem sich Käufer und Verkäufer bei

Geschäftstransaktionen eintragen müssen. Ohne Ergebnis. Er probierte es mit einem weiteren Online-Dienst, in dem Bundes- und Einzelstaatliche Steuerpfandrechte sowie zivilrechtliche Urteile aufgeführt waren. Auch

nichts. Als letzten Versuch durchsuchte er die Protokolle von Bundes- und Bezirksgerichten nach Konkursfällen und zur Sicherheit auch noch die Protokolle des Obersten Gerichtshofs des Staates New York und die Protokolle des

Staatsgerichts von Los Angeles. Auch hier gab es nichts. Hammud hatte nicht die geringste Spur hinterlassen.

Hoffman war verärgert. Die Recherche in den USA hätte der leichtere Part sein sollen. In anderen

Teilen der Welt gaben die Datenbanken noch nicht so viel her. Er probierte eine britische Datenbank, in der die Steuerzahler der verschiedenen Stadtbezirke Londons erfasst waren. Das erbrachte ein paar bescheidene Informationen

über Coyote. Das Unternehmen besaß eine Pacht für das gesamte Gebäude in Knightsbridge und nicht nur für den fünften Stock. Dann durchsuchte er ein europäisches Unternehmensverzeichnis,

das in Brüssel erstellt worden war. Es spuckte dieselben mageren Fakten über den Firmenvorstand und seine Genfer Registrierung aus, die er tags zuvor schon gefunden hatte. Hoffman wurde allmählich wütend. Die einzige Entschädigung

dafür, dass man auf einen PC-Bildschirm starrte, war der plötzliche Funken, der einen Namen mit einer Transaktion verknüpfte, aber hier gab es keine Funken. Nassir Hammud hatte sämtliche sichtbaren Verdrahtungen gekappt.

Als hätte er schon vor langer Zeit erkannt, dass irgendwann einmal jemand wie Hoffman versuchen würde, ihm nachzuspüren.

Hoffman schmerzten die Augen. Er zog seine Anzugjacke an und ging zu seinem Lieblingschinesen in Soho. Es war ein

dunkles, anonymes Restaurant, in dem das Essen gut war und die Kellner die Gäste nachdrücklich ignorierten. Beides gefiel Hoffman. Er bestellte einen scharfen Szechuan-Bohnenquark, der Kellner brachte ihm

stattdessen ein Hühnchengericht, das sehr schmackhaft war, und ein Bier, das Hoffman zwar nicht bestellt hatte, aber trotzdem zu trinken beschloss. Zusammen mit der Rechnung wurde ihm ein Glückskeks gebracht. Hoffman brach ihn durch

und las die Zettelbotschaft: «Das Geheimnis des Lebens ist … Ich darf es nicht sagen. Es ist ein Geheimnis.»

Na bitte. Das unsagbare Mysterium der Dinge. Verborgen und nicht erfahrbar.

Nach dem Mittagessen stattete Hoffman der Polizei einen Besuch ab. Er kannte einen Beamten in Kensington, der gelegentlich bereit war, ihm Einsicht in schwebende Ermittlungsverfahren zu gewähren. Zufälligerweise

war er ein leidenschaftlicher Fan des Arsenal Football Club, und Hoffman war ebenso zufällig an ein Paar Saisonkarten herangekommen. Sie waren Freunde, sie halfen sich gegenseitig. Er hatte

an diesem Nachmittag also keine Bedenken, den Beamten zu fragen, ob er ihm Informationen über einen Mordfall beschaffen könnte, der sich kürzlich in Berkshire ereignet hatte und bei dem es um eine Filipina namens Pinta ging. Hoffman sagte, es

interessiere ihn besonders, ob ein arabischer Herr namens Hammud ein Verdächtiger in dem Fall sei. Der Polizist rief einen Freund im Zentralarchiv an und konnte mit einer umgehenden Antwort aufwarten: Der Fall war

offiziell als «ungelöst» zu den Akten gelegt worden. Die Frau war vergewaltigt worden. Der Gerichtsmediziner vermutete, dass sie an den Verletzungen gestorben war, die man ihr zugefügt hatte, als sie sich gegen ihren Angreifer zu wehren

versuchte. Ermittlungen gegen einen N. H. Hammud waren am Tag des Verbrechens eingeleitet, aber am nächsten Tag mangels Beweisen wieder eingestellt worden. Mr. Hammud hatte nicht

nur ein Alibi, er hatte der Polizei auch eine großzügige Geldsumme als Belohnung angeboten, um die Ermittlungen zu unterstützen.

Als Hoffman wieder in seinem Büro war, hörte er seinen Anrufbeantworter ab. Er erwartete einen

Anruf seines lästigen kleinen Klienten, der sicher erfahren wollte, wie er vorangekommen war. Aber kein Wort von Ramón Pinta. Hoffman fiel ein, dass der Koch ja immer noch in Nassir Hammuds Diensten stand. Hammud

hatte ihm wahrscheinlich nach seiner Ankunft in England den Pass abgenommen, um sicherzugehen, dass er blieb, wo er war. Das machte Hoffman Sorgen, aber er wusste nicht, was er dagegen unternehmen könnte, und so unternahm

er nichts. Irgendwann würde der Filipino schon anrufen, und Hoffman würde ihm dann sagen müssen, dass er nichts herausgefunden hatte.

Sam Hoffman hatte einen hartnäckigen Zug an sich –

eine Art moralisches Ethos, das ihn beenden ließ, was er begonnen hatte, ungeachtet der Tatsache, wie wichtig oder unwichtig das Ganze anfänglich gewesen oder inzwischen geworden war. Ein philippinischer Koch war in sein Büro

hereinspaziert, und in dem Versuch, ihn loszuwerden, hatte er ihm versprochen, ihm zu helfen. Eins hatte zum andern geführt, und plötzlich verbrachte er Stunden damit, etwas zu verfolgen, was ursprünglich nichts

bedeutet hatte. Das Versprechen galt für Sam nach wie vor, egal wie unsinnig der Auftrag war. In diesem Sinne hatte er etwas Orientalisches. Er betrachtete das Leben als eine Reihe von zufälligen Begegnungen, durch die ein Mensch

Verantwortungen und Verpflichtungen einging, die wie die Glieder einer Kette waren. Wenn irgendein einzelnes Glied vernachlässigt wurde, konnte die ganze Kette auseinanderbrechen.

Diese Hartnäckigkeit war

es und die einmal erweckte Neugier für Coyote Investment, die Hoffman dazu veranlasste, noch etwas auszuprobieren. Wie die meisten Ermittler kannte er ein paar Hintertürchen, die ihm Zugang zu Informationen verschafften, die nicht

öffentlich erhältlich waren. Die brauchbarste war das sogenannte Office of Companies, das in einem Archiv in Cardiff, Wales, umfangreiche Unterlagen aufbewahrte. Wenn man dort jemanden kannte, bekam man gelegentlich

Zugang zu Steuerakten, die vom Finanzamt gesammelt wurden.

Hoffman machte die Reise nach Cardiff immer selbst, obwohl ihn das einen ganzen Tag hin und zurück kostete. Er hatte im Office of Companies eine Freundin namens Sally, mit

der er ständig Kontakt hielt. Sie war eine junge walisische Sachbearbeiterin, und er hatte ihr bei verschiedenen Gelegenheiten seine Wertschätzung bewiesen. Mit einer Golduhr etwa oder Perlenohrringen. Sie

hatte im Gegenzug die wahrhaft bewundernswerte Fähigkeit unter Beweis gestellt, der britischen Bürokratie Dokumente abzuringen. Hoffman sagte ihr, was er brauchte, und sie erledigte den Rest. Er hatte Sally am Vorabend angerufen, um ihr zu

sagen, dass er komme, und sie gebeten, ihn um halb elf vor dem Parkplatz zu erwarten.

Sally war zur vereinbarten Zeit da, zuverlässig wie immer. Sie trug einen engen Rock und sah aus, als würde sie

gleich aus ihrer Bluse herausplatzen. Er gab ihr einen Kuss auf die Wange und drückte ihr einen Zettel mit dem Namen und der Adresse von Coyote Investment in die Hand. «Bleibst du?», fragte sie, womit sie meinte «über Nacht?». Es schmerzte

Hoffman, sagen zu müssen, dass er noch am selben Nachmittag nach London zurückmüsse.

Sally traf ihn um halb zwei in einem französischen Restaurant wieder. Sie schleppte einen dicken

Aktenordner mit sich, den sie hoheitsvoll auf den Tisch legte, wie eine Löwin, die ihrem Männchen eine Beute präsentierte. Hoffman küsste sie auf den Mund. Nachdem sie einen Aperitif bestellt hatten, überreichte er ihr eine in buntes

Geschenkpapier eingewickelte Schachtel, die einen großen Zirkonring enthielt, den er kurz zuvor in einem Juwelierladen in der Stadt erworben hatte. Er sah beinahe wie ein Diamant aus. Sally ging zur

Damentoilette, um ihn im Spiegel zu bewundern, und kehrte mit frischem Lippenstift und noch mehr Parfüm zurück. Zum Mittagessen bestellte sie das teuerste Gericht auf der Karte und redete angeregt über Popmusik und Filmstars. Hoffman

sah sie verträumt an, nickte zu allem, was sie sagte, und rieb unterm Tisch seine Beine gegen ihren Schenkel. Er öffnete den Aktenordner erst, als er wieder in seinem Auto saß.

Als er die Seiten

durchgeblättert hatte, fragte sich Hoffman, ob er Sally nicht einen teureren Ring hätte kaufen sollen. Sie hatte ihm die vollständige Finanzamtsakte über Coyote geliefert, die offenbar eine Stunde vor dem Mittagessen nach

Cardiff gefaxt worden war. Aus den Dokumenten ging hervor, dass Coyote seit acht Jahren in England Steuern bezahlte, zunehmend größere Beträge, auf Einkünfte, die im Vereinigten Königreich erzielt worden waren. Das

Material war seitenlang und machte auf den ersten Blick einen interessanten Eindruck. Aber was Hoffmans Aufmerksamkeit erregte, war ein seltsam aussehendes Dokument, das ganz zuunterst lag. Es war der aktuelle Jahresbericht von Coyote

Investment, der beim Registre du Commerce in Genf eingegangen und von dort ans britische Finanzamt weitergeleitet worden war. Die wunderbare Sally hatte den Jackpot versteckt.

Der Jahresbericht von

Coyote war auf Französisch verfasst. Die erste Seite war die Verteilerliste, auf der die fünf Direktoren des Unternehmens aufgeführt waren. Bis auf Hammud hatten alle Adressen in der Schweiz. Seite zwei war ein Brief des Vorsitzenden,

der die Ergebnisse des abgelaufenen Geschäftsjahres und die Pläne für die Zukunft zusammenfasste. Es war alles Geschwätz: berechtigte Hoffnungen, breite Strategien, gesunde Planung, nichts Konkretes.

Dann kamen die Zahlen: Coyote Investment stellte die Gewinn- und Verlustrechnung für das Vorjahr auf sowie die Konzernbilanz. Alles war in Schweizer Franken aufgeführt. Als Hoffman wieder in der North Audley Street war, sah er nochmal

in der *Financial Times* nach, bevor er mit seinem Taschenrechner die Summen in Dollar umrechnete. Zuerst dachte er, ihm sei ein Fehler unterlaufen, und rechnete zur Sicherheit alles ein zweites Mal nach.

Die Zahlen waren erstaunlich. Das unbekannte Unternehmen mit dem albernen Namen hatte im Vorjahr einen Gewinn von beinahe 160 Millionen Dollar erzielt, aus einem Umsatz von 1,7 Milliarden Dollar. Am erstaunlichsten war, dass

ein Gesamtvermögen von 5,1Milliarden Dollar angegeben wurde, das hauptsächlich aus Investitionen in andere Firmen bestand. Das erschien ihm völlig unmöglich, aber wenn die Zahlen stimmten, dann war

der Eigentümer von Coyote Investment einer der reichsten Männer der Welt.

Hoffman blätterte den Jahresbericht weiter durch. Im Anhang fand er eine Liste von Tochtergesellschaften, die sich über zwei Seiten

erstreckte. Coyote schien Firmen in fast jedem Winkel der Welt zu besitzen. Banken, Immobilien, Produktionsanlagen. Ein Aluminium-Hüttenwerk in Belgien, die neue Reifenfabrik in Portugal,

ein Flugzeug-Leasing-Unternehmen in Kanada. Ein Pharmaunternehmen in Thailand. Es gab anscheinend nichts, was Hammud nicht bereit war zu kaufen. Eine Anmerkung in diesem Anhang wies darauf hin, dass in manchen Fällen

Coyotes Eigentumsrechte an den Tochtergesellschaften von anderen, assoziierten Unternehmen vertreten wurden, die hier aber nicht namentlich genannt waren. Es war die Art eines Wirtschaftsprüfers zu

sagen: Coyotes Eigentum wird durch Scheinfirmen getarnt. Kein Wunder, dass die Suche durch die US-Datenbanken so wenig ergeben hatte.

Ein Punkt gab Hoffman Rätsel auf. Aus der Rubrik Kapitalherkunft ging hervor, dass nur ein Drittel

des Umsatzes durch Einkünfte aus Geschäftsvorgängen erzielt wurde. Der Rest kam aus «anderen Quellen», die nicht weiter genannt waren. Das war seltsam für ein so großes Unternehmen. Aber bei

Coyote war fast alles seltsam.

Schließlich blätterte Hoffman weiter zum Bericht des Wirtschaftsprüfers am Schluss. Das Schreiben war von einer Schweizer Firma verfasst, die keine Verbindung zu

irgendeinem der großen internationalen Wirtschaftsprüfungsunterne hatte. Das an sich war schon ein Alarmzeichen, der Brief selbst aber war wie eine blinkende Alarmanlage. Er las ihn mehrere Male, um

sicherzugehen, dass er ihn richtig aus dem Französischen übersetzte, aber es gab keinen Irrtum:

> *Im Verlauf des Jahres kamen dem Vorstand des Unternehmens bei der Umstellung einiger administrativer*

Funktionen bedauerlicherweise einige Buchungsunterlagen abhanden. Somit waren wir nicht in der Lage, eine Reihe von Rechnungen und Zahlungen zu überprüfen. Es ist uns

daher nicht möglich, ein abschließendes Urteil darüber zu fällen, ob der Jahresabschluss ein zutreffendes Bild der Geschäftstätigkeit des Unternehmens zum Ende des aktuellen Zeitraums abgibt; ob das

Verhältnis von Gewinn, Kapitalherkunft und Mittelverwendung für das abgeschlossene Jahr ein ausgewogenes Bild ergibt. In jeder anderen Hinsicht entsprechen die Unterlagen des Unternehmens dem

internationalen Standard der Wirtschaftsprüfung.

Der Brief ergab keinen Sinn. Wie konnte ein so großes Unternehmen mit globalen Ressourcen und Vermögenswerten in Milliarden-Dollar-Höhe einfach seine

Buchungsunterlagen verlieren? Wieso hatte das Wirtschaftsprüfungsunterne angesichts seiner Vorbehalte die Prüfung nicht insgesamt abgelehnt? Und wenn, wie der Brief andeutete, Coyote Investment seine Bücher frisierte, wieso

hatten dann die Schweizer Behörden – oder auch das britische Finanzamt – nichts dagegen unternommen? Da gab es noch etwas bei Coyote Investment, was Hoffman stutzig machte, je mehr er drüber nachdachte. Es war

klar, dass das Unternehmen von seinem Vorsitzenden, Nassir Hammud, kontrolliert wurde. Aber im Jahresbericht stand nichts darüber – kein Wort –, wer der Eigentümer war.

Eine letzte Sache fiel Hoffman auf, während er

das Material durchsah, das Sally ihm geliefert hatte. Es war ein knapper Prüfungsvermerk, in dem die Angaben über Coyotes Pachtvertrag an dem Gebäude in Knightsbridge zusammengefasst waren. Der Bericht war von

Hammuds Londoner Wirtschaftsprüfer unterschrieben, einem gewissen Marwan Darwish, der sein Büro in South Kensington hatte. Als Hoffman den Namen sah, entwich ihm ein Freudenseufzer. Er kannte Marwan Darwish! Sie

hatten sich kennengelernt, als sie konkurrierende Firmen vertreten hatten, die bei der Ausschreibung des Auftrages zur Einrichtung eines neuen Telefonsystems in Dubai einen langen Offertenkrieg miteinander geführt hatten.

Sie waren fast Freunde geworden.

Noch am selben Abend rief Hoffman Marwan Darwish zu Hause an, erkundigte sich nach seiner Frau und seiner Familie, sagte, sie hätten sich schon viel zu lange nicht mehr gesehen, und

er hoffe, dass sich bald eine Gelegenheit bieten würde. Darwish reagierte prompt, wie Hoffman es erwartet hatte. Er lud ihn zu sich nach Hause ein. Zufälligerweise gab er am nächsten Wochenende eine Party für einige seiner

irakischen Freunde und Kunden, um den Kauf seines neuen Hauses zu feiern. Sam sei auch willkommen, höchst willkommen. Hoffman erwähnte, dass er vor nicht langer Zeit eine Frau auf einer Party kennengelernt habe, die er sehr gern

wiedersehen würde. Sie heiße Lina Alwan.

«*Ya habibi!*», sagte der irakische Wirtschaftsprüfer. «Sie wird da sein.»

Je näher Darwishs Party rückte, desto mehr wartete Hoffman auf einen Anruf

des Filipinos. Aber es kam kein Anruf oder sonst irgendein Lebenszeichen von ihm. Am Abend der Party beschlich Hoffman allmählich das Gefühl, dass er von Mr. Pinta möglicherweise nie wieder etwas zu hören bekommen würde.

6

Die Darwishs gaben ihre Party Anfang April in ihrem neuen Haus in Hampstead. Es war ein großer Backsteinbau, der von einem bekannten Innenarchitekten renoviert worden war. Jeder Raum

vermittelte das Gefühl von Geld: cremeweiße Wände, massige, mit Rohseide bezogene Möbel, Gemälde im orientalischen Stil in kunstvollen Rahmen – jedes von einem eigenen Spot beleuchtet –, exotische Blumenarrangements auf

Glastischen, feine Teppiche aus Kum und Isfahan. Durch diese luxuriösen Räume streiften Kellner und boten Tabletts mit Speisen an, die vom besten libanesischen Partyservice Londons geliefert worden waren.

Marwan Darwishs Frau Salwa begrüßte ihre Gäste an der Haustür. Sie sah aus, als wäre sie ebenfalls von einem teuren Designer neu hergerichtet worden. Sie trug ein tief ausgeschnittenes, perlenbesetztes dunkelgrünes Gewand.

Über ihrem Busen war eine Diamanthalskette drapiert, sodass der Anhänger in dem V zwischen ihren Brüsten lag. Sie sah aus wie eine überdimensionale, schmuckbesetzte Ausführung jenes traditionellen arabischen

Gerichts, das *kussa mahshi* hieß oder gefüllter Kürbis. Es war eine Angewohnheit der irakischen Neureichen, ihre Ehefrauen wie Showgirls herauszuputzen; gleichzeitig war es eine trotzige Missachtung der islamischen Sitten der

alten Welt und eine krasse Parodie der neuen.

Die Schweigsamen waren alle da – die jungen arabischen Geschäftsmänner, Künstler, Modedesigner, Rechtsanwälte, Journalisten. Nacheinander

kamen sie zur Tür herein, bewunderten das Haus mit seinen vielen Verschönerungen und plauderten miteinander über den neuen Wohlstand der Darwishs. Nach Jahren der Plackerei war Marwan auf einmal zu Geld gekommen! Niemand

brauchte zu fragen, wo das Geld herkam. In der Welt der irakischen Exilanten ging man davon aus, dass plötzlicher Wohlstand nur aus einer Quelle kommen konnte. Darwish stehe sich gut mit «gewissen Kreisen in

Bagdad», bemerkte einer der Gäste. Er habe «gute Beziehungen», sagte ein anderer. Aber alle ließen sie sich ohne Hemmungen seinen Wein und seine Horsd'œuvres schmecken, selbst diejenigen, die insgeheim das Regime in Bagdad verachteten.

Gemäß dem arabischen Sprichwort: «Wenn der Affe König ist, tanze vor ihm.»

Hoffman kam früh. Er wollte sich nicht die Gelegenheit entgehen lassen, Marwan Darwishs irakische Freunde

kennenzulernen. Er trug wie gewohnt seinen grauen Anzug ohne Krawatte, doch als Zugeständnis an die Feierlichkeit des Anlasses hatte er sein Hemd zugeknöpft. Seine dunklen Haare hatte er im Stil der Filmschauspieler der dreißiger Jahre glatt

zurückgekämmt. Er sah beinahe verwegen aus. Er bezog seine Stellung im Salon mit Blick auf die Tür, sodass er jeden Neuankömmling sehen konnte. Falls Nassir Hammud auftauchte, wollte Hoffman sich ihm als

Finanzberater vorstellen, ihm etwas attraktiven Klatsch über irgendwelche potenziellen Akquisitionsprojekte anbieten und ihm vorschlagen, sich zu einem privaten Lunch zu treffen. Er war sich nicht sicher, was er Lina Alwan

erzählen sollte.

Hoffman hatte sich schon fast eine Stunde lang dem Smalltalk hingegeben, als er eine junge Frau Ende zwanzig zur Tür hereinkommen sah. Sie war schlicht gekleidet, mit einem

kurzen schwarzen Kleid, hochhackigen Schuhen und einer Perlenkette. Sie stellte sich der Gastgeberin vor und küsste die Luft zu beiden Seiten von Salwa Darwishs Wangen. Hoffman ging auf die junge Frau zu und wollte sich gerade

vorstellen, als eine andere Araberin, kleiner und draller als die erste, «Lina» rief und sich an ihm vorbeischob, um ihre Freundin zu begrüßen.

«*Ya Randa!*», sagte Lina Alwan. Sie umarmte ihre Freundin und trat dann

einen Schritt zurück, um sie zu betrachten. *«Quelle robe, habibti.»* Es war ein kurzes Cocktail-Futteralkleid ohne Rückenteil, und vorne war auch nicht viel Stoff.

«Ich weiß», sagte Randa Aziz mit einem räuberischen Lächeln. Sie

war eine irakische Christin, die als Sekretärin in der Buchhaltung arbeitete. Sie war auch eine «vertrauenswürdige Mitarbeiterin», dank ihres Onkels Elias, eines Waffenhändlers, der in Paris lebte und schon seit

Jahren krumme Geschäfte mit der politischen Führung in Bagdad machte. Randa war ein Partygirl. Sie war kess und hübsch, und sie hängte sich gerne an die reichsten und korruptesten arabischen Playboys, die sich in London herumtrieben. Sie flog mit

ihnen überallhin, nach Marbella oder Cannes, und jedes Mal kam sie mit unglaublichen Geschichten von Geld und Ausschweifungen nach London zurück. Lina mochte sie gern. Sie war eine der wenigen

Angestellten bei Coyote Investment, die nicht ständig in Angst zu leben schienen.

«Hast du sie gesehen?», flüsterte Randa, mit einem Kopfnicken nach hinten, wo Salwa Darwish stand. «Ich wette, sie hat sie mit Rouge geschminkt.»

«Wen?», fragte Lina, sich im Raum umblickend. Ihr Blick streifte für einen kurzen Moment Hoffman und wanderte dann weiter.

«Ihre Titten! Hast du sie nicht gesehen? Sie waren an den Seiten ganz rosig. Sie denkt wohl, sie sind

nicht groß genug.»

«Sei nicht albern. Nicht einmal Salwa würde so was machen.»

«Wieso ist Marwan plötzlich so reich geworden?», fragte Randa, während sie sich ein *kibbe* vom Silbertablett eines vorbeikommenden

Kellners herunternahm. «Ich dachte, er ist bloß Wirtschaftsprüfer.»

«Freunde in Bagdad», sagte Lina ruhig. Ein anderer Kellner kam vorbei und bot Gläser mit Champagner an. Die Flasche stand auf dem

Tablett, damit jeder das Etikett sehen konnte.

Hoffman steuerte auf die beiden Frauen zu, um sich vorzustellen. Spiel nicht den Charmeur, ermahnte er sich. Sie hat wahrscheinlich schon jeden Aufreißer von hier bis Basra gehört.

«Hallo», sagte er zu Lina. «Ich heiße Sam Hoffman. Ich glaube, wir kennen uns noch nicht.» Er streckte die Hand aus, lässig und freundlich, auf die amerikanische Art.

Sie war kühl und korrekt. «Ich heiße Lina», sagte sie

und schüttelte seine Hand. «Dies ist meine Freundin Randa.» Hoffman begrüßte die andere Frau und wandte sich dann wieder Lina zu, die beinahe königlich aussah mit den kurzgeschnittenen schwarzen Haaren, dem schwarzen Kleid und den

weißen Perlen. Sie war hübscher, als Hoffman erwartet hatte, und das brachte ihn aus dem Konzept.

«Sie haben eine gewisse Ähnlichkeit mit der Schauspielerin Anouk Aimée», sagte er. «Hat

Ihnen das schon mal jemand gesagt?» Er wollte nicht so klingen, als wolle er sie anmachen, aber er konnte nicht anders.

«Nein», sagte sie lachend. «Was für eine erbärmliche Art, eine Frau anzugraben. Haben Sie es schon öfter so gemacht?»

«Das erste Mal», sagte Hoffman. Er war verlegen, aber nur ein bisschen. Und außerdem stimmte es. Sie sah Anouk Aimée wirklich ähnlich.

«Nun ja», sagte Randa und verdrehte vielsagend die Augen. «Ich glaube, ich

lass euch beide mal allein, damit ihr euch kennenlernen könnt.»

«Geh nicht weg», sagte Lina. Aber ihre Freundin war schon zu einer Gruppe libanesischer Banker im Salon davongetänzelt, die laut über einen ihrer Kameraden aus dem

College lachten, der islamischer Fundamentalist geworden war.

Hoffman probierte es mit einer sanfteren Tour. «Woher kennen Sie Marwan?», fragte er. «Sind Sie eine Freundin der Familie?»

«Ich bin Irakerin», antwortete sie. «Bei uns kennt jeder jeden.»

«Was machen Sie? Ich meine arbeitsmäßig.» Hoffman schlingerte immer noch ein bisschen herum. Sie war so schön, dass es ihn ganz nervös machte.

«Ich arbeite mit

Computern in einer Buchhaltungsabteilung.»

«Das klingt aber einschüchternd.»

«Nur für Männer, die unsicher sind.»

«Nicht für mich. Ich bin sehr selbstsicher. Wo arbeiten Sie?»

Lina zögerte. «In einem Finanzunternehmen.»

Hoffman lächelte. «Wem gehört es? Amerikanern?»

«Nein.» Sie wirkte unbehaglich und begann, mit ihrer Perlenkette herumzuspielen.

«Saudis?»

«Nein, es gehört einem

Iraker, wenn Sie es unbedingt wissen wollen.»

«Aha.» Hoffman nickte. Sie wollte ihm offenbar so wenig wie möglich erzählen. «Lassen Sie mich einfach mal blind raten. Sie arbeiten bei Coyote Investment. Habe

ich recht?»

Ihre Augen erstarrten für einen Augenblick, als sei der Strom abgestellt worden. Sie sah misstrauisch zu ihm auf. «Woher wissen Sie das?»

«Weil ich weiß, dass Nassir Hammud einer von Marwans Klienten ist.

Deswegen habe ich gedacht, dass Sie wahrscheinlich für Hammud arbeiten. Vor allem als Sie nicht über ihn reden wollten. Kommt er übrigens?»

«Ich bezweifle es», sagte Lina kühl. «Er ist auf

Reisen.»

Sie hatte die Bremse gezogen, und zwar fest. Es folgte ein langes Schweigen. Hoffman überlegte, ob er weiterbohren sollte, und kam zu dem Schluss, dass er keine andere Wahl hatte.

«Und wie ist er so? Hammud, meine ich. Ich hab schon so unendlich viele Geschichten über ihn gehört.»

«Sie stellen zu viele Fragen, Mr. Hoffman», sagte sie. «Das ist mir unangenehm.» Sie drehte

sich um und wollte weggehen.

Hoffman griff nach ihrer Hand. «Tut mir leid. Ich wollte nicht neugierig sein. Kommen Sie zurück. Ich lade Sie zu einem Drink ein.» Er nahm ein Glas vom Tablett eines vorbeikommenden Kellners

und reichte es ihr. Er klang wirklich so, als täte es ihm leid. Lina überlegte einen Augenblick und nahm dann das Glas. Was immer er auch für Schwächen haben mochte, Hoffman sah interessanter aus als die meisten Gäste auf dieser

Party.

«Eines müssen Sie sich gut merken, was die Iraker betrifft», sagte sie ruhig. «Wir beantworten wirklich sehr ungern Fragen.»

«Kapiert», sagte er. «Den Fehler mache ich nicht nochmal.»

Hoffman eskortierte sie

zum Garten. Die kühle Nachtluft duftete nach den ersten knospenden Bäumen des Frühlings. Eine Weile unterhielten sie sich über Bücher, dann über Filme, dann über Musik. Hoffman fragte sie, ob sie einen Freund habe,

und sie zögerte, bevor sie es verneinte, in einer Art, die andeutete, dass sie mal einen gehabt hatte, aber jetzt nicht mehr. Als das Essen serviert wurde, reihten sie sich zusammen in die Schlange vor dem Buffet ein und setzten sich dann zum Essen in die

Bibliothek. Hoffman fühlte sich wohl und redete laut, auf die amerikanische Art. Er bemerkte kaum die beiden irakischen Herren, die sich in der Nähe auf der Couch niedergelassen hatten, Zigaretten rauchten und mit ihren

Gebetskettchen spielten.

«Und was treiben Sie so beruflich?», fragte Lina, als sie an der Reihe war, neugierig zu sein.

«Ich bin Finanzberater.»

«Was heißt das genau?»

«Ich arbeite mit Unternehmen zusammen, die in der arabischen Welt

Geschäfte machen wollen. Ich erkläre ihnen bestimmte Dinge.»

«Was zum Beispiel?»

«Ich sage ihnen, mit wem sie zusammenarbeiten können und von wem sie die Finger lassen sollen.»

«Ist das der Grund, warum Sie sich für Mr. Hammud interessieren?»

Hoffman zuckte die Achseln.

«Gewissermaßen. Aber das ist nicht der Grund, warum ich mich für Sie interessiere.»

«Sind Sie ein Detektiv?»

«So was Ähnliches.»

Sie senkte die Stimme zu einem Flüstern.

«Arbeiten Sie für die CIA?»

Hoffman lachte laut.

«Natürlich nicht. Ich kann die CIA nicht ausstehen. Ich bin bloß ein

Finanzermittler. Ich bekomme Dinge heraus, und dann teile ich die Informationen mit meinen Klienten. Das ist ganz harmlos.»

«Ich sollte trotzdem lieber einen Bogen um Sie machen. Sie klingen so, als könnten Sie einem

Ärger machen.»

«Wer, ich? Wem könnte ich denn Ärger machen?»

«Meinem Arbeitgeber. Er mag keine Detektive. Auch nicht solche, die sich Berater nennen.»

Hoffman zwinkerte ihr zu. In dem Punkt sagte sie

zumindest die Wahrheit.

Während sie sich unterhielten, war ein Mann mit dunkler Brille durch die Haustür gekommen und bewegte sich jetzt durch den Salon. Er wurde von einer jungen Frau begleitet, die mit ausgestrecktem rechtem

Arm knapp vor ihm herging. Er sah aus wie Ende vierzig oder Anfang fünfzig, aber seine Beine wirkten schwach. Er bewegte sich langsam, als schleppe er eine unsichtbare Kette hinter sich her. Einige Leute

begrüßten ihn murmelnd, verlegen, als würden sie allein schon seine Anwesenheit als einen Vorwurf empfinden. Die anderen Gäste, die angeregt über den neuesten Klatsch geplaudert hatten, verstummten plötzlich.

Salwa Darwish schien das äußerst peinlich zu sein. Hoffman brauchte einen Moment, um zu begreifen, dass der Mann blind war.

Hoffman sah sich nach Lina um und bemerkte, dass ihre Miene traurig geworden war. «Wer ist

das?», fragte er, auf den Blinden deutend.

«Er heißt Nabil Jawad.»

Hoffman kramte in seinem Gedächtnis. «Was macht er? Bei welchem Unternehmen ist er?»

«Er ist ein Dichter», antwortete sie. Ihr Ton war schroff, knapp. Sie wollte

nicht über den Neuankömmling sprechen.

«Helfen Sie mir auf die Sprünge. Was schreibt er? Ist er berühmt?»

«Unter Irakern ist er berühmt. Er schreibt über unser Land. Zumindest früher hat er das getan.

Jetzt schreibt er nicht mehr. Er leitet eine Stiftung.»

Hoffman beobachtete weiter den Umzug dieses schlichten, ganz in Schwarz gekleideten Mannes, wie er sich seinen Weg durch den vollen Salon bahnte. Wenn er

sich näherte, wichen die Leute zurück, ob aus Angst oder Mitleid, konnte Hoffman nicht feststellen.

«Wer ist diese Frau da bei ihm?», wollte er wissen.

«Seine Tochter. Stellen Sie nicht so viele Fragen.

Ich habe Ihnen doch gesagt, das ist mir unangenehm.»

«Okay», sagte Hoffman. Aber er hielt den Blick auf den Dichter Jawad gerichtet, der auf alle eine so große Wirkung auszuüben schien. Der Blinde setzte seinen Weg

durch den Salon am Arm seiner Tochter fort, aber seltsamerweise hatte noch niemand Anstalten gemacht, sich mit ihm zu unterhalten. Lina sah, dass Hoffman von dem Besucher fasziniert war.

«Er ist sehr tapfer»,

sagte sie leise. «Aber er sollte nicht hier sein.»

«Wieso nicht?»

«Weil es gefährlich ist.»

Hoffman nickte. «Gehen wir zu ihm und unterhalten uns mit ihm. Da offenbar niemand sonst das Bedürfnis hat.»

Sie schüttelte den Kopf.

Sie schwiegen einige Sekunden. Hoffman betrachtete den Blinden, während dieser weiter durch den Raum ging. Es redete immer noch niemand mit ihm. Als hätten sie alle Angst, oder als wären sie wütend. Der

Trubel der lebhaften Dinner-Party war plötzlich in ein peinliches Schweigen umgeschlagen. Hoffman sah sie auffordernd an, aber wieder schüttelte sie den Kopf.

Schließlich ging Marwan Darwish auf den blinden Besucher zu. Der

Gastgeber war fahl im Gesicht. Seine ganze Selbstgefälligkeit schien mit einem Mal verschwunden zu sein. Er beugte sich zu Jawad vor und flüsterte ihm etwas ins Ohr. Der Dichter fixierte ihn mit einem blinden Blick,

drehte sich um und ging dann langsam mit seiner Begleiterin durch den Raum zurück zur Haustür. Dann war er verschwunden. Die meisten Gäste hatten sich während dieser Szene abgewandt, aber Hoffman hatte jede Sekunde davon

beobachtet.

«Das war ja grauenhaft», sagte er, als Jawad gegangen war und die Unterhaltungen wieder eingesetzt hatten. «Die Leute haben sich benommen, als hätte er Aussatz.»

«Pst», sagte Lina. Sie sah jetzt fast noch nervöser aus als vorher.

«Aber es hat sich nicht mal jemand mit ihm unterhalten. Wieso haben sie alle so viel Angst? Wir sind hier schließlich in England, Herrgottnochmal.»

Lina legte einen Finger auf ihre Lippen. Ein untersetzter Iraker näherte sich dem Tisch, an dem sie saßen. «Nicht jetzt», sagte sie. Ihre Augen waren feucht, aber das entging Hoffman.

Er beugte sich vor und

flüsterte ihr ins Ohr.

«Okay. Aber ich möchte, dass Sie mir nachher erzählen, warum hier alle so viel Angst haben.»

Lina schloss die Augen. Eine Träne lief ihr die Wange herunter. «Ich muss gehen», sagte sie eilig und stand auf. Endlich

merkte Hoffman, dass sie weinte.

«Oh, das tut mir leid.» Er reichte ihr ein Taschentuch. Sie trocknete sich die Augen und putzte sich die Nase. «Geben Sie mir noch eine Chance?»

Sie schüttelte wieder den Kopf. «Nein.»

Hoffman sah gekränkt aus. Sie lehnte sich zu ihm herüber und flüsterte ihm zu: «Man darf uns nicht zusammen weggehen sehen. Das könnte mich in Schwierigkeiten bringen.»

«Dann warte ich

draußen auf Sie. Ich bin mit dem weißen BMW hier, der fünfzig Meter weiter die Straße hinunter parkt. Ich warte eine halbe Stunde.»

«Ich muss gehen», sagte sie wieder und zog sich von ihm zurück. Sie

schüttelte ihm steif die Hand, wandte sich um und hielt nach ihrer Freundin Randa Ausschau.

Fünfundzwanzig Minuten später ging Lina zur Haustür und warf Salwa Darwish zum Abschied eine unaufrichtige

Kusshand zu. Sie fand Hoffman genau dort, wo er gesagt hatte: in seinem Wagen sitzend mit einer Zigarette.

«Geben Sie mir auch eine», sagte sie. «Jetzt erzähle ich Ihnen von Jawad.» Sie sah weniger

verängstigt aus als vorher, aber nicht weniger schön.

«Ist schon gut. Das brauchen Sie nicht. Tut mir leid, dass ich vorhin so neugierig war.»

«Nein, ich will es, jetzt, wo wir allein sind. Dann verstehen Sie vielleicht, warum alle so viel Angst

hatten. Nabil Jawad war unser Nationaldichter. Er schrieb über die Matrosen von Basra und über die *ma'aden*, die Leute, die in den Sümpfen wohnen, und über die kurdischen Krieger in den Bergen bei Mossul. Das ganze Land

hat ihn geliebt. Aber dann ist er in die Klauen des Terrors geraten.»

Hoffman nickte, merkte aber, dass er nicht verstand. «Was ist mit ihm passiert?»

«Er wurde vor zehn Jahren in Bagdad verhaftet, nachdem er ein

paar regimekritische Gedichte verfasst hatte. Die Gedichte waren sehr subtil, aber er hat sich darin über den Herrscher lustig gemacht, und das fanden sie unverzeihlich.»

«Wie hat er sich über ihn lustig gemacht?»

«Mit Wortspielen zum Beispiel. An eines erinnere ich mich noch. Mit dem Wort *jayyed*, das ‹gut› heißt. Das ist das Lieblingswort des Herrschers. Er benutzt es unentwegt, so wie hier jemand sagen würde: ‹Also gut.› Und so hat Jawad in

einem seiner Gedichte einen Dorftrottel ständig ‹*jayyed*› sagen lassen. Das hat ihnen nicht gefallen.»

«Was noch, erinnern Sie sich noch an andere?»

«In einem andern Gedicht hatte Jawad ein Wortspiel auf eine der

Lieblingsparolen der Partei gemacht. Sie skandieren doch immer ‹*Umma Arabiya Wahida That Risalatin Khalida*›. Das bedeutet ‹Vereinigte Arabische Nation mit einer Ewigen Botschaft.› Er änderte *Umma* in *Rajiya* um, sodass die Parole jetzt

‹Vereinigte Arabische Rückständigkeit mit einer legendären Botschaft› hieß. Es war albern, aber die Leute mussten lachen.»

«Und deswegen haben sie ihn verhaftet?»

«Ja.»

«Was haben sie mit ihm gemacht?»

«Sie haben ihn gefoltert. Das machen sie mit allen, damit sie gestehen.»

«Was gestehen?»

«Dass sie für Israel spionieren oder für Amerika oder für England. Was auch immer. Aber für

Jawad war es schwer. Er war Dichter. Er hatte nichts zu gestehen.»

«Aber sie haben ihn trotzdem gefoltert.»

«Ja. Die brauchen keinen Grund.»

Hoffman war unsicher, ob er die nächste Frage

stellen sollte, aber er hatte sich vom ersten Moment an, wo Jawad in die Party hereingeplatzt war, in seine Geschichte hineinziehen lassen. «Was ich mich vorhin schon gefragt habe: Wie hat Jawad eigentlich sein Augenlicht verloren?»

«Ich weiß nicht, ob Sie das wirklich hören wollen.»

Es entstand ein langes Schweigen. Sie betrachtete ihre Zigarette, schüttelte traurig den Kopf und warf sie aus dem Fenster. Dann begann sie wieder.

«Der Chef der Geheimpolizei hat Jawad persönlich verhört, weil er es gewagt hatte, sich über den Herrscher und die Partei lustig zu machen. Beim Verhör rauchte er eine Zigarette nach der anderen. Wenn er eine fertig geraucht hatte,

drückte er sie auf Jawads Körper aus, auf Armen, Füßen, Gesäß, Geschlechtsteilen, überall.»

Hoffman holte tief Luft. Er wusste, was jetzt kommen würde. Lina setzte ihre Geschichte fort,

mit ruhiger Stimme, und starrte dabei aus dem Fenster.

«Nach mehrstündigem Verhör hatte Jawad immer noch nicht gestanden. Und dann hat der Chef der Geheimpolizei schließlich seine Zigarette in Jawads Auge ausgedrückt,

während die Wachen ihn festhielten.»

Hoffman stockte der Atem. Er fasste sich unwillkürlich ans Gesicht.

«Dann hat sich der Mann noch eine Zigarette angezündet und sie in Jawads anderem Auge

ausgedrückt.»

Hoffman schüttelte den Kopf. «Mein Gott!», sagte er. «Was für ein Land.»

«Jetzt wissen Sie’s. So sind sie, die Männer des Herrschers. Deswegen hat auf der Party keiner was gesagt. Deswegen sollten Sie nicht zu viele Fragen

stellen.»

«Es tut mir leid.»

«Ist schon in Ordnung. Sie sind Amerikaner. Sie denken anders als wir.»

Hoffman saß lange wortlos da und ließ dann den BMW an. «Wo möchten Sie hin?», fragte

er.

«Fahren Sie mich bitte nach Hause.» Sie nannte ihm eine Adresse in Notting Hill. Aber Hoffman ging immer noch der irakische Dichter durch den Kopf.

«Wieso haben sie Jawad überhaupt am Leben

gelassen, nach alledem? Folterer bringen ihre Opfer gewöhnlich um.»

«Sie wollten Werbung machen.»

«Was meinen Sie damit?»

«Die irakische Geheimpolizei zeigt gerne,

wie grausam sie sein kann. Deswegen haben sie Jawad nach England ausreisen lassen, damit er allen Exilanten hier Angst macht. Sie haben gedacht, er würde sich hier irgendwo in einem Apartment verkriechen. Aber sie hatten nicht damit

gerechnet, dass er so mutig sein würde.»

«Wieso ist er heute Abend auf die Party gekommen? Er ist ja offensichtlich kein Freund von Darwish.»

«Um ihnen zu zeigen, dass er keine Angst hat.»

«Was werden sie mit ihm machen?»

«Ihn umbringen. Früher oder später. Es wird ihnen nichts anderes übrigbleiben.»

Hoffman wartete eine paar Augenblicke, legte dann den Gang ein und fuhr den Hügel hinunter.

Schweigen breitete sich im Wagen aus. Hoffman brach es nicht. Er hatte für diesen Abend genug Fehler gemacht. Während der Fahrt fühlte er sich immer unbehaglicher. Als sie bei Linas Wohnung ankamen, drehte er sich

zu ihr.

«Ich war heute Abend nicht hundertprozentig ehrlich zu Ihnen», sagte er. «Ich muss Ihnen etwas sagen.»

«Bitte nicht», sagte sie und wandte sich ab. Sie wusste, was es war, oder ahnte es, und sie wollte es

nicht hören.

«Ich muss, damit Sie verstehen. Kennen Sie einen Filipino namens Ramón Pinta? Er arbeitet als Koch für Hammud. Er hat gesagt, er kennt Sie.»

Sie nickte. Ein Ausdruck blanken Entsetzens hatte

sich über ihr Gesicht ausgebreitet. Das Schlimmste, was ihr passieren konnte, passierte ihr jetzt gerade.

«Er hat mich letzte Woche aufgesucht, wegen seiner Frau. Er glaubt, dass Hammud etwas damit zu tun hat. Ich hab ihm

versprochen, ihm zu helfen. Jetzt ist er verschwunden, und ich mache mir Sorgen um ihn. Er hat gesagt, der einzige Mensch in Hammuds Betrieb, der sich die Mühe gemacht hat, ihm einen Beileidsbrief zu schicken,

seien Sie gewesen. Er dachte, Sie wären vielleicht bereit zu helfen. Deswegen habe ich versucht, Sie in Ihrem Büro aufzusuchen. Ich gab einen anderen Namen an. Wollen Sie uns helfen?»

Es folgte ein langes, grausiges Schweigen, und

dann sprach Lina, ihre Stimme war ein kaum hörbares Krächzen, die Worte waren von Angst zusammengedrückt. «Ich kann nicht.»

«Sind Sie sicher?», fragte er.

«Ja.» Ihr Blick suchte

jetzt draußen den Bürgersteig ab, um zu sehen, ob sie von irgendjemandem beobachtet wurden.

«Wo ist Pinta?», fragte Hoffman. «Arbeitet er noch für Hammud?» Sie nickte fast unmerklich.

«Kann ich Sie

wiedersehen?»

«Nein», sagte sie. «Das wäre keine gute Idee.»

Hoffman überlegte einen Moment, griff dann in seine Tasche und zog eine Visitenkarte heraus. «Hier ist meine Adresse und Telefonnummer», sagte er.

«Falls Sie mal irgendwas brauchen, rufen Sie mich an. Vielleicht kann ich Ihnen helfen.»

Er betrachtete ihr vollkommenes Gesicht, das jetzt vor Verzweiflung ganz starr war. In ihrer Verletzlichkeit war sie sogar noch schöner als

vorher. Ohne recht zu wissen, was er tat, beugte er sich zu ihr hin, um sie zu küssen. Sie wich heftig zurück und legte die Hand an den Griff der Wagentür.

«Nein», sagte sie. Sie stieg aus und ging zu ihrem Wohnhaus. Hoffman

wartete; er wollte wissen, ob sie sich umsehen würde, aber sie tat es nicht.

7

Am Montagmorgen stand Lina Alwan früh auf, um zeitig im Büro zu sein. Es war, als könnte ihre Beflissenheit den Fehler wieder tilgen, den sie auf der Party der Darwishs begangen hatte. Den

Sonntag hatte sie damit verbracht, ihre Wohnung aufzuräumen, alle Anzeichen der Unordnung aus ihrem Leben zu beseitigen. Auf dem Bett waren Plüschtiere aus ihrer Kindheit aufgereiht. Auf der Frisierkommode war eine Bildergalerie ihrer

Familie, einschließlich eines Fotos von allen zusammen am Strand von Aqaba, eine Ewigkeit her. Über dem Kamin im Wohnzimmer hing ein großes Poster vom Ishtar-Tor in Babylon, dessen gelbe und blaue Fliesen

deutsche Archäologen in penibler Kleinarbeit rekonstruiert hatten. Sie hatte sogar ein Porträt vom Herrscher, das sie in einer Kammer aufbewahrte, für den Fall, dass sie mal von einem von Hammuds Leuten Besuch bekam.

Lina zog sich schnell an und fuhr mit der U-Bahn zwei Stationen bis Lancaster Gate, von wo aus es nur noch ein kurzer Spaziergang durch den Hyde Park zum Büro war. Es war ein kühler, wolkenlos klarer Morgen,

und die Sonne wirkte auf Lina wie eine Art Bleichmittel, das alle Erinnerungen auslöscht. In der Tiefe ihrer Handtasche lag noch Hoffmans Visitenkarte, und sie blieb kurz hinter dem Eingang zum Park bei einem Mülleimer stehen, um sie

wegzuwerfen. Aber dann fiel ihr ein, dass sie jemand beobachten und später die Karte aus dem Eimer fischen könnte, und so ließ sie sie lieber in ihrer Brieftasche. Es würde heute reichen, wenn sie vertrauenswürdig und

sauber aussah, von der Sonne gewaschen.

Lina überquerte die Wiese, vorbei an der knochenweißen Plastik von Henry Moore, an der sich im Sommer die Schwulen trafen und voneinander Zigaretten schnorrten. Sie ging auf die Brücke zu, die

über den Serpentine führte. Eine Gruppe Enten dümpelte am Ufer, darauf wartend, dass ihnen jemand Brotkrumen zuwarf. Auf der anderen Seite des Wassers konnte Lina die Statue von Peter Pan sehen, die Flöte in der

Hand, im Begriff, die Kinder Londons ins Nimmerland zu entführen. Was für eine glückliche britische Phantasie. Hätte ein Iraker die Geschichte geschrieben, hätte Peter Pan am Schluss für Kapitän Hook gearbeitet.

In der Nähe der

Serpentine Gallery stand ein weißer Porsche – rote Ledersitze, Kabrioverdeck, auf dem Armaturenbrett ein goldenes Lippenstiftgehäuse. Lina blieb stehen, um den Wagen zu bewundern. Dies war eine ihrer

konkreteren Phantasien – der Traum, sich irgendwann einen Porsche zu kaufen, um dann mit hundertsechzig Stundenkilometern nach Surrey, in die Cotswolds oder in irgendein anderes Niemandsland zu fahren: die Augen hinter einer

dunklen Brille versteckt, um den Hals einen Seidenschal, der hinter ihr im Fahrtwind flatterte. Unterwegs würde sie einen Mann aufgabeln, und wenn er ihr nicht gefiel, würde sie ihn einfach wieder aus dem Wagen werfen. Eine

Frau in einem Porsche genoss Ansehen. Sie war ein Objekt der Begierde und zugleich mit der Schnelligkeit und Stärke ausgestattet, jederzeit zu entkommen. Lina wusste, wenn sie aufhören würde, für Hammud zu arbeiten, dann könnte sie es sich

aus dem Kopf schlagen, jemals mit einem Porsche irgendwohin zu fahren. Stattdessen würde sie zusammen mit den anderen jungen Araberinnen in den Topf geworfen werden und müsste versuchen, ein

«braves Mädchen» zu werden. So wie all die anderen *khosh binaya*, die sich wie Jungfrauen benahmen, selbst wenn sie keine mehr waren, um sich einen Mann zu angeln. Ein unerträglicher Gedanke für sie.

Lina war jetzt fast in

Knightsbridge. Zu ihrer Rechten sah sie das klotzige Podest des Albert Memorial, ein nüchternes rotes Backsteindenkmal zu Ehren des idealen viktorianischen Ehemannes. Die Statue erinnerte Lina an ihren

Vater. Als er in den Jahren vor seinem Tod sichtlich gealtert war und zunehmend teilnahmsloser wurde, hatte Mr. Alwan ganze Tage im Hyde Park verbracht. Er las die arabischen Zeitungen und grübelte über seine verschiedenen

geschäftlichen Rückschläge nach. Das war die eine große Schwäche ihres Vaters gewesen – seine Unfähigkeit, Geld zu machen –, und Lina vermutete, dass dies der Grund für ihre

gegenwärtigen Schwierigkeiten war.

Mr. Alwan war ein weiser und kultivierter Mann gewesen, ein Mann der arabischen Aufklärung, der seine Tochter auf amerikanische Schulen in Bagdad und Amman und dann auf die Universität in

London geschickt hatte, der jede akademische Auszeichnung, die sie bekommen hatte, auskostete, als wäre es seine eigene gewesen. Aber er hatte nur langsam begriffen, dass sein so geliebtes Zeitalter der

Aufklärung überall um ihn herum zusammenbrach. In dieser neuen Ära behandelten die einfachsten und rückständigsten aller Araber – die Beduinen der Wüste – die gebildeten Araber wie Kamele. Die Iraker, früher einmal das

gelehrteste aller islamischen Völker, wurden nun von einem Clan von Schlägern und Folterern regiert. Und die Briten und Amerikaner, diese Missionare des Fortschritts, warfen sich plötzlich sowohl vor den

Beduinen als auch vor den Schlägern nieder.

Vor seinem Tod war Linas Vater dazu übergegangen, es das *Asr al-Jahiliyya* zu nennen, das neue Zeitalter der Ignoranz, wie jenes, das auf der Arabischen Halbinsel vor der Ankunft

des Propheten Mohammed geherrscht hatte. In so einer Welt war die einzige Sache, die Lina verstand, dass sie Geld brauchte. Geld und Schweigen, das waren die Schlüssel zum Überleben im neuen Zeitalter der Ignoranz.

Geld bedeutete Unabhängigkeit und eine gewisse Sicherheit, selbst wenn es von Nassir Hammud kam. Schweigen bedeutete Überleben. Als Lina sich dem grauen Betonbau auf Knightsbridge näherte, dachte sie wieder an ihren

Porsche. Wollte sie einen weißen haben oder lieber einen schwarzen?

Lina nahm den Lift in den fünften Stock und gab den Code in das Ziffernschloss ein, worauf sich die schwere Tür zur

Buchhaltungsabteilung öffnete. Es war erst kurz nach acht, und die Büros waren noch fast leer. Sie ging den ägyptischen Kaffeejungen suchen, aber als sie ihn nicht fand, machte sie sich selbst eine Tasse. Dann ließ sie sich an ihrem grauen

Schreibtisch nieder, schaltete ihren Computer ein und begann mit der täglichen Buchprüfung.

Die EDV-Anlage von Coyote Investment entsprach völlig Mr. Hammuds Sicherheitswahn. Er hatte

sie mit dem Instinkt des Geschäftsmannes angeschafft, der weiß, dass er die moderne Technik braucht, um effektive Arbeit zu leisten, gleichzeitig aber den freien Zugang zu ihr beschränken muss, um alles unter Kontrolle zu haben. Das

war typisch für die Iraker, die als Einzige unter den Arabern so viel Respekt vor der Technologie entwickelt hatten, dass sie sie um jeden Preis kontrollieren wollten. Das Regime in Bagdad verfolgte zum Beispiel die

Praxis, an der Grenze sämtliche Schreibmaschinen zu beschlagnahmen. Selbst in diesen einfachen Geräten sah man mächtige Instrumente der Information, die in die Hände des Regimes gehörten statt in die seiner

Feinde. Mr. Hammud verfolgte die gleichen Prinzipien bei Coyote.

Linas eigentliche Aufgabe als Systemadministratorin bestand darin, ihre Arbeitskollegen zu bespitzeln. Natürlich

bezeichnete Mr. Hammud es nicht so, aber darum ging es. Er und Professor Sarkis hatten ein System installiert, das eine riesige Überwachungsanlage war. Jedes Mal wenn ein Mitarbeiter eine Datei öffnete, hinterließ er eine Spur, die erfasst und

verfolgt werden konnte, und es war Linas Aufgabe, diese Fußspuren im digitalen Schnee täglich zu überprüfen, um zu sehen, was jeder Einzelne gemacht hatte.

Sie begann ihre Arbeit, indem sie die am Vortag

erfassten Aktivitäten jeder einzelnen der fünfundzwanzig Personen bei Coyote nochmals überprüfte. Sie hatte für jeden Mitarbeiter ein Benutzerprofil erstellt und wusste, auf welche Dateien er regelmäßig zugriff. Sie wusste, zu

welchen Tageszeiten und an welchen Wochentagen wer welche Arbeit machte. Wenn sie irgendeine Auffälligkeit feststellte – wenn irgendjemand eine Datei öffnete oder bewegte, die nicht in unmittelbarem

Zusammenhang mit seiner Arbeit stand, oder wenn jemand sich außerhalb der normalen Bürozeiten einloggte –, hatte sie umgehend Professor Sarkis zu benachrichtigen. Die einzigen Systembereiche, die für sie tabu waren, waren die von

Mr. Hammud und Professor Sarkis. Das hatte Professor Sarkis ihr mit Nachdruck eingeschärft, als sie die Stelle übernahm. Er warnte sie, wenn sie versuchen sollte, Mr. Hammuds persönliche

Dateien einzusehen, hinterließe sie selbst eine Spur, die verfolgt werden konnte.

Das war das andere außergewöhnliche Merkmal des Systems. Es sollte zwei Gehirne haben. Linas Aufgabe bestand darin, als untergeordnetes

Gehirn zu fungieren, sich um die normalen Funktionen zu kümmern – Benutzerkonten einzurichten oder zu löschen und Aktivitäten zu überwachen. Diese Befugnisse waren ihr unter der Bedingung übertragen

worden, dass sie sie nicht überschritt. Hammud und Sarkis verkörperten das übergeordnete Gehirn. Sie planten die Transaktionen, bewegten das Geld. Wie Lina verfügten sie über die Mittel, das Netzwerk zu durchforsten – andere Dateien durchzusehen und

auf jedem der mehreren hundert Konten des Systems geschäftliche Transaktionen durchzuführen. Aber sie bestanden darauf, dass ihre eigenen Dateien niemals und unter keinen Umständen eingesehen

wurden. Es war das elektronische Äquivalent einer verspiegelten Glasscheibe, die Mr. Hammud und seinem Sicherheitschef erlaubte, alles zu überwachen und gleichzeitig unsichtbar zu bleiben. Nicht einmal jetzt konnte Lina ausschließen,

dass Professor Sarkis an seinem Terminal saß und beobachtete, wie sie die anderen Mitarbeiter kontrollierte.

Helen Copaken hätte sich das nie gefallen lassen, dachte Lina. Helen war im Fachbereich

Informatik an der Universität ihre beste Freundin gewesen, eine derart gescheite Frau, dass sie sogar die Männer in ihren Kursen eingeschüchtert hatte. Sie und Lina telefonierten immer noch alle paar Wochen miteinander; es

waren weitschweifige Gespräche, die gewöhnlich damit endeten, dass Helen sie bat, jetzt endlich aufzuhören. Wenn Helen gewusst hätte, wie die EDV bei Coyote funktionierte, hätte sie das als empörend und

barbarisch verurteilt – ein Systemadministrator, dem verboten war, bestimmte Dateien einzusehen! – und hätte Lina gesagt, sie solle keinen Augenblick länger dort bleiben. Aber was wusste Helen schon? Sie war keine Irakerin. Sie hatte noch nie Angst

gehabt.

Lina verbrachte an diesem Morgen fast drei Stunden damit, Anmelde- und Abmeldezeiten durchzublättern und sie mit den Benutzerprofilen zu vergleichen, aber sie entdeckte nichts

Ungewöhnliches. Es war fast Mittagszeit. Sie machte sich auf die Suche nach ihrer Freundin Randa Aziz, um sie zu fragen, ob sie Lust hätte, das neue Café im Beauchamp Place auszuprobieren, aber als sie sie nirgends finden konnte, beschloss sie

weiterzuarbeiten. So groß war ihr Hunger auch nicht, und Professor Sarkis würde sich freuen, wenn er sah, dass sie die Mittagszeit durcharbeitete.

Und so machte das «brave Mädchen» weiter. Als nächstes überprüfte sie

wie immer das Geldtransfersystem des Unternehmens. Für jede Auszahlung von den Londoner Firmenkonten sowie für jeden Geldeingang gab es einen Beleg, den die Drucker auswarfen. Lina hatte die Aufgabe nachzuprüfen, ob

niemand diese Belege gefälscht hatte. Bei diesem Buchprüfungsvorgang sammelte der Computer die Parameter jeder einzelnen Geldtransaktion – den Dollarbetrag der Zahlung, seine Herkunft, den

Zahlungsempfänger sowie Tag und Zeitpunkt der Zahlung – und fasste alle diese Angaben in einer einzigen Zahlenkombination zusammen, die fast so etwas wie ein Siegel darstellte. Wurde irgendeine Variable in

diesem Zahlencode verändert, brach das Siegel dieses Prüfcodes sofort. Der Computer überprüfte regelmäßig die Richtigkeit seiner Prüfcodes, aber Nassir Hammud traute seinem Computer ebenso wenig

wie seinen Angestellten. Und so hatte Lina die Aufgabe, eine Zweitüberprüfung vorzunehmen.

Sie bemühte sich, bei dem Geldtransfer nicht näher hinzusehen. Einfach die Zahlen zusammenzählen, hatte

Professor Sarkis gesagt, und sie versuchte, nur das und nicht mehr zu tun. Aber die Überweisungen kamen ihr sonderbar vor. Da wurden Geldbeträge zu Banken an den unwahrscheinlichsten Ecken der Welt

überwiesen: die niederländischen Antillen, die Channel Islands, Liechtenstein, Panama. Es gab keine Hinweise, wofür diese Überweisungen bestimmt waren. Versuchte Coyote, Immobilien in Panama zu erwerben oder vielleicht

eine holländische Reederei zu übernehmen? Oder waren diese Zahlungen bloß ein Täuschungsmanöver, um andere Transfers zu tarnen, die eigentlich in Singapur oder São Paulo stattfanden? Die Dateien

gaben keinerlei Aufschluss darüber, und, wie Professor Sarkis immer betonte, es gab für Lina auch keinerlei Grund, etwas darüber zu erfahren. So tat sie also, was man ihr sagte, und versuchte zu vergessen, dass sie sich trotzdem Fragen stellte.

Als es dann passierte, geschah es fast aus Versehen. Lina war gerade dabei, ihre Überprüfung abzuschließen und die Zahlen zusammenzuzählen, um sicherzugehen, dass sie mit der offiziellen Liste der

Auszahlungen übereinstimmte, die jede Woche an die Buchhalter ausgegeben wurde. Als sie die beiden Endsummen verglich, stellte sie eine ungewöhnlich hohe Diskrepanz fest, insgesamt fast zwölf Millionen Dollar. Ihr einziger Gedanke in

diesem Moment war, dass ihr ein Fehler unterlaufen sein musste, für den sie gerügt werden konnte. Sie ging noch einmal die Geldtransferbelege durch und stellte fest, dass in der letzten Woche ein entsprechender Betrag –

11 920 000 Dollar – von einer Tochtergesellschaft Coyotes auf das Konto eines Unternehmens in Panama namens Oscar Trading überwiesen worden war. Das Unternehmen war ihr nicht bekannt.

Einfach die Zahlen

zusammenzählen. Aber wenn sie nicht übereinstimmten? Wieder war es hauptsächlich die Angst, Schwierigkeiten zu bekommen, die sie veranlasste, die Datei über das Unternehmen in Panama zu suchen. Wer

bearbeitete sie, fragte sie sich. Der irakische Buchhalter, der die Verbindlichkeiten verwaltete, war manchmal schludrig. Vielleicht war ihm ein Fehler unterlaufen. Sie schickte eine generelle Anfrage ans System.

Es war ein derart

normaler Buchprüfungsvorgang, dass sie kaum einen Gedanken daran verschwendete. Als aber dann die Datei auf dem Bildschirm erschien, blieb ihr die Luft weg. Das Verzeichnis sagte ihr:

«HAMMUD/PER». Sie hatte einen grauenhaften Fehler begangen. Die Unterlagen über das Unternehmen in Panama befanden sich in Mr. Hammuds persönlichem Bereich. Keiner außer ihm sollte Zugang zu ihnen haben.

Sie hatte, wenn auch nur für einen Moment, die unsichtbare Mauer durchbrochen und flüchtig das Gesicht von Nassir Hammud erblickt. Schlimmer noch, sie hatte einen elektronischen Fußabdruck hinterlassen,

den irgendjemand unweigerlich entdecken würde.

Lina wurde schlecht. Sie schloss das Fenster mit dem Suchergebnis sofort wieder und beschäftigte sich mit anderen Buchprüfungsvorgängen, stellte aber nach zehn

Minuten fest, dass sie sich nicht konzentrieren konnte. Sie wollte gerade auf die Toilette gehen, als das Telefon klingelte.

Noch bevor sie abnahm, wusste sie, dass es Professor Sarkis war. Er wollte sie auf der Stelle in

seinem Büro sprechen. Lina sagte, sie sei in fünf Minuten dort, aber er bestand darauf, dass sie sofort käme. Keine fünf Minuten. Sarkis Stimme war, sogar verglichen mit seinem sonstigen schroffen Ton, scharf und unangenehm. Während sie

den Gang entlangging, spürte Lina, wie ihre Stirn feucht wurde, wie sich ihr die Kehle zusammenzog und die Beine schwach wurden.

Professor Sarkis Büro war beklemmend eng und stickig. Sein Schreibtisch

war übersät mit den Jahresberichten der Firmen, die Coyote Investment erworben hatte, erwerben wollte oder vor kurzem verkauft hatte – alle zu hohen wackligen Türmen aufgestapelt: eine Hotelkette in Asien, eine

Wohnungsbaugesellschaft in Miami, ein Kreditkarten-Service-Unternehmen in Amman. Es war in aller Munde, dass Mr. Hammud ein Einkäufer war, und täglich flatterten neue Angebote auf seinen Tisch. Auf dem Schreibtisch

stand ein PC, auf dem Bord dahinter befanden sich weitere hohe Papierstapel, ein arabisches Buchhaltungslehrbuch, eine Flasche armenischer Cognac und ein Glas Aspirin.

In diesem Chaos

herrschte Sarkis, der vertrauenswürdigste aller vertrauenswürdigen Mitarbeiter. Der Herrscher, hieß es, hielt die christlichen Armenier im Irak für besonders verwundbar und daher für besonders

vertrauenswürdig. Sie waren die Höflinge und Finanzberater des neuen Irak geworden, ähnlich wie ihre Vorfahren in den alten Zeiten des Osmanischen Reichs für den Sultan gearbeitet hatten. Professor Sarkis' Vater, ein Schneider, soll sich mit

dem Herrscher so gut gestellt haben, dass er ihm in der Anfangszeit die Uniformen schneiderte. Professor Sarkis hatte auf seinem Schreibtisch gut sichtbar eine große Fotografie vom Herrscher in jungen Jahren mit

Uniform aufgestellt, damit es niemand vergaß.

Als sich Lina näherte, drückte Professor Sarkis' Sekretärin auf einen Summer. «Kommen Sie herein!», rief er durch die geschlossene Tür. Als Lina eintrat, erhob er sich halb von seinem Sessel und

beugte sich zu ihr vor. Er wirkte zornig. Sein Gesicht war rot, und seine Lippen waren dünn und geschürzt, als hätte er an einer Zitrone gesaugt. Der Bildschirm des PC auf seinem Schreibtisch leuchtete. Er wusste

Bescheid.

«Nehmen Sie bitte Platz», sagte er. Er war kurz angebunden und förmlich, wenn er aufgeregt war. Lina setzte sich in den Besuchersessel vor dem Schreibtisch. Sie schlug die Beine übereinander und erinnerte

sich daran, dass sie schließlich nichts Schlimmes getan hatte. Während sie dasaß und ihre Handtasche umklammerte, fiel ihr ein, dass Sam Hoffmans Visitenkarte immer noch in ihrer Brieftasche steckte.

Sie veränderte die Stellung ihrer Beine, sodass die Tasche vom Tisch wegschwang. Der Chef der Buchhaltung blickte sie immer noch wütend an. Lina räusperte sich.

«Ist irgendwas nicht in Ordnung, Professor Sarkis?», fragte sie. Sie

wollte jetzt nicht mehr länger warten.

«Wie?», fragte er und klopfte gegen sein Hörgerät.

«Ist irgendwas nicht in Ordnung?», wiederholte sie.

«In der Tat», sagte er

leise, indem er sie in aller Ruhe von oben bis unten musterte. «Mr. Hammud wird außer sich sein, wenn er wiederkommt.»

«Wieso? Ich habe doch nichts Unrechtes getan. Ich mache nur meine Arbeit.»

Bei Linas

Unschuldsbeteuerung explodierte Professor Sarkis.

«Lügnerin!», brüllte er und schlug gleichzeitig mit der Faust auf den Tisch. «Sie sind eine Lügnerin!»

Sie wartete darauf, dass er sie auf ihre generelle

Dateienanfrage ansprach, aber er sah sie nur stumm an.

«Was habe ich denn getan?», fragte sie flehend. Diesmal war es fast ein Winseln.

Der Armenier drohte ihr mit dem Finger und richtete ihn dann wie eine

Waffe auf sie. «Sie werden uns hier zu neugierig, mit Ihrer Herumschnüffelei.»

«Ich schnüffle nicht herum. Ich tue nur das, was Sie mir aufgetragen haben.»

«Und ob Sie herumschnüffeln! Ich hab

Ihnen gesagt, Sie sollen nie Ihre Nase in Mr. Hammuds Angelegenheiten stecken. Nie! Aber Sie tun es trotzdem. Wie sollen wir Ihnen denn da noch vertrauen?»

«Es tut mir leid», sagte sie leise. «Es wird nicht

noch einmal vorkommen.»

«Was?», fragte er, indem er sich die Hand ans taube Ohr hielt.

«Es wird nicht noch einmal vorkommen», wiederholte sie. «Es tut mir leid.»

Sarkis schnaubte.

«Wieso haben Sie mit diesem Ausländer geredet? Das möchte ich auch gerne mal wissen.»

Linas Kehle schnürte sich wieder zu, es war die blanke Angst, die ihr die Luftröhre zusammenpresste. Sie konnte gerade noch mit

Mühe die Worte herausbringen: «Was für ein Ausländer?»

«*Etchmiadzin!*», brüllte Professor Sarkis, den Namen der Heiligen Stadt der Armenier als Fluch benutzend. Wieder schlug er mit der Faust auf den

Tisch. «Sie wissen ganz genau, von wem ich rede, der Mann, den Sie auf der Party der Darwishs kennengelernt haben. Der Mann, mit dem Sie nach Hause gefahren sind. Dieser Hoffman. Hören Sie endlich auf, mir was vorzuspielen, verdammt

nochmal.» Er spuckte in den Papierkorb.

Linas Selbstbeherrschung zerbröckelte zunehmend. Sie fühlte sich entblößt, als würde man ihr die Kleider vom Leib reißen. Was ihr so viel Angst machte, war

nicht, dass sie irgendetwas Falsches getan hatte, sondern dass sie so genau beobachtet worden war.

«Bitte», sagte sie, wobei ihr eine einzelne Träne über die Wange glitt. «Ich kenne ihn doch gar nicht.»

«*Tootum kalogh!*», donnerte er, einen

armenischen Ausdruck benutzend, der so viel wie «Melonenkopf» bedeutet. Wieder hämmerte er auf den Tisch. Die Papierberge gerieten bedrohlich ins Schwanken. «Sie sind eine Lügnerin!»

«Ich kenne ihn nicht»,

wiederholte sie. «Ich bin ihm auf der Party zum ersten Mal begegnet.»

«Lügnerin!» Er schien ihr das Wort fast entgegenzuspucken. Er sah sie so durchdringend an, dass man meinen konnte, seine Augen hätten Feuer gefangen.

«Dieser Hoffman war es auch, der hier als Mr. White aufgetaucht ist. Wir haben sein Foto. Also hören Sie endlich auf zu lügen. Was plaudern Sie ihm denn so alles aus? Alle unsere Geheimnisse! Was?»

Nach diesem letzten Angriff brach Linas ganze Verteidigung zusammen. Sie vergrub das Gesicht in den Händen und brach in Tränen aus. Sie fühlte sich völlig alleingelassen und verletzlich, fast wie nach einem körperlichen Angriff. Sie hatte sich von

Hoffmans Charme und Neugier einnehmen lassen und war nun Professor Sarkis' Wutausbruch schutzlos ausgeliefert. Die Tränen kamen tief aus ihrem Innern.

«*Eshek!*», sagte Sarkis verächtlich. Das Wort

bedeutete «Esel!» auf Armenisch. Er griff nach dem Aspiringlas, schüttelte ein halbes Dutzend in seine Hand und steckte sie sich hastig in den Mund. «Reißen Sie sich zusammen. Antworten Sie mir! Irgendwas müssen Sie schon wissen! Raus

damit.» Er reichte ihr ein Papiertaschentuch – für Sarkis eine Geste ungeheurer Großzügigkeit. Lina putzte sich die Nase.

«Es tut mir so leid, Professor Sarkis», sagte sie mit noch immer zittriger Stimme. «Aber ich habe

die Wahrheit gesagt. Ich habe nicht gewusst, dass Hoffman dieser Mr. White war. Ich bin ihm auf der Party zum ersten Mal begegnet. Wir haben nicht über die Firma gesprochen. Er hat versucht, mich abzuschleppen, aber ich

hab mich von ihm nur zu Hause absetzen lassen, weiter nichts.»

«*Achpar!*», sagte er. Das Wort bedeutete «Bruder» auf Armenisch, aber auch das benutzte Sarkis als Schimpfwort. Er richtete den Finger wieder

auf Lina. «Treffen Sie sich mit diesem Typ nochmal? Jetzt bloß keine Lügen mehr!»

«Nein, Sir. Als er mich zu Hause abgesetzt hat, habe ich ihm gesagt, dass wir uns nicht mehr treffen können. Ehrlich.»

Sarkis verdrehte bei

dem Wort «ehrlich» die Augen. «Hat dieser Typ Ihnen irgendwas gegeben? Telefonnummer? Visitenkarte? Sonst was?»

Lina sah ihn an und fühlte in ihrem Innern wieder das blanke Entsetzen. Aber das

Zittern hatte aufgehört.

«Nein», log sie. «Nichts.»

Jetzt, wo sie sich verstellte, war ihre Stimme selbstbewusster als vorher, als sie die Wahrheit gesagt hatte. Die Handtasche baumelte neben ihr, wie eine Schlinge.

«Nichts?» Professor Sarkis betrachtete prüfend ihr Gesicht, aber es war schwierig, irgendetwas daran abzulesen, weil sie geweint hatte und ihre Augen gerötet waren. Die Hauptsache war, dass er ihr Angst gemacht hatte,

und das reichte. Er schenkte Lina ein abstoßendes, dünnlippiges Lächeln.

«Und was sollen wir jetzt mit Ihnen machen, nachdem Sie sich mit diesem Ausländer herumgetrieben haben? Meinen Sie, Sie sind

immer noch eine vertrauenswürdige Mitarbeiterin?»

Lina nickte, antwortete aber nicht. In diesem Moment wusste sie nicht, wovor sie mehr Angst hatte – was sie mit ihr tun würden, wenn sie bei

Coyote blieb, oder was sie tun würden, wenn sie versuchte zu gehen.

Sarkis reichte ihr noch ein Papiertaschentuch und bedeutete ihr aufzustehen. «Das wär's. Und jetzt Schluss mit der Rumheulerei. Wollen Sie sich für den Rest des

Tages freinehmen? Dann können Sie das alles vielleicht vergessen. Und kein Wort zu den anderen, bitte! Ich rede mit Mr. Hammud, wenn er wieder in London ist, und sage ihm, es tue Ihnen sehr leid, diesen Fehler

gemacht zu haben. Wir werden sehen, was passiert.»

«Ja», murmelte sie. «Danke.»

«Schon in Ordnung. Die Herumschnüffelei muss jetzt aufhören!» Er begleitete sie zur Tür. Als Lina zu ihrem Büro

zurückging, um ihre Sachen zu holen, hörte sie Professor Sarkis seine Sekretärin anschreien.

8

Sam Hoffmans erste Handlung an diesem Montagmorgen bestand darin, seinen Freund Asad Barakat anzurufen. Barakat war ein palästinensischer Bankier, aber diese Beschreibung

wurde ihm nicht gerecht. Er unterhielt ein privates Netzwerk, das sich über den ganzen Nahen Osten erstreckte, und er wusste Dinge, die normale Banker nicht wussten. Hoffmans Vater hatte die beiden einige Jahre zuvor miteinander bekannt

gemacht, und Sam vermutete, dass Barakat, wie so viele andere, die zum festen Inventar der arabischen Kolonie in London gehörten, früher einmal im Sold der CIA gestanden hatte. Er war Sam Hoffmans wertvollster

Informant geworden und auch sein teuerster.

Hoffman wusste, wenn er aus Barakat irgendetwas herausholen wollte, würde er ihm ein bescheidenes Geschenk anbieten müssen. Das war genauso ein Brauch wie das Ritual arabischer

Gastfreundschaft, Blumen oder eine Flasche Scotch mitzubringen, wenn man bei jemandem zum Abendessen eingeladen war. Man ging nie mit leeren Händen zu einer Einladung. Hoffman überlegte kurz, was sich

als eine geeignete Gabe anbieten würde, und dann fiel ihm ein Memo ein, das er in der Woche zuvor an einen Klienten in Texas geschickt hatte. Der Texaner wollte eine Raffinerie verkaufen, die er in Galveston besaß, und er hatte Hoffman gebeten,

ihm eine Beurteilung der beiden Kaufinteressenten zu liefern. Das höhere Angebot kam von einem pakistanischen Investor, aber Hoffman hatte einige Nachforschungen angestellt und entdeckt, dass ebendieser Pakistani

eine Bank in Karatschi besessen hatte, die etwa vor zehn Jahren Konkurs anmelden musste. Schlechtes Zeichen. Und so hatte Hoffman dem Texaner den Rat gegeben, das niedrigere Angebot anzunehmen, das von einem Konsortium

saudischer Investoren kam, das sich Goldener Sand nannte. Hoffman las den trockenen, juristischen Text seines Memos noch einmal durch, in dem die magischen Worte «mit gebührender Sorgfalt» viermal wiederholt wurden.

Aber die Botschaft war eindeutig: Der Pakistani war ein Verlierer, und es wäre dumm von dem Texaner, sein Angebot anzunehmen. Hoffman hatte jetzt seinen Köder. Er nahm den Hörer ab und wählte Barakats Nummer.

«Hallo, *ustaaz* Asad»,

sagte Hoffman ins Telefon, womit er den Bankier so anredete, wie ein Student seinen Professor anreden würde. «Was machen Sie heute?»

«Fernsehen», sagte Barakat. «Und mit Genf reden.»

«Was sagen die in Genf zum Dollar?»

«*Ya habibi*, woher soll ich das wissen? Sie sind alle sehr nervös. Sie sagen nicht viel.»

«Deswegen sind sie so reich.»

Barakat lachte leise, nur einmal. Ha! Seine Sprache

war eine Mischung aus süßen arabischen Höflichkeiten und der knackigen Sprechweise eines im Westen ausgebildeten Bankers. Es war eine angenehme Kombination, wie Honig, der auf ein warmes

Teegebäck geträufelt wird.

«Wie geht's Ihrem Vater?», fragte Barakat. Es war ein Fehler, bei ihm mit der Tür ins Haus fallen zu wollen.

«Wie immer. Ich glaube allerdings, ihm fehlt die Action.»

«Kann schon sein. Aber

unterschätzen Sie ihn nicht. Ihr Vater weiß mehr, als er zugibt.»

«Ja.» Hoffman reichte es allmählich, sich über seinen Vater zu unterhalten. «Hören Sie», sagte er. «Es tut mir leid, wenn ich Sie störe, aber

haben Sie einen Moment Zeit?»

«Aber natürlich. Was kann ich für Sie tun?»

«Eigentlich nur eine Kleinigkeit. Ich rufe hauptsächlich an, um etwas weiterzugeben.»

«Und das wäre?»

«Ich habe ein Gerücht

aufgeschnappt, das den Raffinerieverkauf in Galveston betrifft. Ich glaube nicht, dass der Pakistani es schaffen wird.»

«Nein?»

«Nein. Ich habe das Gefühl, die Saudis kriegen

den Zuschlag. Sie haben ein gesundes Geschäft, und sie bieten einen attraktiven Preis.»

«Die Saudis haben ein sehr gesundes Geschäft. Mein Schwager arbeitet dort. Er hat mich gebeten, ein paar Aktien zu kaufen.»

«Tatsächlich?» Hoffman versuchte, überrascht zu klingen. «Das wäre jetzt vielleicht ein günstiger Zeitpunkt für den Kauf.»

«Vielleicht», sagte Barakat. Es trat eine Pause ein, in der beide Männer die Transaktion

zur Kenntnis nahmen.

«Und da wäre noch eine andere Sache», sagte Hoffman.

«Ach ja?» Jetzt war es an Barakat, Überraschung vorzutäuschen.

«Ich habe mich gefragt, wie viel Sie über Nassir Hammud wissen.»

«Eine ganze Menge von dem, was man wissen kann. Den Rest weiß niemand. Er ist ein Mann mit vielen Geheimnissen.»

«Können Sie mir etwas über ihn erzählen?»

«Einiges. Aber nicht am Telefon.»

«Kann ich zu Ihnen kommen?»

«Natürlich. Ich habe allerdings viel zu tun. Wann möchten Sie denn kommen?»

«Jetzt. In etwa zwanzig Minuten.»

«Jetzt sofort?» Barakat wäre ein anderer Zeitpunkt

offensichtlich lieber gewesen, aber er stand, zumindest im Augenblick, in Hoffmans Schuld. «Sagen wir in einer halben Stunde», sagte er.

Barakats Bank, die er Bank Arabia nannte, hatte

ihren Hauptsitz in einer Seitenstraße der Park Lane, nur ein paar Schritte von Hoffmans Büro entfernt. Es war äußerlich ein bescheidenes Gebäude, weit weniger imposant als die neueren Banken, die den Saudis, Kataris und Kuwaitis

gehörten, die sich in einigen der teuersten Immobilien Londons niedergelassen hatten. Arabisches Geld hatte die gleichen Eigenschaften wie jedes andere: Wenn es neues Geld war, wollte es seine Ankunft kundtun.

Altes Geld wollte seine Dauerhaftigkeit und Stabilität zeigen, während schmutziges Geld sich verstecken wollte. Coyote Investment gehörte eindeutig in diese letzte Kategorie. Bank Arabia lag irgendwo dazwischen.

Barakat war ein

korpulenter Mann, mit einem runden Gesicht von der Größe einer Bowlingkugel. Er hatte eine Schwäche für italienische Anzüge und ließ sie sich in Übergröße schneidern, sodass sie sich wie Seidenfallschirme um

seinen Körper drapierten. Als Hoffman hereinkam, sah er gerade auf die Uhr, ein Zeichen, dass das Gespräch nicht lange dauern würde, ganz gleich, wie sehr er in Hoffmans Schuld stand.

«Also, was können Sie mir über Nassir Hammud

erzählen?», fragte Hoffman, sowie er die Tür hinter sich geschlossen hatte. Wenn ihm nicht viel Zeit zur Verfügung stand, dann wollte er sie nicht auf Nettigkeiten verschwenden.

«Weiß Ihr Vater, dass

Sie mich wegen dieser Sache sprechen wollen?»

«Ja», log Sam. Was spielte sein Vater schon für eine Rolle?

Barakat zog die Augenbrauen hoch und nickte gleichzeitig, als wolle er damit sagen, dass er Sam glaubte, es aber

nachprüfen würde. «Also gut», sagte er. «Was möchten Sie wissen?»

«Alles, was Sie mir erzählen können.»

«Nun», sagte Barakat. «Zunächst einmal weiß ich, dass er auf Reisen ist.»

«Tatsächlich? Wohin?»

«Die Gerüchteküche erzählt was von Bagdad.»

Hoffman lächelte. Barakat wusste alles. «Und was bedeutet das?»

«Das bedeutet, dass er dort mit jemandem reden muss. Oder vielleicht, dass jemand mit ihm reden muss. Oder vielleicht

bedeutet es, dass seine Mutter krank ist und er sie besuchen gegangen ist. Mein lieber Sam, woher soll ich wissen, was das bedeutet? Wir sprechen hier vom Irak, und das ist das Land, über das niemand was weiß.»

«Richtig. Niemand weiß was. Aber was glauben Sie?»

«Ich glaube, dass im Irak zurzeit sehr merkwürdige Dinge im Gange sind. Das bekomme ich von jedem zu hören, der auch nur ein bisschen Bescheid weiß.

Irgendwas tut sich in Bagdad. Mehr kann ich auch nicht sagen. Warum fragen Sie nicht Ihren Vater?»

«Das habe ich schon versucht. Vergessen wir jetzt mal meinen Vater und das, was sich womöglich in

Bagdad tut, und probieren es mal mit etwas Leichtem. Erzählen Sie mir was über Coyote Investment.»

«Warum nicht?», erwiderte der Palästinenser. «Ich werde Ihnen das Wesentliche erzählen. Weil ich Sie mag

und Ihren Vater auch.»

Hoffman nickte und legte die Hand aufs Herz. Mein Gott, dachte er. Das wird teuer.

«Coyote Investment ist eine Holding, die ihren Hauptsitz hier in London hat», begann Barakat. «Ihr

gehören viele Unternehmen in der ganzen Welt. Sie haben Stahl, Aluminium, Computer, Chemie. Ich kann Ihnen eine Liste dieser Tochtergesellschaften geben, aber das ist nicht der entscheidende Punkt.»

«Was ist denn der entscheidende Punkt?»

«Der entscheidende Punkt ist nicht, was Coyote Investment alles gehört. Sondern wem Coyote Investment gehört.»

«Das ist doch klar. Nassir Hammud.»

«Das ist gar nicht so klar, mein lieber Sam.»

«Und wem gehört es dann?»

Barakat hob den Zeigefinger und tippte sich dann damit gegen die Nase. «Das ist die Frage, nicht wahr? Wem gehört es?»

«Helfen Sie mir auf die Sprünge. Ich muss es wissen.»

«Vielleicht. Aber nur wenn Sie mir erklären, warum Sie dieses Unternehmen so sehr interessiert.»

«Ich helfe jemandem.

Einem Mann, der vor Hammud große Angst hat und Informationen über ihn benötigt.»

«Wieso hat er Angst? Will Hammud sein Unternehmen schlucken?»

«Nicht so was. Er ist ein Niemand. Unter uns gesagt, es ist ein

philippinischer Koch, der glaubt, dass Hammud seine Frau umgebracht hat. Ich habe ihm versprochen, ihm zu helfen.»

«Ah, Robin Hood!», sagte er und tippte sich mit dem Finger wieder an die

Nase. «Okay, *habibi*. Ihr Amerikaner macht doch immer solche Sachen. Kleinen Leuten helfen. Für eine verlorene Sache kämpfen. Das macht euch so liebenswert. Tut mir leid, dass ich gefragt habe.»

«Sie wollten mir gerade

sagen, wem Coyote gehört.»

«Nein, wollte ich nicht. Aber jetzt, wo ich weiß, dass es hier eher um einen Akt der Barmherzigkeit geht als um Geschäftliches, will ich Ihnen ein paar Dinge

sagen, die ich gehört habe. Aber es sind nur Gerüchte, verstanden?»

«Klar. Schießen Sie los.»

«Coyote ist in sehr privater Hand, sodass die Besitzverhältnisse unklar sind. Aber es herrscht die verbreitete Meinung, dass

Hammud selbst nur einen relativ kleinen Anteil besitzt. Vielleicht zehn Prozent.»

«Und wem gehört dann der Rest?»

«Genau. Würden wir das nicht alle gerne wissen?»

«Na kommen Sie, Asad.

Wem gehört es?»

«Mein Verdacht?»

«Ja, um Himmels willen.»

«Dem Herrscher in Bagdad.»

«Wirklich?»

«Ja, mein Lieber. Wie ich höre, befindet sich der allergrößte Anteil von

Coyotes Aktien im Besitz von irgendwelchen Firmen in Steueroasen, die alle der Familie des Herrschers gehören. Nicht, dass man ihnen das jemals nachweisen könnte. Aber einige Leute glauben, dass dies der Notgroschen des

Herrschers ist.»

«Wie viel ist er wert?»

«Mindestens fünf Milliarden Dollar. Vielleicht doppelt so viel. Vielleicht fünfmal so viel. Wer weiß das schon genau? Ganz gleich wie hoch das Gesamtvermögen ist, es wird in die erstklassigsten

Anlagen in Europa und Amerika investiert. Und wirft dabei genug Cash ab, um den alten Knaben in Bagdad auf unbestimmte Zeit über Wasser zu halten, trotz der allergrößten Anstrengungen der

restlichen Welt, ihn in die Frührente zu schicken.»

«Der Gewinn geht an den Herrscher?»

«Vermutlich. Wenn meine Informationen stimmen, dann wird der Gewinn in vier Teile aufgeteilt, wobei Hammud seine zehn Prozent

bekommt oder wie viel es sind, und der Rest wird unter den Strohfirmen des Herrschers verteilt.»

«Und wo wären die zu finden?»

«Das weiß ich nicht. Vielleicht in Liechtenstein. Vielleicht in Luxemburg.

Vielleicht in Panama.
Wahrscheinlich in Genf.
Die in der Schweiz sind
genauso geheimnistuerisch
wie die in Panama, aber
weniger schwierig im
Umgang. Und außerdem
wird in Genf Französisch
gesprochen und nicht
dieses absurde Spanisch.»

Hoffman versuchte, sich einen Reim auf das zu machen, was Barakat ihm berichtet hatte. «Coyote ist also mehr oder weniger die Privatbank des Herrschers, und Hammud ist sein Bankier. Und alles läuft wie am Schnürchen.»

«Ja. Es sei denn, jemand wird gierig.»

«Was wollen Sie damit sagen?»

«Wissen Sie, mein Lieber, bei Arabern kursieren immer Gerüchte darüber, dass irgendjemand gierig geworden ist.»

«Tut mir leid, Asad, aber ich kann Ihnen nicht folgen.»

«Damit meine ich, wenn ich zehn Prozent von etwas habe, dann ist es ein Naturgesetz, dass ich irgendwann der Meinung bin, dass mir zwanzig

Prozent zustehen. Oder noch besser fünfzig. Und wenn ich denke, dass gerade niemand guckt, werde ich versucht sein, schnell in die Keksdose zu greifen.»

«Ist jemand gierig geworden?»

«Woher soll ich das

wissen? Wirklich, Sam. Seien Sie nicht albern. Wir sprechen hier vom Irak. Niemand weiß irgendwas über irgendwas.» Barakat blickte wieder auf seine Uhr. Ein Zeichen, dass die Unterredung beendet war.

«Und angenommen,

einer von Hammuds Angestellten findet heraus, dass er die Hand in der Keksdose gehabt hat. Was würde mit dieser Person geschehen?»

«*Haram*», sagte Barakat. Es war ein arabischer Ausdruck, der so viel wie «zu schade»

bedeutet.

Hoffman war sich nicht sicher, was er damit sagen wollte. «Wie war das?»

«Diese Person, fürchte ich, wäre tot.»

«Tot?»

«Ja. *Malheureusement.* Pech. *Haram.*»

Hoffman war erschüttert, dass Barakat so nüchtern das Todesurteil über jeden verhängte, der die Geschäfte von Coyote Investment ausspionierte. Er dachte an Samstagabend, an Lina und an die Folter mit der brennenden Zigarette.

Barakat sah wieder auf seine Uhr.

«Bitte, Asad-bey. Eine Sache muss ich noch wissen. Wo ist dieses viele Geld überhaupt hergekommen? Hier geht’s um Milliarden von Dollar. Wie konnte der Herrscher

einen solchen Betrag unbemerkt außer Landes bringen?»

«Letzte Frage, mein Lieber.» Barakat drohte mit dem Finger, um Hoffman zu verstehen zu geben, dass es ungezogen von ihm war, seine Gastfreundschaft so zu

strapazieren. «Es gibt eine Theorie, die von vielen vertreten wird: Das Geld komme von den Provisionen, die der Herrscher für irakisches Öl bekommen hat. Fünf Prozent aller Einkünfte wurden irgendwo auf ein

Geheimkonto überwiesen. Und da kommt das Geld her. Das meinen zumindest viele Leute. Aber ich bin mir nicht so sicher.»

«Wieso nicht?»

«Weil zu viele Leute diese Geschichte gehört haben. Sie kann nicht

stimmen. Man kann keinen heimlichen Haufen Geld besitzen, über den alle Bescheid wissen. So funktioniert die Welt nicht.»

«Wo kommt also das Geld her, wenn nicht von den Ölprovisionen?»

«Ich werde Ihnen sagen,

was ich glaube. Aber nur, weil ich Ihren Vater bewundere.»

«Sagen Sie's mir.»

«Vor zehn Jahren hat der Irak mit Frankreich ein Geschäft über den Kauf von Kampfflugzeugen abgeschlossen. Es war ein Zwei-Milliarden-Dollar-

Auftrag. Es wurde ein Vertrag unterzeichnet. Aber der Irak führte damals Krieg gegen den Iran, und es gab ein Waffenembargo, und die Kampfflugzeuge wurden nie geliefert.»

«Stimmt. Ich erinnere

mich, es stand in der Zeitung.»

«Aber möglicherweise hat der Irak schon bei Vertragsunterzeichnung den gesamten Betrag für die Kampfflugzeuge bezahlt. Können Sie mir folgen? Und dieses Geld wurde möglicherweise auf

ein Schweizer Nummernkonto eingezahlt, wo es bleiben sollte, bis die Kampfflugzeuge geliefert werden könnten.»

«Und was ist passiert, als der Krieg zu Ende war?»

«Puff! Das Geld war

weg. Zumindest wird diese Meinung von einer bestimmten Schule vertreten. Zwei Milliarden Dollar, einfach weg. Und was glauben Sie, wer der Vermittler bei diesem fraglichen Geschäft mit Frankreich war?»

«Nassir Hammud?»

«Ganz genau.» Barakat sah auf seine Uhr. Das viele Reden hatte ihn ermüdet.

«Wer könnte sonst noch etwas über Coyote wissen? Können Sie mir irgendwelche Tipps geben?»

«Genug Fragen für heute, mein neugieriger Freund. Sie müssen jetzt gehen.»

«Bitte. Geben Sie mir eine Starthilfe.»

Barakat seufzte. «Es gibt einen Mann in London, der eine Menge Geschäfte mit Hammud macht. Ich

glaube, sie sind Partner in einem Petrochemie-Geschäft. Er ist Saudi. Aber er würde nie mit Ihnen reden.» Er erhob sich von seinem Schreibtisch und begann, Hoffman zur Tür zu lotsen.

«Wie heißt er?»

«Hören Sie auf», sagte Barakat. «Sie winseln ja schon. Das ist hässlich.»

Hoffman stand jetzt im Flur draußen vor Barakats Büro. Er wusste, dass er inzwischen selbst die großzügigsten Normen arabischer Gastfreundschaft

strapazierte, aber ihm blieb keine Wahl. Er brauchte die Information. «Wie heißt er?», wiederholte Hoffman.

«Prinz Jalal bin Abdel-Rahman», sagte Barakat. Er schüttelte den Kopf, seufzte wie ein erschöpfter Lehrer und schloss dann

die Tür.

Während er da allein im Flur stand, verspürte Hoffman eine Art Höhenschwindel, als befände er sich plötzlich im freien Fall, als stürze er aus der Gegenwart zurück in die Vergangenheit. Der Name, den Barakat

erwähnt hatte, war ihm sehr vertraut. Derselbe Mann war einmal ein Kunde gewesen – fast ein Freund –, bis er mit einer Bitte an ihn herangetreten war, die derart empörend und doch so normal war, dass Sam zu dem Schluss

kam, als Banker nicht weitermachen zu können. Wenn es überhaupt einen Menschen gab, der für Sam Hoffmans Ausstieg aus seinem damaligen Beruf verantwortlich gemacht werden konnte, dann war das Prinz Jalal. Es gab niemanden auf

dem ganzen Planeten, den er weniger wiedersehen wollte als ihn.

Und das Schlimmste war, dass Barakat sich irrte. Jalal würde liebend gerne mit Sam Hoffman reden, wenn auch nur, um ihm zu beweisen, dass er

recht hatte.

9

In jener Woche traf per Kurier ein Päckchen aus London im Washingtoner Rechtsanwaltsbüro von Hatton, Marola & Dubin ein. Es war eins von mehreren Dutzend Päckchen, die an diesem

Tag ankamen, aber dieses wurde mit besonderer Aufmerksamkeit behandelt. Der mutmaßliche Empfänger, Arthur T. Peabody, obwohl als Firmenpartner ausgewiesen, existierte in Wirklichkeit nicht. Der Name war ein Pseudonym

für den Seniorpartner, Robert Z. Hatton, das für vertrauliche Mitteilungen benutzt wurde. Sämtliche Post, die an Mr. Peabody adressiert war, wurde umgehend vom Chef der Postabteilung aussortiert und in Mr. Hattons Büro im

obersten Stock des Gebäudes abgegeben.

Hattons Büro lag über dem als Farragut Square bekannten spärlichen Grasflecken mitten im Geschäftsviertel. Die Firma hatte beschlossen, an diesem ehrwürdigen Platz zu bleiben – obwohl die

meisten anderen großen Kanzleien nach Osten gezogen waren, in die «neuen Viertel» Pennsylvania Avenue oder ins West End –, damit Mr. Hatton in der Nähe seines geliebten Athenian Club bleiben konnte, wo er

gerne Squash spielte. Sein Büro hatte eine Besonderheit: Es war das Fehlen jeglicher persönlicher Note. Es hingen keine Plakate, Bilder oder gerahmte Zeugnisse an den Wänden, es gab keine Fotos von Hatton in

händeschüttelnden Begegnungen mit Prominenten, nicht einmal Bilder von seiner Familie. Da war nur der Mann, der hinter einem riesigen Schreibtisch saß und durch sein Fenster Washingtons menschliche Komödie

betrachtete.

Hatton telefonierte gerade, als das Päckchen gebracht wurde. Er warf einen Blick darauf, registrierte die Londoner Adresse des Absenders und legte es erst einmal beiseite. Am anderen Ende der Leitung hatte er einen

US-Senator, der mit einiger Berechtigung befürchtete, angeklagt zu werden. Hatton würde ihm einige Minuten lang zuhören müssen, bevor er ihm den unschlagbaren Rat gab, ein Rat, für den er berühmt geworden war:

«Unternehmen Sie nichts.» Das war stets Hattons Rat, und er lag damit fast immer richtig.

Robert Hatton hatte dazu beigetragen, seine Anwaltskanzlei zu einer der tragenden Säulen des Washingtoner Establishments zu

machen. Wie das meiste, was in der Hauptstadt Bestand hatte, hatte auch die Kanzlei ihre Wurzeln in der Demokratischen Partei. Sie war in den sechziger Jahren von einer Gruppe junger Anwälte der Kennedy-Ära gegründet

worden, die zu dem Schluss gekommen waren, dass es an der Zeit war, ernsthaft Geld zu verdienen, nachdem Camelot in Ruinen lag. Und das hatten sie getan. In den rund dreißig Jahren, die seitdem vergangen waren, hatte die Kanzlei

unter republikanischen und demokratischen Regierungen gleichermaßen floriert und den Durchbruch zu dauerhafter Prosperität geschafft. Den meisten Klienten fiel es inzwischen schwer, sich daran zu

erinnern, was die Seniorpartner vor der Gründung der Kanzlei gemacht hatten, denn sie waren alle aus anderen Bereichen gekommen. Seymour «Sy» Dubin war stellvertretender juristischer Berater im Ausschuss für

Haushaltsfragen gewesen. John Marola war Leiter der Abteilung für Wirtschaftsverbrechen im Justizministerium gewesen. Und was Hatton anging, so war sogar alten Freunden nicht ganz klar, was er gemacht hatte,

bevor er die Anwaltskanzlei eröffnete – irgendwas im Ausland –, was an sich schon eine Art Hinweis war. Wenn er von wichtigen Klienten zu einer Antwort gedrängt wurde, pflegte Hatton zu sagen, er habe vor langer Zeit für das Culinary Institute of

America gearbeitet, wobei er ihnen zuzwinkerte. Entweder sie kapierten es oder nicht; wenn nicht, gab es trotzdem keine weiteren Erklärungen.

Anfang der neunziger Jahre waren bei Hatton, Marola & Dubin bereits

über hundert Anwälte beschäftigt. Wie die meisten großen Anwaltskanzleien in der Stadt pries sie sich als ein umfassendes Dienstleistungsunternehme an, das sich um sämtliche Probleme ihrer Großklienten kümmern

könnte. Die Kanzlei hatte eine Steuerabteilung, die immer noch von Dubin geleitet wurde, eine Abteilung für Strafverteidigung, der Marola vorstand, und eine Immobilienabteilung. Die Einkünfte der Kanzlei

hatten über die Jahre stetig zugenommen, und die meisten Leute schrieben den erstaunlichen Erfolg der Firma dem Geschick ihrer Anwälte und dem großen Klientenstamm zu. Nur die Geschäftsleitung der Kanzlei wusste, dass es

nicht stimmte. In Wahrheit diente der größte Teil der Aktivitäten – wie ehrenwert sie für sich genommen auch waren – als Tarnung für die eigentliche Arbeit der Kanzlei: einer Handvoll namhafter und reicher Araber zu Diensten zu

sein.

Diese arabischen Klienten verhandelten ausschließlich mit Hatton, und in vielen Fällen war er der Einzige in der Firma, der die wirklichen Namen der Leute kannte, die zu vertreten sich alle so fleißig bemühten. Hatton

delegierte die Arbeit persönlich und sammelte die Ergebnisse wieder ein. Er hatte ein System entwickelt, das dem der CIA nicht unähnlich war, da es alle persönlichen Klienten durch Pseudonyme schützte. Er

wählte einfache walisische oder englische Namen wie Smith und Jones, warf gelegentlich einen spanischen oder japanischen Namen ein, um noch mehr Verwirrung zu stiften. Aber das System funktionierte reibungslos. Ein

Juniorpartner würde zum Beispiel die Anweisung bekommen zu recherchieren, welche steuerlichen Konsequenzen der Erwerb von tausend Morgen Farmland im ländlichen Virginia für einen

ausländischen Klienten namens Hubert J. Smith haben würde. Das Dokument würde erstellt, und die Firma würde den Kauf tätigen, indem sie dafür eine ihrer vielen Strohfirmen benutzte. Der eigentliche Käufer des Farmlandes lebte

wahrscheinlich in Dschidda oder sonst wo, doch der Juniorpartner würde das nie erfahren. Wenn irgendjemand Fragen stellte, entgegnete Hatton stets: Unternehmen Sie nichts. Und früher oder später verschwanden die

Probleme von allein.

Der Senator am anderen Ende der Leitung nahm schließlich Hattons Rat an. Endlich konnte er auflegen und sich mit den anderen geschäftlichen Dingen befassen. Er öffnete die an Arthur T. Peabody adressierte Kuriertasche.

Sie enthielt einen neunseitigen Bericht, der keinerlei Rückschlüsse auf den Verfasser zuließ. Die Titelseite war leer bis auf eine Kurzfassung des Inhalts in Großbuchstaben: «DERZEITIGE AKTIVITÄTEN VON

SAMUEL HOFFMAN».
Hatton las den Bericht schnell durch und anschließend gleich ein zweites Mal, sorgfältiger. Als er damit fertig war, nahm er den Bericht und ging zu einer Tür auf der anderen Seite seines Büros. Die Tür war in

demselben dezenten Beige gehalten wie das restliche Büro, sodass sie kaum sichtbar war. Es war eine Stahltür mit einem Doppelschloss. Hatton gab den Code ein, nahm einen großen Schlüssel aus seiner Tasche und

entriegelte die Tür, die in einen kleinen fensterlosen Raum führte, der etwa die Größe eines begehbaren Wandschranks hatte. Dies war Hattons Privaturkundenraum, in dem er alle unter Geheimhaltung stehenden Dokumente seiner

ungewöhnlichen Kanzlei aufbewahrte. Er öffnete einen von mehreren Tresoren und legte den Bericht hinein.

Nachdem er seinen Dokumentenraum wieder abgeschlossen hatte, suchte er seine Sekretärin

auf, um sich über die bisherigen Anrufe für ihn zu informieren. Ganz oben auf dem Mitteilungsstapel lag eine Telefonnotiz, die mit «Dringend» gekennzeichnet war. Sie kam von einem alten Freund in London, einem Mann, der jahrelang ein

hoher Staatsbeamter gewesen war und sich jetzt im Vorruhestand befand. Hatton ließ sich sofort verbinden. Er redete über zwanzig Minuten, für seine Verhältnisse ein langes Gespräch, und als es beendet war, ging er zu

seinem Dokumentenraum zurück und wiederholte die Prozedur, um sich Eintritt zu verschaffen. Diesmal öffnete er einen anderen Tresor und entnahm ihm ein Blatt mit Namen und Telefonnummer eines Anwalts in Manila. Der philippinische Anwalt war

ein weiterer alter Freund von Hatton, der während der Marcos-Jahre dem philippinischen Geheimdienst gedient hatte. Es war einer von den unzähligen Kontakten, die Hatton in seinem langjährigen Umgang mit

Geheimsachen geknüpft hatte, und er achtete genau darauf, dass dieser Mann – und die vielen anderen wie er – so viele Aufträge oder sonstige Unterstützung bekamen, wie die Firma Hatton, Marola & Dubin ihnen zuschustern konnte. Es

war ein Glaubenssatz von Hatton, dass man die Gesamtheit der Aktivitäten auf der Welt auf das Geldmachen und Geldverstecken reduzieren konnte und, wenn man darin erfolgreich war, auch noch auf das

Geldausgeben.

Hatton rief persönlich in Manila an. Er entschuldigte sich zuerst, seinen alten Freund mitten in der Nacht aufgeweckt zu haben. Und nach einer knappen Plauderei, die dem Mann am anderen Ende der Leitung Gelegenheit gab,

wach zu werden, formulierte Hatton seine Bitte. Sie war einfach und direkt. Es dauerte keine fünf Minuten, bis Hatton seinem philippinischen Freund dankte und ihn für seinen nächsten Aufenthalt in Washington

anschließend in sein Wochenendhaus einlud.

Dieses Telefonat setzte eine Kette von Ereignissen in Gang, die sich um die halbe Welt erstreckte. Sie begann am nächsten Morgen in Manila, als der philippinische Anwalt einen seiner Kontaktmänner im

Außenministerium anrief und eine besondere Bitte an ihn richtete. Der Mann im Ministerium wiederum veranlasste, dass ein dringendes Telex an die philippinische Botschaft in London geschickt wurde. Der Beamte in London, der

die Nachricht empfing, befolgte die Anweisung und rief eine Londoner Finanzberaterfirma an. Am Ende dieser Kette stand Sam Hoffman.

«Hoffman Associates», sagte er in die Sprechmuschel. «Was kann ich für Sie tun?» Sam

beantwortete seine Anrufe selbst, seitdem seine ehemalige Sekretärin, eine Jamaikanerin, gekündigt hatte, um in einem Kabarett als Sängerin zu arbeiten.

«Hier ist Botschaftsrat Costanza von der

Philippinischen Botschaft», sagte die Stimme am anderen Ende.

«Entschuldigen Sie die Störung, aber ich bin gebeten worden, Ihnen etwas auszurichten.»

Bei dem Wort Philippinen wurde es Sam unbehaglich. Er hatte sich

in der vergangenen Woche zunehmend Sorgen um das Schicksal seines philippinischen «Klienten» gemacht und war frustriert, weil er keine Möglichkeit hatte, ihn zu kontaktieren.

«Von wem?»

«Von Mr. Ramón Pinta.»

«Wunderbar», rief Sam aus. «Ich hoffe schon seit einiger Zeit von ihm zu hören. Wie geht's ihm?»

Der Diplomat fuhr mit seinem Script fort. «Sie haben für ihn gearbeitet, ist das richtig?»

«Richtig. Ich habe versucht, ihm zu helfen.

Seine Frau ist gestorben, und er schien niemanden zu haben, an den er sich sonst wenden konnte. Ist alles in Ordnung mit ihm?»

«Ja. Bestens. Mr. Pinta ist gestern auf die Philippinen zurückgekehrt, zu seiner Familie.»

«Oh», sagte Hoffman misstrauisch. «Das ist schön.»

«Vor seiner Abreise hat Mr. Pinta uns von der Botschaft gebeten, Ihnen etwas auszurichten. Deshalb mein Anruf.»

«Gut. Und was?»

«Wir sollen Ihnen

ausrichten, er kehre in seine Heimat zurück, und deswegen möchte er nicht, dass Sie die Angelegenheit weiterverfolgen, die er mit Ihnen besprochen hat. Sie möchten bitte Ihre Ermittlungen einstellen. Er hat gesagt, Sie wüssten

schon, was er damit meine.»

«Aha», sagte Hoffman ruhig. «Danke für Ihren Anruf.»

Als er aufgelegt hatte, hämmerte Hoffman mit der Faust so heftig auf seinen Schreibtisch, dass seine Hand schmerzte. Er

wusste ganz genau, was dieser Anruf bedeutete: Ramón Pinta, der kleine Mann mit den schlechten Zähnen, war tot.

[zur Inhaltsübersicht]

Zwei Der böse Blick

10

Die Straße begann sich um halb sechs zu füllen, als die Büros an der Knightsbridge ihre Tagesgefangenen ausspuckten. Sam Hoffman setzte sich ans Fenster und starrte zu

Hammuds Gebäude auf der anderen Straßenseite hinüber. Im späten Nachmittagslicht sah die Fassade beinahe rosa aus. Er zählte fünf Stockwerke hoch und ließ seinen Blick die Fenster entlangschweifen. In den meisten Büros wurde noch

gearbeitet. Die Jalousien waren allerdings überall heruntergezogen, sodass man nicht hineinsehen konnte. Das große Eckbüro des Gebäudes war dunkel. Es war wie ein makabres Sparschwein: mit Geld vollgestopft, aber

gut verschlossen für jedermann. Lina Alwan war da drinnen. Er wollte sie rausholen.

Eine junge Frau setzte sich neben Hoffman. Sie hatte einen kurzen Rock und ein Top an, und auf dem Kopf trug sie eine seitlich aufgesetzte

Baseball-Mütze. Von ihren Ohren hingen zwei Kondome, die zu Ohrringen umgeformt waren. Sie bat Hoffman um Feuer mit einem Akzent, der unverwechselbar amerikanisch war.

Hoffman gab ihr Feuer und starrte wieder aus dem Fenster, bis sie ging. Ihr Platz wurde einige Minuten später von einem jungen Mann im geschniegelten Doppelreiher eingenommen, dem Akzent nach zu urteilen Schotte. Er bestellte sich

ein Bier und begann dann sofort, seine Kumpel abzutelefonieren und damit zu prahlen, wie viel Geld er in der Großstadt machte. Er war entweder Dealer oder Wertpapierhändler, es war schwer zu sagen. Schließlich bemerkte er die

Amerikanerin in dem Top, die jetzt an der Bar lehnte, und ging hinüber, um sie anzusprechen. Hoffman kam sich alt vor. Er empfand Missbilligung.

Draußen auf der Straße gab es einen Moment der Aufregung, als ein Polizeiwagen plötzlich aus

seiner Spur ausscherte und die Knightsbridge mit heulender Sirene Richtung Harrods hinunterraste. Hoffman dachte sofort an eine Bombendrohung, aber das Sirenengeräusch verebbte rasch in den Höhlen von Belgravia.

Ein paar Minuten nach sechs gingen in den Büros im fünften Stock nacheinander die Lichter aus. Die Leute mussten jetzt aus dem Gebäude kommen. Hoffman hatte Angst, Lina zu verpassen, deshalb ging er an die Tür des Pubs. Gleich draußen

vor dem Eingang stand ein Motorradkurier, seinen Helm in den Händen, der die letzten Strahlen der Nachmittagssonne einfing. Er hatte strohblondes Haar und sah wie ein motorisierter Wikinger aus. Der Bote wandte sich ab,

als Hoffman seinem Blick begegnete. Er ging zu seiner riesigen Honda und raste davon.

Hoffman hätte sie beinahe nicht gesehen, so schnell glitt Lina zur Tür hinaus, und so geschickt verstand sie es, in der Menge unterzutauchen.

Nur durch den schwarzen Haarschopf und ihr markantes Profil stach sie aus der Menge der Fußgänger heraus. Er verlor sie vorübergehend aus den Augen, dann sah er sie wiederauftauchen, als sie an einer Ecke

stehen blieb und darauf wartete, die Straße überqueren zu können. Hoffman hielt es für unklug, sich jetzt schon zu zeigen – sie waren ihrem Büro noch zu nah –, und so folgte er ihr in einem Abstand von dreißig Metern, bis sie im Park

waren und die Brücke überquert hatten, die über den kleinen Hain von Blumen und Farnen führte, der The Dell hieß. Als Lina den Hügel Richtung Marble Arch hinaufging, beschleunigte Hoffman seine Schritte, bis er fast

auf gleicher Höhe mit ihr war. Sie drehte sich nach ihrem Verfolger um, und als sie erkannte, dass es Hoffman war, verriet ihr Blick gleichzeitig Angst und Erleichterung.

«Hallo», sagte Hoffman. «So ein Zufall, dass wir uns hier über den Weg

laufen.»

«Lassen Sie mich in Ruhe», erwiderte sie. Ihr Blick überprüfte die Rasenfläche, um zu sehen, ob irgendjemand sie beobachtete. Sie waren allein bis auf eine Frau, die auf einer Bank saß und

Walkman hörte, und einem pakistanischen Schüler, der einen Fußball herumkickte. Ihr Blick wanderte wieder zu Hoffman. Ihre Augen funkelten und drückten eher Zorn als Angst aus. «Sie dürfen mir nicht folgen. Ich kann nicht mit

Ihnen reden.» Sie wandte sich abrupt um und setzte ihren Weg Richtung Park Lane fort.

«He, warten Sie einen Moment», sagte Hoffman, der rennen musste, um sie wieder einzuholen. «Ich muss Ihnen etwas sagen.»

Er griff nach ihrem Arm, aber sie zog ihn weg.

«Ich kann nicht», sagte sie zornig. «Es ist hier nicht sicher. Sie beobachten uns vielleicht.»

Hoffman ließ den Blick über den Hügel schweifen. Er deutete über den Hügelkamm zu einer

dunklen und menschenleeren Stelle, wo der Parkwächter sein Häuschen hatte. «Da drüben sind wir sicher», sagte er. «Nur für ein paar Minuten. Wir müssen miteinander reden. Wirklich.»

Lina blickte sorgfältig in alle Richtungen. Sie schienen allein zu sein, aber absolut sicher konnten sie nicht sein. Hoffman griff wieder nach ihrem Arm. Diesmal folgte sie ihm. Sie gingen schweigend auf die Mulde zu, wobei sie sich alle paar

Schritte umsahen, um zu sehen, ob ihnen auch niemand folgte. Als das Gebüsch um sie herum dichter wurde, blieb Hoffman stehen und wandte sich zu ihr.

«Ich musste Sie sprechen», sagte er. «Um

Sie vor Hammud zu warnen. Er ist gefährlich.»

Sie starrte ihn einen Moment lang ungläubig an. «Ist es das, was Sie mir unbedingt sagen mussten? Dass Mr. Hammud gefährlich ist? Das ist aber sehr aufmerksam von Ihnen.» Sie schüttelte den

Kopf.

«Ich meine das ernst», sagte Hoffman. «Erinnern Sie sich an den Filipino, der mich wegen seiner Frau aufgesucht hat? Er ist verschwunden. Die Botschaft hat mir eine Geschichte aufgetischt,

dass er heimgefahren sei und keine Hilfe mehr brauche, aber das ist gelogen. Ich glaube, Hammud hat ihn umbringen lassen, nur weil er mit mir geredet hat. Jetzt mache ich mir Sorgen, dass die demnächst auch hinter

Ihnen her sind.»

Linas Stimme war wie Eis. «Das sind sie bereits. Das ist das, was Sie anscheinend nicht kapieren.» Sie ging wieder weiter, zu einer Gruppe von Bäumen und Büschen, die eine Art natürliche

Einfriedung bildeten.

Hoffman folgte ihr. «Seit wann?», fragte er.

«Nach der Party bei den Darwishs. Der Sicherheitschef hat mich vor Kontakten mit Ausländern gewarnt. Er schien zu wissen, wer Sie sind.»

«Was haben Sie ihm gesagt?»

«Die Wahrheit. Ich habe ihm gesagt, dass ich Ihnen auf der Party zum ersten Mal begegnet bin und dass ich nicht die Absicht habe, Sie wiederzusehen. Lassen Sie mich jetzt

endlich in Ruhe?»

«Das tut mir leid», sagte Hoffman. «Das habe ich nicht gewusst. Aber hier sind wir sicher. Mir ist bestimmt niemand gefolgt. Und es ist schön, Sie wiederzusehen.» Er versuchte zu lächeln.

Lina antwortete nicht.

Das Kronendach der Bäume war jetzt dichter, während sie tiefer in die Einfriedung hineingingen, und unter ihren Schritten strömte ein waldiger Geruch von feuchtem Moos herauf. Er kam ihr vertraut vor. Sie erinnerte

sich plötzlich daran, dass es in einem Waldtälchen wie diesem hier gewesen war, wo sie zum ersten Mal einem Jungen erlaubt hatte, seine Hand auf ihre Brust zu legen. Dann hatte er die andere Hand in ihre Unterhose gesteckt, und sie war weggelaufen.

«Ich muss jetzt gehen», sagte sie.

Hoffman wusste, dass er sie gehen lassen sollte. Er hatte ihr seine Warnung übermittelt, und jede weitere Minute, die sie mit ihm verbrachte, war ein Risiko. Aber da war noch

etwas anderes, was er wollte. Er beugte sich zu ihr, bis seine Lippen fast ihr Ohr berührten. «Ich brauche Hilfe», sagte er.

«Wobei?»

«Ich brauche genügend Informationen, damit ich im Fall Hammud zur Polizei gehen kann. Der Mann ist

gefährlich. Wenn nicht jemand was unternimmt, wird er die Leute weiter terrorisieren.»

«Das ist nicht mein Problem», sagte sie langsam. «Ich habe Mr. Pinta bloß ein paar Zeilen wegen seiner Frau

geschrieben. Es war reine Höflichkeit.»

Hoffman sah sie an, flehte sie mit den Augen an, so wie er es an dem Abend auf der Party gemacht hatte. Sie kamen jetzt zum Rand des Waldstücks. Auf dem Weg fünfzig Meter vor ihnen

ging ein Mann mit seinem Hund spazieren. Sie hatten nicht mehr viel Zeit, und er wusste, dass es nicht seine Mission war, Barmherzigkeit zu suchen. Was er hier machte, war Arbeit. Er hatte immer noch einen Klienten, auch

wenn er tot war, und er wollte immer noch die Informationen haben.

«Wem gehört Coyote wirklich?», fragte er flüsternd. «Wissen Sie es?»

«Hören Sie auf», sagte sie.

«Bitte. Ich brauche Ihre

Hilfe. Ich habe Pinta versprochen, etwas zu unternehmen. Aber ohne das nötige Wissen kann ich nicht zur Polizei gehen. Was macht Hammud im Irak?»

«Hören Sie auf!», wiederholte sie. Sie hatte

ihren Gang beschleunigt. Hoffman spielte seine letzte Karte aus. Mehr hatte er nicht. «Was ist Oscar Trading?»

Lina drehte sich um und sah ihm direkt in die Augen. Sie war plötzlich aschfahl im Gesicht. «Das weiß ich nicht», sagte sie

scharf. «Lassen Sie mich in Ruhe.»

Sie verließen jetzt das Waldstück und kehrten auf die offene Rasenfläche zurück, auf einem Weg, der quer über die Wiese Richtung Speaker’s Corner führte. Alle paar Meter

standen Bänke, auf denen noch einige Gestalten allein im schwindenden Tageslicht saßen. Hoffman überflog die Gesichter schnell mit einem prüfenden Blick und hielt dann bei einer Person inne, vielleicht dreißig Meter entfernt, die in eine

Zeitung starrte. Er hatte diesen Mann schon einmal gesehen. Er trug jetzt keinen Helm, und er hatte einen grauen Trenchcoat an, um seine Kleidung zu verstecken. Aber es waren dieselben strohblonden Haare. Der Motorradbote,

der sich vor einer halben Stunde noch gesonnt hatte, war jetzt in neuer Garderobe auf der anderen Seite des Parks wiederaufgetaucht. Hoffman suchte die Wiese ab, während er sich fragte, was er unternehmen solle. Lina sah die Anspannung

in seinem Gesicht.

«Was ist los?», fragte sie.

«Nichts», sagte Hoffman. Es war nicht einmal eine gute Lüge. Er überlegte einen Augenblick und flüsterte ihr dann zu: «Hören Sie zu, Lina. Bitte

tun Sie genau, was ich sage, und es wird nichts passieren. Verstanden? Zuerst möchte ich, dass Sie mir eine ordentliche Ohrfeige geben. Und dann sagen Sie zu mir, so laut Sie können, dass ich aufhören soll, Sie zu verfolgen. Und dann laufen

Sie weg. Kapiert?»

Ihr Blick verriet, dass sie die Situation begriffen hatte, aber ihr Körper erstarrte angesichts der Erkenntnis, dass sie verfolgt worden waren.

«Los, verdammt nochmal», sagte Hoffman.

«Jetzt!»

Sie holte weit aus, von seiner Stimme erschreckt. Ihre Handfläche traf seine Wange wie ein plötzlicher Donnerschlag.

«Hören Sie endlich auf, mir hinterherzurennen», schrie sie. Ihre Augen funkelten. Die Wut war

echt. «Sie Dreckskerl! Ich habe Ihnen doch nach der Party gesagt, dass ich Sie nicht mehr sehen will, und das hab ich auch so gemeint. Verpissen Sie sich.» Sie knallte ihm noch eine, und dann rannte sie los, über die Wiese,

Richtung Park Lane.

Mehrere Leute im Park sahen von ihren Bänken auf, einschließlich des Motorradboten. Hoffman blickte Lina nach, befühlte seine brennende Wange und verfluchte seine Leichtfertigkeit. Aber wenigstens hatte er ihr ein

Alibi verschafft.

11

Nachdem sie Hoffman verlassen hatte, war Lina wie benommen. Sie überquerte die Park Lane, lief dann in südliche Richtung, dann nach Osten Richtung Mayfair, dann wieder nach Süden

Richtung Piccadilly. Es war ein zielloser Marsch, völlig willkürlich, als wollte sie nicht einer Person oder einem Ort entkommen, sondern etwas in ihrem eigenen Körper. Gedanklich spielte sie durch, was sie Professor Sarkis sagen könnte, aber

in ihrem Kopf herrschte nichts als Angst; da war kein Platz mehr für überlegtes Denken. Es war, als hätte sie plötzlich erfahren, dass sie an einer Krankheit litt. Noch vor ein paar Stunden war sie gesund gewesen, jetzt war

sie plötzlich krank. Die einzig mögliche Therapie bestand darin, in Bewegung zu bleiben. Sie nahm die U-Bahn in Green Park und fuhr eine Station bis Victoria Station, wo sie für ein paar Minuten in den Strom der Pendler eintauchte. Sie wusste,

dass Hammuds Männer sie bestimmt auch dort beobachteten. Sie waren wie ein Lichtstrahl eines Scheinwerfers, dem man nicht entrinnen konnte, weil man nicht wusste, wo er als Nächstes hinstrahlte. Sie ging wieder in die U-

Bahn und fuhr mit der Circle Line eine Station bis Sloane Square. Sie konnte einfach noch nicht nach Hause gehen, und so stieg sie dort aus und wartete auf einen anderen Zug.

Lina saß auf der Holzbank in einer schmutzigen U-Bahn-

Haltestelle und starrte zu den Plakaten mit den Frauen hoch, die in ihrer Begeisterung für Tonic Water und Süßigkeiten ihre Kleider ablegten. Am Ausgang sang ein Straßenmusiker mit schaurig falscher

Intonation Songs von Bob Dylan. Eine in Lumpen gekleidete Zigeunerin arbeitete sich die Bänke entlang und bettelte in einer undefinierbaren Sprache um Geld. Es war eine Szene seelischer Verwüstung, die zu Linas innerem Aufruhr passte.

Sie hatte plötzlich das Gefühl, dass sie ein Gebet sprechen sollte, aber sie war sich nicht sicher, ob sie wusste, wie das ging. Das war auch eines ihrer Probleme. Sie war ihrer eigenen Religion entfremdet. Sie backte,

wie es die Tradition wollte, immer noch Plätzchen am Eid al Fittir und bat Gott höflich darum, jedem, der über die Schwelle ihres Hauses trat, Gesundheit zu schenken; aber beten konnte sie nicht. Ihr Islam war wenig mehr als ein vager arabischer

Unitarismus – das Gefühl eines verborgenen Allahs irgendwo da draußen, eines Gottes, der in Sonnenuntergängen, Blumen oder der Geburt eines Kindes sichtbar war, aber in Krisenzeiten unerreichbar.

Wieder fuhr ein Zug in den Bahnhof. Lina stieg ein, setzte sich und schloss die Augen vor dem Schmutz und der Betriebsamkeit der Circle Line. Während der Wagen hin und her schaukelte, wiederholte sie in Gedanken auf Arabisch ein

Gebet, das sie ihren Vater sprechen gehört hatte: «Gott ist das Licht des Himmels und der Erde. Das Ebenbild Seines Lichts ist …» Sie versuchte, sich an den Rest zu erinnern, aber er war weg. Das Einzige, was ihr noch

einfiel, war das einfachste Gebet von allen: *La ilaha illa-Llah. Mohammed rasul allah – «Es gibt keinen Gott außer Gott, und Mohammed ist Sein Prophet.»* Es war ein seltsames Gefühl zu beten. Ihre jungen arabischen Freunde

würden sich für sie schämen. Beten, das war was für Iraner und Verrückte mit langen, wolligen Bärten. *«La ilaha illa-Llah. Mohammed rasul allah.»* Sie wiederholte es viele Male, die Worte waren so lindernd wie das

Geräusch von Wasser, das über einen Stein fließt. Der Zug erreichte Notting Hill Gate, ihre Station. Lina fuhr noch eine Station weiter bis Bayswater und ging dann zu Fuß die Strecke zurück nach Hause.

Haram. Es war wie ein

Spiel, dieses ganze Beten, Umsteigen, Warten und Eine-Station-später-Aussteigen. Sie versuchte nicht, Hammuds Leute reinzulegen, die schon das Schlimmste gesehen hatten und alles wussten, was man wissen konnte.

Sie versuchte, die tiefere Ursache ihres Unglücks auszutricksen, die universelle, aber unsichtbare Kraft, die die Araber *Al Ain* nannten oder den Bösen Blick.

Wie unklar ihre Vorstellungen von Gott auch waren, an den Bösen

Blick glaubte Lina. Er war eine Naturkraft, allgegenwärtig und vollkommen unberechenbar. Leute sprachen in unbestimmten Worten vom Bösen Blick, als wäre er die Personifizierung des Pechs

oder des Schicksals, aber er war etwas anderes und Bedrohlicheres als das. Der Böse Blick war die Verkörperung jenes Zuges der menschlichen Natur, der anderen Menschen Unheil wünscht. Er stand für Neid, für die Freude am Leid anderer, er war der

Durst nach Rache. Der Böse Blick ist dein schlimmster Feind: Er nimmt dir weg, was dir am liebsten und teuersten ist. Wenn du schöne Beine hast und der Böse Blick sähe, wie sehr andere Leute sie bewundern, dann

hättest du einen schrecklichen Unfall, der deine Beine verstümmelte. Wenn du gerne Bücher liest, würde der Böse Blick sich verschwören, um dich blind zu machen. Wenn du das Talent zum Musiker hättest, würde er dich taub machen. Um diese

hinterhältige Kraft abzuwehren, musste man sie in die Irre führen. Das war die einzige Chance. Eine einfache irakische Bäuerin würde bei der Geburt eines Kindes in der Nachbarschaft sagen: «Was für ein hässliches

Balg», um den Bösen Blick zu täuschen. Er soll denken, dass es nichts zu beneiden gibt und daher nichts zu zerstören; nur so würde er das Kind in Ruhe lassen.

Aber was, wenn der Böse Blick regelrecht versessen darauf war, dich

zu vernichten, wenn er auf alle deine Tricks nicht hereinfiel? Dann musste man drastischere Maßnahmen ergreifen. Als Lina schließlich ihre Wohnung im Landsdowne Walk erreichte, ging sie direkt in ihr Zimmer und

öffnete ihren Schmuckkasten. Wie jeder Frau des Orients hatte man ihr als Mädchen gesagt, dass es eine besondere Möglichkeit gab, sich vor dem Bösen Blick zu schützen, und zwar indem man einen Türkis trug, was für *Al Ain*

so viel bedeutete wie das Kreuz gegen einen Vampir. *Feyrouz* hieß der Stein auf Arabisch, und es war kein Zufall, dass dies auch der Name war, den die beliebteste Schlagersängerin der arabischen Welt

angenommen hatte; eine Sängerin, die von den Dörfern der Vorväter, von verlorener Unschuld und unglücklicher Liebe sang. Lina hatte über den albernen Aberglauben oft genug gelacht. Aber jetzt nahm sie eine Türkisbrosche aus ihrem

Schmuckkasten und steckte sie sich an ihre Seidenbluse. Sie fühlte sich gleich besser.

Lina schaltete den Fernseher ein, in der Hoffnung, das würde sie zerstreuen, aber sie fühlte

sich nur noch einsamer. Es liefen nur alberne Shows mit dem Geräusch von hohlem Gelächter, das im Hintergrund hallte, während die Leute unkomische Dinge zueinander sagten. Sie öffnete eine Dose Suppe, merkte dann aber, dass

sie gar keinen Hunger hatte, und schüttete sie in den Ausguss. Sie wählte die Nummer ihrer Freundin von der Universität, Helen Copaken in Blackheath, aber es nahm niemand ab. Sie ging in ihrem kleinen Wohnzimmer auf und ab.

Das Poster mit dem Ishtar-Tor hing düster an der Wand und kam ihr jetzt wie der Eingang zu einem Gefängnis vor.

Sie wanderte in ihr Schlafzimmer und holte aus dem Wandschrank das Bild ihres bisher einzigen ernsthaften

Freundes, das sie heute nur noch ansah, wenn es ihr sehr schlechtging. Er war der Mann, den ihr Vater gerne als seinen Schwiegersohn gesehen hätte, ein Exil-Iraker aus einer sogar noch aristokratischeren Familie

als der ihren, der seinen Wurzeln derart vollständig entfremdet war, dass er nicht einmal mehr Arabisch lesen oder schreiben konnte. Er übte sich im Aufstand gegen die Familie und schleppte Lina in Reggae-Bars und auf Partys, wo die Leute

Kokain schnupften. Ein Jahr lang hatte er sie gedrängt, endlich mit ihm zu schlafen. Als Lina schließlich nachgab und sich leidenschaftlich mit ihm liebte, in der Hoffnung, dieser Preis würde sein kaltes Herz erwärmen,

hatte er schnell das Interesse verloren. Es stellte sich heraus, dass er genau wie alle anderen arabischen Männer war: Er wollte eine Jungfrau heiraten. Sie tat das Foto in den Wandschrank zurück und legte sich eine Weile aufs Bett.

Schließlich, nachdem sie sich ausgezogen und gleich wieder angezogen hatte, beschloss sie, dass sie lieber ihre Freundin Randa Aziz anrufen sollte.

«*Shaku maku*», sagte Lina in die Sprechmuschel und versuchte, fröhlich zu

klingen. Es war ein irakischer Slangausdruck, der ungefähr «Was läuft so?» bedeutete.

«Was war denn mit dir nach der Arbeit los, *habibti*? Ich dachte, wir waren in der New Bond Street verabredet, um zusammen einkaufen zu

gehen.»

Lina stöhnte. Das hatte sie völlig vergessen. «Das tut mir leid. Ich hab zu tun gehabt und habe völlig die Zeit vergessen.» Ihr Herz raste auf einmal wieder, und sie hatte Mühe, die Worte

herauszubekommen.

«Zu tun? Mit wem?»

«Mit niemand. Ich möchte nicht drüber reden.»

«Ho-ho. Wer ist es?»

«Nichts. Vergiss es. Er bringt Unglück. Und ich auch.»

«He, ist alles in

Ordnung? Du klingst ein bisschen komisch.»

«Mir geht’s gut. Nur müde.»

«Pass gut auf dich auf, Mädchen.»

«Hör mal, Randa, was machst du heute Abend? Könnte ich

vorbeikommen?»

«Denke schon. Tony ist da. Wir wollten gerade essen.»

«Natürlich. Das mit Tony hatte ich ganz vergessen. Dann machen wir’s ein anderes Mal.» Tony Hashem war Randas wohlhabender neuer

Freund. Lina versuchte, fröhlich zu klingen, aber die Enttäuschung in ihrer Stimme war nicht zu überhören.

«Moment mal. Wie wär's, wenn du etwa in einer Stunde kommst, okay? Ich wollte Tony nach

dem Essen die Zukunft lesen. Dann lese ich deine auch gleich. Wir machen eine Party.»

«Nein, du bist beschäftigt. Ihr beide wollt sicher allein sein. Ein anderes Mal.»

«Komm! Ich bestehe darauf. Ich brauche

Publikum. Und es kommt mir so vor, als brauchtest du Gesellschaft.»

«Ich kann allerdings welche gebrauchen. Ich fühle mich ein bisschen sonderbar.»

«Also dann bis zehn», sagte Randa. «Bring uns

eine Flasche Wein mit, und ich werde auf ewig deine Freundin sein.»

Lina stand pünktlich vor Randas Wohnung in Chelsea, Weinflasche in der Hand, und drückte die Klingel. Draußen wurde es diesig, und sie stand fast

eine halbe Minute zitternd da, bis Randa schließlich mit einem Kichern die Tür aufmachte. Hinter ihr stand Tony Hashem und grinste wie die Katze, die gerade den Wellensittich verspeist hat. Er war groß und dunkelhäutig und

attraktiver, als ihm guttat. Er sah so aus, als hätte er sich ein paar Sekunden zuvor gerade die Hose zugemacht.

«Vielleicht sollte ich später noch einmal kommen», meinte Lina.

«Nein, nein», erwiderte Randa und zog ihr Kleid

gerade. «Komm rein. Wir waren gerade beim Abwasch. Du kennst doch Tony, nicht?»

Lina nickte. Tony Hashem war der älteste Sohn eines exilirakischen Geschäftsmannes, der wie Marwan Darwish ziemlich

plötzlich reich geworden war. Anständige Iraker verdrehten die Augen, wenn sie über solche Leute redeten. Was Tony davor bewahrte, bloß einer von den vielen Ganoven zu werden, war, dass er keinerlei Interesse für Politik zeigte. Seine

Ideologie begann und endete mit dem Prinzip, sich um jeden Preis zu amüsieren. In diesem Sinne war er die ideale Partie für Randa.

Randa öffnete den Wein und schenkte jedem ein Glas ein. Als sie Lina ihres

gab, bemerkte sie die türkise Brosche.

«*Feyrouz!*», sagte sie. «Bist du in Schwierigkeiten?»

«Nein», sagte Lina schnell. «Nicht dass ich wüsste. Ich dachte bloß, dass sie hübsch aussähe.»

«Hm. Sehr hübsch.»

Randa nickte. Sie war nicht überzeugt.

«Für mich gibt’s heute was zu feiern», sagte Tony fröhlich, blind gegenüber irgendwelchen Sorgen außer seinen eigenen.

«Wieso?»

«Weil ich morgen dreißig

werde und dann endlich die Wehrpflicht los bin.»

«Heißt das, dass du wieder heimkannst?», fragte Lina. Wie die meisten jungen irakischen Männer im Exil war Tony jahrelang von Bagdad weggeblieben, um nicht zum Militär eingezogen zu

werden.

«Warum nicht? Jetzt müssen sie den nächsten Krieg ohne Tony Hashem führen. Genau wie den letzten und den davor.»

Krieg war über ein Jahrzehnt lang im Irak so normal gewesen wie Wind

oder Regen im Westen. Wie in jedem Krieg hatten die Armen die Hauptlast zu tragen, weil sie es sich nicht leisten konnten, sich in Sicherheit zu bringen. Für diese einfachen Menschen hatte das Jahrzehnt des Krieges unendliches Elend

bedeutet. Doch für Menschen wie die Hashems und Darwishs und Hammuds war es ein Jahrzehnt der unvergleichlichen Gelegenheiten gewesen. Der Herrscher hatte sämtliche Kriege

überstanden. Trotz aller Sanktionen gab es immer eine Gelegenheit, Geld zu machen; man musste nur die richtigen Beziehungen haben und Sachen über die Grenze schmuggeln.

«Vielleicht gibt es keinen Krieg mehr», sagte Lina. «Vielleicht hat er endlich

seine Lektion gelernt.»

«Wer? Der Herrscher?»

Sie nickte.

«Niemals!», sagte der junge Hashem, durch das Glas Wein in seiner Hand kühn geworden. «Der Herrscher braucht den Krieg wie ein Säugling die

Muttermilch.»

«Tony!», sagte Randa und hob die Hände. Solche Dinge sagten Iraker nicht, nicht zu Hause und nicht in London.

«Verzeihung.» Er gab ihr einen Kuss auf die Wange. «Aber der Herrscher spielt keine Rolle mehr. Nicht

mehr so wie früher.»

«Wie mutig du heute Abend bist», sagte Randa. «Aber wovon redest du eigentlich?»

«Der Herrscher ist krank», sagte Tony mit gedämpfter Stimme. «Das habe ich neulich von einem

Freund meines Vaters gehört. Er hat gesagt, in Bagdad sei irgendwas im Gange, und mein Vater hat es bestätigt. Ich hab gehört, wie sie sich darüber unterhalten haben.»

«Was haben sie gesagt?»

«Dass es in Bagdad irgendein Problem geben muss, weil die Familie des Herrschers streitet. Die Brüder sind sauer aufeinander, und alle zusammen sind sauer auf ihren Vetter Osman. Als würden sie sich alle auf

eine große Keilerei vorbereiten, sowie der alte Knabe abgetreten ist. Das hat jedenfalls mein Vater gesagt. Ich weiß, dass er sich Sorgen macht, weil er gerade Geld in die Schweiz transferiert hat, und das würde er nicht tun, wenn nicht wirklich etwas im

Gange wäre.»

«Das ist doch Unsinn», sagte Randa, «meinst du nicht auch, Lina?»

«Ich meine gar nichts.» Sie zog die Augenbrauen hoch. Das Gerede über den Herrscher erinnerte sie ans Büro. Randa

wechselte das Thema. «Ich geh mal Kaffee aufsetzen», sagte sie. «Wie hättest du ihn gern?»

«Mittelsüß», riefen Tony und Lina gleichzeitig.

Randa ging in die Küche und stellte einen Kupferkessel auf den Herd. Sie ließ den Kaffee

einmal aufkochen, dann noch einmal, dann ein drittes Mal, und dann goss sie das zähflüssige schwarze Gebräu in drei kleine Tassen. Sie stellte sie zusammen mit ein paar arabischen Süßigkeiten auf ein Tablett und trug es ins

Wohnzimmer.

«Trinkt euren Kaffee», sagte sie. «Dann lese ich euch die Zukunft.»

Die drei machten sich über ihre kleinen Tassen her, schlürften den dicken schwarzen Schaum von oben ab, ließen ihn sich genüsslich die Kehle

hinunterrinnen, bis nur noch der schwerere Satz auf dem Tassenboden zurückblieb. Tony zündete sich und Randa eine Zigarette an und hielt dann Lina die Packung hin.

«Nein, danke», sagte Lina. «Ich versuch’s mir

gerade abzugewöhnen.»

«Seit wann?», sagte Randa. «Du musst ja wirklich irgendwelche Sorgen haben. Dem Bösen Blick ist es egal, ob du rauchst. Glaub mir. Nimm ruhig eine Zigarette. Es wird dich beruhigen.»

«Na gut», sagte Lina

und nahm sich eine Zigarette aus der Packung.

Tony hatte seinen Kaffee zuerst ausgetrunken. Auf dem Tassenboden blieb eine dunkle Lache Satz zurück. Er stellte die Tasse auf ihrer Untertasse auf den

Kopf und wartete, bis der Satz zu dem Muster antrocknete, das, wenn es gelesen wurde, seine Zukunft darstellte.

«Du auch», forderte Randa Lina mit einem Nicken auf.

«Heute nicht», sagte Lina. «Ich bin nicht in der

Stimmung.»

«Ach komm», sagte Randa. «Du brauchst ein paar gute Neuigkeiten, das merke ich doch. Heute Abend gibt’s für jeden eine glückliche Nachricht. Der Böse Blick ist weit weg.» Lina gab nach und kippte

ihre Tasse um.

Als Tonys Kaffeesatz getrocknet war, hob Randa die Tasse auf und hielt sie ans Licht. Sie wendete sie langsam hin und her, betrachtete den ganzen Rand, dann lächelte sie Tony zu. Ein Normalsterblicher hätte in

der Tasse nichts anderes als getrockneten Kaffeesatz gesehen, zu einem willkürlichen Muster erstarrt. Aber in Randas geschickter Hand enthielt die Tasse das ganze Universum.

«Ich sehe einen Pfau»,

sagte sie, auf einen verschmierten Klecks deutend. «Ein großer Pfau. Das ist sehr gut. Das bedeutet, dass du ein stolzer Mann bist, stolz auf dich. Stolz auf deinen Körper.» Sie zwinkerte ihm zu und fuhr fort.

«Dann sehe ich einen

Fisch. Das ist auch sehr gut. Das bedeutet Glück. Siehst du hier diesen kleinen Schnörkel? Das ist der Fisch. Er bedeutet Glück, und es wird dir Gutes geschehen. Und du bist stolz, aber nicht zu stolz. Dann sehe ich weite,

offene Flächen.» Sie zeigte auf einen Teil der Tasse, wo sich nichts von der schwarzen Lava ausgebreitet hatte. «Das ist sehr gut. Probleme sind von dir weit entfernt. Du bist entspannt und hast keine Sorgen.»

«Ich muss nicht mehr

zum Militär!», sagte Tony.

«Ja. Vielleicht bedeutet es das.»

«Hervorragend!»

«So, nach den weiten offenen Flächen sehe ich einen Turm des Ruhms! Das ist sehr wichtig.» Sie deutete auf einen langen

Tropfen von Kaffeesatz, der bis zum Rand der Tasse geflossen war. «Siehst du den Turm des Ruhms? Das bedeutet, dass du bald etwas Großes erreichen wirst. Vielleicht wirst du eine Menge Geld machen. Ja, das ist es wahrscheinlich.

Eine Menge Geld.»

«*Ya salaam!*», sagte Tony lächelnd. «Warum nicht?»

«Und dann», sie strahlte jetzt, «du wirst es nicht glauben, aber das ist, was ich sehe, hier in dieser Tasse. Ich sehe eine

Braut.» Sie zeigte auf einen letzten schwarzen Fleck getrockneten Kaffees. «Ja. Es ist eine Braut. Siehst du den Schleier und das Gesicht? Da ist die Nase und das Kinn. Siehst du’s? Das bedeutet, dass du bald heiraten wirst.»

«Und wer wird es sein? Ist sie schön?»

«O ja», sagte Randa. «Sehr schön. Und sehr sexy.»

Tony gab ihr einen feuchten Kuss auf den Mund. Lina fragte sich, ob die beiden auf der Couch

gleich wieder anfangen würden, aber Randa befreite sich und wandte sich jetzt ihrer Freundin zu. Sie hatte noch zu arbeiten.

«Jetzt bist du dran», sagte sie und nahm Linas Tasse. Sie hielt sie ans Licht und runzelte die Stirn. Sie drehte sie um

180Grad, betrachtete sie genauer und runzelte wieder die Stirn. «Das muss meine Tasse sein», sagte sie.

«Nein», sagte Lina. «Das ist meine. Was ist los?»

«Nichts. Es ist nur

seltsam, weiter nichts.»

«Lies sie.»

«Vielleicht später. Trinken wir erst noch ein Glas Wein.»

«Lies sie!», wiederholte Lina.

«Okay.» Sie atmete tief durch. «Also, siehst du all diese Punkte?» Sie zeigte

auf einen Teil der Untertasse, der mit kleinen Punkten getrockneten Kaffeesatzes gesprenkelt war. Lina nickte.

«Das sind Augen. Das bedeutet, dass dich eine Menge Leute beobachten. Es gibt viel Neid. Leute

sind neidisch auf das, was du hast, und sie wollen es haben.»

Lina berührte zum Schutz die türkise Brosche. *Al Ain* schien sogar schon in der Tasse zu sein.

«Okay. Also diese Leute beobachten dich. Ich weiß

nicht, warum. Und dann gibt’s da eine Menge Verwirrung. Siehst du, hier.» Sie zeigte auf einen krummen, ungleichmäßigen Rand Kaffeesatz, der zu einer Art grauschwarzem Nebel getrocknet war. «Das

bedeutet Verwirrung. Es wirbelt alles herum, und du weißt nicht, was du tun sollst.»

«Und weiter?»

«Eine komische Form. Hier, siehst du? Ich glaube, es ist ein Kamel. Ja, es ist ein Kamel. Siehst du die vier Beine?»

«Was bedeutet ein Kamel?»

«Das ist gut. Das heißt, dass du das Land verlassen und eine Reise machen wirst. Ja, das ist gut.»

Lina erstarrte. «Könnte es der Irak sein, das Land,

in das ich reise?»

«Möglich. Ich weiß es nicht. Wahrscheinlich nicht. Warum solltest du in den Irak reisen? Nein, es ist wahrscheinlich irgendwas Schönes. Frankreich. Oder Tahiti.»

«Was kommt dann?»

«Danach ist es schwer

zu lesen. Da ist eine Menge Schwarz. Es ist eigentlich alles schwarz. Es ist schwer, ein Muster zu erkennen.»

«Lass mich mal sehen», sagte Lina. Sie betrachtete die Tasse, dort, wo Randa hinzeigte, und sah eine

breite Bahn getrockneten Kaffees, dunkel und undurchdringlich. Sie schüttelte den Kopf. «Ich weiß, was das bedeutet. Schwarz bedeutet Unglück.»

«Ja, manchmal. Es kann Unglück bedeuten und Traurigkeit. Aber es kann

bedeuten, dass das eigentliche Muster darunter verdeckt ist. Also mach dir keine Sorgen. Ich glaube nicht, dass es Unglück bedeutet. Es kann auch Gutes bedeuten.»

«Hör auf, nett zu sein. Was kommt nach dem

Schwarz?»

«Das ist eigentlich das Seltsame. Danach ist alles weiß. Ich glaube, so eine Tasse ist mir noch nicht untergekommen. Soviel Schwarz und dann nichts.» Sie hielt die Tasse hoch und zeigte sie Lina. Nach der schwarzen Bahn war

die Tasse makellos weiß, fast über eine ganze Hälfte, als wäre auf der Seite überhaupt kein Kaffee entlanggetropft.

«O mein Gott. Was bedeutet das denn?»

«Ich weiß nicht. Aber ich glaube, es ist gut. Es ist

eine lange, lange Zeit ohne Probleme, nach all diesem Schwarz. Siehst du? Als würdest du die Wolken durchbrechen und den blauen Himmel erreichen. Ich glaube, das bedeutet es.»

«Na komm. Sag mir die Wahrheit, Randa. Was

könnte es sonst noch bedeuten?»

«Ich bin mir nicht sicher. Jeder liest so eine Tasse anders.»

«Was bedeutet es?» Lina schrie jetzt fast.

«Manche Leute könnten es auf eine bestimmte Art

lesen, aber ich glaube nicht daran. Soll ich’s dir trotzdem sagen?»

«Ja.»

«Okay. Manchmal bedeutet eine lange weiße Fläche nach so viel Schwarz, dass der Mensch im Himmel ist. Im Paradies. Makelloses

Weiß.»

«Tot.»

«Ja, tot.»

«Wer ist dieser Mensch? Ich?»

«Vielleicht du. Oder jemand, den du liebst. Aber wie gesagt, Lina, ich glaube nicht, dass es das

ist, was der Satz zeigt. Ich glaube, es bedeutet, dass du nach dieser schwierigen Zeit, in der die Leute dich beobachten und alles sehr kompliziert ist, dass du lange Zeit glücklich sein wirst. Reines Glück.»

«Don’t worry, be happy!», sagte Tony

gedankenlos. Er langweilte sich. Er wollte sich wieder seiner Freundin auf der Couch widmen.

«Genau. Be happy!», sagte Randa.

«So», sagte Lina. «Ich muss jetzt gehen.»

«Ich bring dich zur Tür»,

sagte Randa und nahm ihre Freundin bei der Hand. Lina ging langsam und unsicher, einen Schritt und dann den nächsten. Randa führte sie in die Diele und machte dann die Tür hinter sich zu, damit Tony nicht hören konnte, was sie sagte.

«Jetzt hör mal zu», sagte Randa leise. «Vergiss diesen Quatsch mit dem Kaffeesatz. Das ist abergläubischer Unsinn. Ich weiß nicht, was dich so beunruhigt, aber eins kann ich dir sagen: Du machst dir zu viel Sorgen wegen

der Arbeit. Seit einigen Tagen siehst du schrecklich aus. Weißt du das? Schrecklich. Die Gerüchteküche behauptet, Professor Sarkis hat dich neulich wegen irgendwas zusammengeschissen. Stimmt das?»

Lina nickte.

«Nun, Professor Sarkis kann mich mal. Wie findest du das? Er kann mich mal.»

Lina versuchte zu lachen. Es war wenig mehr als ein lautes Ausatmen.

«Im Ernst, Schätzchen, wenn du dich wegen

Hammud und seiner Jungs aufregst, dann machen die dich verrückt, bis du völlig übergeschnappt bist. Also nimm sie nicht zu ernst. Was ist denn das Schlimmste, was sie dir antun können? Dich rausschmeißen, oder? Ich meine, wir sind hier nicht in

Bagdad, und sie haben keine Armee. Das Einzige, was sie wirklich können, ist allen Angst machen. Du hast keine Familie mehr im Irak, oder?»

«Doch», sagte Lina. «Meine Tante.»

«Oh. Das hast du mir

nie erzählt. Aber glaub mir, die werden ihr schon nichts tun. Die haben genug andere Probleme. Also zum Teufel mit ihnen! Sollen sie ruhig ihre kleinen Spielchen spielen und sich ihr Geld nehmen, aber lass dich bloß nicht von denen unterkriegen!»

«Ich hab heute gebetet», sagte Lina

«*Was* hast du?» Wie die meisten von Linas jungen arabischen Bekannten – Christen wie Moslems – war Randa zutiefst weltlich eingestellt. Für sie war die Religion der Feind

jeglichen Lebensgenusses. Das war was für Fanatiker, die *«Maku wali illa Ali»* sangen – «Es gibt keinen Herrn außer Allah» – und Dieben die rechte Hand abschlugen.

«Ich hab gebetet», wiederholte Lina.

Randa schüttelte den

Kopf. Ihre Freundin war in schlechterer Verfassung, als sie gedacht hatte. «Willst du eine Valium haben? Ich hab ein paar übrig.»

«Nein», sagte Lina. «Es geht schon.»

«Lass dich von denen

nicht unterkriegen», wiederholte Randa. «Denk daran, ihre einzige Waffe ist das Angstmachen. Und jetzt sieh zu, dass du ordentlich schläfst.»

Lina nickte. Randa hatte recht. Aber sie war sich nicht sicher, ob das kühne Gerede den Bösen Blick

täuschen könnte.

12

Sam rief an diesem Abend Prinz Jalal bin Abdel-Rahman an. Es war eine Art Buße für seinen Fehler vom Nachmittag Lina gegenüber, für seinen Fehler dem philippinischen Koch gegenüber und für so

viele andere Fehler, die er im Laufe der Jahre gemacht hatte in dem Versuch zu beweisen, dass er nicht der egoistische und verantwortungslose Mensch war, für den der saudische Prinz ihn gehalten hatte. Es war

Glück, dass Jalal zufällig in dieser Woche in London war, und natürlich wollte er Sam nach so vielen Jahren wiedersehen, und warum nicht noch am selben Abend? Denn wenn es eines gibt, was arabische Männer noch besser

können, als eine Fehde zu beginnen, dann ist es, eine zu beenden – sich zu umarmen, zu vergeben und zu vergessen. Als Sam auflegte, konnte er schon fast das Kratzen von Jalals Bart auf seinem Gesicht spüren, während er Sam auf beide Wangen

küsste und ihn wieder im Stamm der vernünftigen Männer willkommen hieß.

Prinz Jalal wohnte in einem großartigen Regency-Stadthaus am Hyde Park Square. Der Architekt des Prinzen hatte lediglich die beigefarbene

Fassade des Gebäudes stehen lassen – mit seinen perfekt proportionierten dorischen Säulen und den Fensterziergiebeln im neoklassischen Stil Robert Adams – und innen alles entkernt. Im Inneren dieser eleganten und nüchternen Mauern hatte sich der

Prinz einen modernen Vergnügungspalast bauen lassen. Er war das Produkt einer Phantasie, die sich von zu vielen *Playboy*-Heften genährt hatte; der Prinz hatte sie als Student an der Colorado State University verschlungen.

Das zweite Kellergeschoss beherbergte einen Swimmingpool, von dicken Glaswänden umgeben, wie ein Aquarium, damit der Prinz zusehen konnte, wie sich seine Gäste im Wasser vergnügten. Im Stockwerk darüber war ein Squash-Raum, ein

Fitnessbereich und daneben ein Spielzimmer mit Flipperautomaten und Videospielen und einem Wechselautomaten, der amerikanische Vierteldollar ausspuckte, ohne dass man einen amerikanischen Dollar hineinstecken

musste. Die darüberliegenden beiden Stockwerke hatten alles, was die Wohnung eines reichen Mannes haben muss: offizielle Wohn- und Esszimmer, Schlafzimmer, Büros, Teeküchen, Salons. Darüber schließlich befand sich das bestimmende

Merkmal des Hauses: eine zweistöckige Vergnügungskuppel, die anscheinend ausschließlich für Sex geschaffen worden war. Es gab von Spiegeln umgebene Betten, einen Vorführraum im Hollywood-Stil mit Sesseln und einem

Sofabett. Es gab sogar einen kleinen Raum, in dem der Prinz die Reste eines Automobils hatte installieren lassen, sodass er sich den Spaß machen konnte, einige seiner jüngeren weiblichen Gäste auf dem Rücksitz eines Wagens zu besteigen,

ganz so, wie er es zu seiner Studentenzeit getan hatte.

Hoffman kam kurz nach zehn, die Zeit, wie er sich erinnerte, in der es bei Jalal allmählich anfing, lebhaft zu werden. Ein englischer Leibwächter

öffnete die Tür und führte ihn durch den Metalldetektor. Er war die moderne Version von Jeeves, höflich und respektvoll, aber in der Lage, auf einer Distanz von fünfzig Metern ein Ziel zwischen die Augen zu treffen. Es war unter

saudischen Prinzen Mode geworden, als Lakaien und Kammerdiener ehemalige Unteroffiziere zu engagieren, wie beispielsweise von den Special Air Services. Die Bezahlung war angemessen, und die

Männer bekamen ihren Anteil von dem, was vom Essen und den Frauen übrig blieb.

Jalal erwartete Hoffman in seiner Höhle im dritten Stock. Er sah genauso aus, wie Hoffman ihn in Erinnerung hatte: perfekt gepflegt, aber irgendwie

angsteinflößend. Seine Haut hatte eine cremig braune Färbung, ohne einen Makel oder eine Falte. Der Bart war wie ein Gemälde von Seurat, als wäre jedes Haar einzeln gezeichnet worden, jedes mit seiner ganz eigenen

Schattierung. Die Augen waren groß und verträumt von den vielen Jahren der sexuellen Ausschweifung und des Drogenkonsums, aber der Körper war gut in Form und fit durch die täglichen Trainingseinheiten im Fitnessraum. Er trug eine

feine Leinenhose, ein Seidenhemd, das man bei einer Frau als Bluse bezeichnet hätte, und ein Kaschmir-Jackett, das so perfekt geschnitten war, dass es ihm wie eine zweite Haut passte. Hoffman streckte die Hand

aus, aber Jalal drückte ihn in einer Umarmung an sich.

«Mein Lieber, mein Lieber, mein Lieber», sagte der Prinz und küsste Hoffman einmal, zweimal, dreimal. Er hatte diese weiche, geschmeidige Art, mit anderen Männern

umzugehen, die unter den Arabern der Golfstaaten nicht homosexuelle Begierde, sondern gutes Benehmen ausdrücken sollte. Es war wie ein schlaffer Händedruck, der ein Zeichen von Adel ist.

«Du siehst gut aus,

Jack», sagte Hoffman, den Namen benutzend, den Jalal sich viele Jahre vorher zugelegt hatte, in seiner Studentenzeit in Boulder.

«Komm mit», sagte der Prinz mit dem Anflug eines Lächelns. «Wir sehen uns einen Film an.»

Er führte Hoffman in den Vorführraum. Auf dem Bett lagen zwei Mädchen, die nicht älter als sechzehn Jahre alt aussahen. Das eine war blond, das andere brünett. Beide trugen nur BH und Slip und wirkten sehr nervös.

Jalal sagte mit einem Kopfnicken in ihre Richtung: «Sie sind aus Rumänien, glaube ich. Oder Albanien. Ich weiß es nicht. Wo seid ihr her, Mädels?» Sie lächelten stumm zu ihm hoch. Offenbar sprachen sie kein Englisch. Sam stand

unbehaglich am Rande des Raums. Jalal ergriff seine Hand und zog ihn hinein.

«Komm, mein lieber Sam. Ich möchte dir meinen neuen Film zeigen. Dann können wir etwas essen, und danach können wir diesen netten

rumänischen Mädchen ein paar Sachen über Sex beibringen. Was hältst du davon?»

«Ich bin gekommen, um mit dir zu sprechen, Jack. Ich muss mit dir reden.»

«Natürlich, natürlich. Wir werden reden. Aber jetzt noch nicht. Wo bleiben

deine Manieren? Was möchtest du gerne trinken? Arrak? Whisky? Ich habe sehr gutes Kokain. Das beste! Was möchtest du, mein Lieber? Ich trinke polnischen Wodka.»

«Ein Bier», sagte Sam.

Der Prinz rief einen seiner Diener, der die Drinks servierte und die Mädchen fortbrachte. Jalal ließ sich in einem der Sessel nieder. Er drückte irgendwo auf einen Knopf, und die Lichter gingen allmählich aus, und der Film begann. Sam graute

vor der Vorführung.

Jahrelang war es Jalals Lieblingshobby gewesen, Filme zu machen, die Extreme menschlicher Perversion und Ausschweifung aufzeichneten, vor allem seine eigenen.

«Dieser wird dir gefallen», sagte der Prinz. «Es geht um Fallschirme.»

Während er sprach, leuchtete auf der Leinwand Jalal selbst auf, beim Skydiving. Er trug einen knalligen roten Springanzug und hatte einen dämonischen

Ausdruck auf dem Gesicht, der sogar unter dem Helm noch zu sehen war. Er winkte mit einer Hand in die Kamera. Der Vorspann lief jetzt ab, immer wieder Jalals Namen wiederholend: Produktion, Regie, Idee – während die

Kamera seinen langen Fall zur Erde verfolgte.

«Lass dir erklären, was du jetzt gleich sehen wirst», sagte Jalal. «Ich habe ein Spiel erfunden, das ziemlich ungewöhnlich ist. Es ist eine Art russisches Roulette mit Fallschirmen. Ich biete

jedem einhunderttausend Dollar, der sich bereit erklärt, mit mir zu springen. Aber jeder der Springer muss unter sechs Fallschirmen einen auswählen und weiß dabei genau, dass einer der sechs sich nicht öffnen

wird. Das ist der Spaß daran, verstehst du? Sie suchen sich einen aus, und dann spring ich mit ihnen ab, damit ich zugucken kann.»

Hoffman schloss die Augen. Dieses neueste Spiel zeigte Jalal in seiner Hochform. Einige Jahre

zuvor hatte er in Saudi-Arabien eine Jagd veranstaltet, bei der die Beute kein Fuchs, sondern ein Mann aus Somalia war. Das war auch auf Video aufgenommen worden. Hoffman hatte es sich ansehen müssen, bei

einem seiner letzten Besuche vor dem Bruch. Es war schwierig, das Gefühl zu beschreiben, das Hoffman hatte, wenn er in Gegenwart eines Menschen war, der alles kaufen konnte. Diese Prinzen der Wüste genossen alltäglich das,

wovon normale Männer nur träumen konnten: die schönsten Frauen, die reinsten Drogen, die erlesensten Speisen. Was blieb da noch als Nervenkitzel? Nur noch die Pornographie des Schmerzes. Jede

dekadente Gesellschaft schaffte sich etwas Ähnliches. Die Römer hatten ihre Löwengruben und Gladiatorenkämpfe. Die Europäer des Mittelalters hatten ihre öffentlichen Hinrichtungen und Zerstückelungen. Die einzige Neuheit gegenüber

früher bestand heute darin, dass man solche Dinge zum späteren Vergnügen auf Video aufzeichnen konnte.

«Los geht's», sagte Jalal. «Sieh dir das an!» Der Film zeigte einen Mann, die Angst ins

Gesicht geschrieben, der in der offenen Kabine eines kleinen Flugzeugs stand und auf sechs Päckchen starrte, die auf dem Boden ausgelegt waren.

«Schau her, dieser Bursche heißt Bill, glaube ich. Guck mal, wie er die

Fallschirme aufhebt. Er sieht so nervös aus! Er hebt einen hoch, dann einen anderen, wiegt sie. So ein Dummkopf! Natürlich wiegen sie alle das Gleiche. Sieh dir sein Gesicht an, was er für eine Angst hat, aber er will auch

das Geld haben, also spielt er mit. Jetzt probiert er einen der Fallschirme. Nein, es fühlt sich nicht richtig an. Probiert einen anderen aus. Dieser fühlt sich gut an. Ja. Okay. Jetzt sage ich ihm, dass es Zeit ist. Das ist meine Hand, die da winkt. Die Tür

ist offen, und wir gehen bis zum Rand. Da, der Himmel und ganz weit unten die Erde. Sieh dir sein Gesicht an! Er hat so einen Schiss! Siehst du? Jetzt springen wir gleich. Er macht die Augen zu. Ha! Er betet. Jetzt springt er, und ich

folge ihm mit meiner Kamera. Ich hole zu ihm auf, und jetzt sind wir auf gleicher Höhe, sodass du sein Gesicht sehen kannst. Wie hieß er doch gleich? Bill. Ich gebe ihm das Signal. Jetzt pass auf. Schau, wie er die Leine zieht. Er wartet darauf. Wo

bleibt der Fallschirm? Da, jetzt zieht er wieder an der Leine. Wo ist der Fallschirm? Siehst du das Entsetzen auf seinem Gesicht? Es tut sich nichts! Er hat schreckliche Angst. Guck, wie er mit seinen kleinen Beinen in der Luft

herumstrampelt, wie ein Käfer! Er will weglaufen. Hier sein Gesicht in Nahaufnahme. Siehst du, wie er den Mund aufreißt? Er schreit, aber niemand hört ihn. Und jetzt grabscht er nach mir. Schau, wie er mit den Armen rudert. Er erträgt es nicht, nach

unten zu sehen, der Erdboden kommt so schnell entgegen. Siehst du? Was er für eine Angst hat?»

Die Erregung in Jalals Stimme erreichte plötzlich einen Höhepunkt und sank dann wieder auf einen

normalen Ton. «Na ja. Das war der spannende Teil. Jetzt spürt Bill einen Ruck, und plötzlich wird er langsamer. Er kann’s gar nicht fassen! Der Fallschirm öffnet sich. Er lebt! Er wird doch nicht sterben. Ich hab ihn nämlich reingelegt. Das ist

mein Spiel! Alle sechs Fallschirme sind in Ordnung, alle! Aber sie sind alle mit einem Zeitverzögerer ausgestattet, sodass jeder, der mein Spiel spielt, denkt, dass er den Fallschirm ausgesucht hat,

der sich nicht öffnet. Genial, nicht? Wie Safer Sex. Man hat den ganzen Spaß, aber es kommt niemand zu Schaden.»

Die Leinwand wurde dunkel, und die Lichter gingen wieder an. Hoffman rieb sich die Augen.

«Wie findest du's?»,

fragte der Prinz mit einer Handbewegung zur Leinwand.

«Ich?» Hoffman überlegte einen Moment. «Ich finde, du hast inzwischen völlig den Verstand verloren.»

«Wirklich?» Der Prinz

lächelte. Er fasste das offensichtlich als Kompliment auf. «Mein lieber Sam, es ist so gut, dich wiederzusehen. Du bist so ehrlich.»

Sam versuchte immer noch, aus dem, was er gerade gesehen hatte, klug zu werden. «Hast du

Bill das Geld bezahlt?»

«Natürlich», sagte Jalal. «Was ist schon Geld im Vergleich zu so einer Show?»

Hoffman holte tief Luft. Was ihm bei Jalal am meisten Angst machte, war, wie leicht es war, in

die gleiche Kameraderie wie früher zu verfallen. Kein Wunder, dass Jalal überrascht gewesen war, als Sam – nachdem er sich seine Filme angesehen, seine Frauen angeglotzt und mit ihm Drogen genommen hatte – auf einmal Skrupel wegen

eines lächerlichen Finanzgeschäfts bekommen hatte. Wie unhöflich das gewirkt haben muss. Aber der Vergangenheit wird immer vergeben, wenn man im Zelt des Prinzen ist. Es gehörte zum Auftreten

eines Prinzen, immer furchtlos zu sein und fast alles zu verzeihen. Jalal sah ihn jetzt mit blitzenden Augen an.

«Soll ich die Mädchen rufen? Oder wollen wir was essen? Es gibt Fasan, glaube ich, oder Wachteln.»

«Nein danke. Ich muss mit dir reden. Deswegen bin ich gekommen.»

«Wie du willst», sagte Jalal, eine gelangweilte Miene aufsetzend, obwohl er natürlich insgeheim neugierig war zu erfahren, was Sam nach so langer

Abwesenheit wieder zu ihm brachte. «Vielleicht noch etwas zu trinken?»

Wie durch ein unhörbares Zeichen gerufen, betrat ein Diener den Raum und brachte eine weitere Flasche Bier für Sam und ein Tablett mit Kaviar und Canapés. Ein

zweiter Mann, ein Sudanese, nach seiner tintenschwarzen Hautfarbe zu schließen, erschien mit einer Flasche Wodka für Jalal. Er goss ein wenig in das Glas des Prinzen, sodass es genauso voll war wie vorher – weder zu

viel noch zu wenig – und zog sich dann wieder zurück. Sam erinnerte sich, dass es der gleiche Diener gewesen war, der Jalal begleitet hatte, als sie einmal zusammen an die Riviera gefahren waren. Wo immer sie hingegangen waren,

ungeachtet der Kellner, die in den Restaurants und Bars ohnehin für das Bedienen zuständig waren, hatte der Diener dem Prinzen sein Essen und sein Getränk auf diese gleiche Weise serviert – hatte persönlich ein paar

Häppchen auf seinen Teller gelegt, um das zu ersetzen, was der Prinz gegessen hatte, und ein paar Tropfen eingeschenkt, um zu ersetzen, was er getrunken hatte –, sodass der fürstliche Teller und das fürstliche Glas stets

halb voll waren. Nach einer Weile war Sam dieses eigenartige Ritual völlig normal vorgekommen. Alles andere wäre zu gewöhnlich, unhöflich und eines Prinzen unwürdig gewesen.

«Also, worüber wolltest

du mit mir reden?», fragte Jalal, nachdem er einen winzigen Schluck von seinem Wodka genippt hatte.

«Ich möchte, dass du mir einen Gefallen tust.»

«Und der wäre?»

«Ich brauche ein paar Informationen über einen

irakischen Geschäftsmann namens Nassir Hammud.»

«Ach, sieh an. Also was rein Geschäftliches? Ich hatte gehofft, es sei etwas Delikateres. Dass du irgendein unaussprechliches Verlangen entwickelt hast,

das ich dir helfen könnte zu befriedigen. Oder dass du ein grauenhaftes Verbrechen begangen hast und meine Hilfe brauchst, um ein Versteck zu finden. Aber so was Interessantes ist es ja gar nicht.»

«Tut mir leid. Bloß was Geschäftliches. Mir hat

jemand erzählt, du hättest mit diesem Hammud zusammen irgendwo investiert, und deswegen hab ich mir gedacht, dass du sicher ein paar Sachen über ihn weißt.»

«Allerdings. Wir arbeiten bei einer Reihe von

Projekten als Partner zusammen. Wir bauen Fabriken in der Wüste. Solche Sachen. Und wir haben dieselben Anwälte.»

«Ich hab gehört, ihr seid Partner in einem Petrochemie-Geschäft. Stimmt das?»

«Das ist ja ganz toll! Das

Geschäft sollte eigentlich geheim bleiben, aber du bist einfach zu clever, mein lieber Sam. Aber wieso interessiert dich Nassir Hammud? Was kann er dir für einen Schaden zugefügt haben?»

Hoffman wusste, dass

es zwecklos war, Jalal anlügen zu wollen. Er würde sowieso sehr schnell die Wahrheit herausfinden. «Er hat einem Klienten von mir Schaden zugefügt, wenn du mich schon fragst. Ein Mann, der als Koch bei ihm beschäftigt war. Ich

glaube, er hat ihn umbringen lassen. Das macht mir Sorgen, und ich habe die Befürchtung, dass er auch noch anderen Leuten, die für ihn arbeiten, etwas antun könnte. Der Mann ist gefährlich.»

Jalal schnaubte fürstlich, wie ein preisgekrönter Bulle. «Natürlich ist Hammud gefährlich! Das ist der Managementstil dieser Irakis. Sie haben keine Manieren, bedauerlicherweise. Aber so ist es nun mal. Und weder du noch ich können

irgendwas dagegen unternehmen.»

«Aber ich würde gern etwas dagegen unternehmen. Hammud ist ein Tyrann. Er schüchtert seine Angestellten ein, lässt sie vielleicht sogar umbringen. So was ist in

London nicht erlaubt. Jedenfalls sollte es das nicht sein.»

«Mein lieber Sam, du hast dich wirklich nicht verändert. Du bist so naiv. Natürlich sollte es nicht erlaubt sein. Aber es ist erlaubt. So ist das nun mal.»

«Hör zu, Jack, es tut mir leid, wenn ich vielleicht prüde klinge, aber wenn ich Informationen über Hammud hätte, könnte ich mich an die Behörden wenden, und die könnten ihm ein bisschen einheizen.»

Jalal schnaubte wieder und leerte sein Glas Wodka in einem Zug, was sehr unprinzlich war und den sudanesischen Diener wie Hop-Sing auf leisen Sohlen hereinkommen ließ, um das Glas wieder auf sein fürstliches Maß zu bringen. «Sam, Sam,

Sam», sagte der Prinz. «Ich muss dir mal was erklären.»

«Ja. Ich höre.»

«Diese ganze Aufregung um Hammud geht völlig an der Sache vorbei. Wirklich. Es geht gar nicht um Hammud. Das kannst du

mir glauben.»

«Um wen geht es dann?»

«Um andere. Freunde. Begreifst du denn nicht, um wen es da geht?»

«Nein. Sag’s mir. Wer steckt hinter ihm? Der Herrscher des Irak?»

Jalal lachte über Sams

Einfältigkeit. «Ja, natürlich. Aber es ist mehr als das, mein lieber Sam. Mit dieser Geschichte hast du dir erheblich mehr aufgehalst, als du ahnst.»

«Wer steckt sonst noch mit Hammud unter einer Decke?»

Jalal lachte wieder. Dies wurde allmählich eins seiner Spiele. «Oh, ich glaube, du würdest eine Reihe von anderen Prinzen aus Saudi-Arabien finden, die mit ebendiesem Gentleman investiert haben. Eine ganze Reihe. Und es gibt andere,

woanders.»

«Wen noch?»

«Du könntest bestimmte Freunde des Königs von Jordanien fragen.»

«Wirklich?»

Jalal lächelte. «Du könntest bestimmte Freunde des Königs von

Marokko fragen.»

«Was würden sie sagen, wenn ich sie fragen würde?»

Jalal brüllte vor Lachen. «Kein Wort, natürlich. Und sie würden dich fortschaffen und erschießen lassen, weil du überhaupt die Frage

gestellt hast. Aber mein lieber Sam, du bist so ein liebenswerter Tor, dass du immer noch nicht begreifst, was ich dir sage. Weil all diese Leute, die ich erwähnt habe – diese Könige und Prinzen, ganz zu schweigen von einem

kleinen Wurm wie Nassir Hammud –, nichts sind ohne die Hilfe ihrer Freunde und Beschützer im Westen. Und aus diesem Grund, mein lieber Sam, verschwendest du deine Zeit mit diesem albernen Feldzug gegen diesen irakischen

Burschen. Es wird nichts ergeben. Der Mann hat Freunde. Also gib’s auf.»

«Aber er ist gefährlich.»

«Gib’s auf. Entspann dich. Genieße das Leben. Das hab ich schon versucht, dir vor ein paar Jahren klarzumachen,

aber du wolltest nicht auf mich hören.»

Sam zuckte bei der Erinnerung schmerzhaft zusammen. Fünf Jahre zuvor, in einer Zeit, die ihm jetzt wie ein anderes Leben vorkam, hatte Jalal ihm ein einfaches geschäftliches

Arrangement vorgeschlagen. Was ganz Normales, hatte er gesagt. Privatgeschäftsbereich.

Er wollte Sam eine Summe von fünfhunderttausend Dollar pro Jahr bezahlen, wenn er sich bereit erklärt hätte,

sich als Eigentümer von Aktiva auszugeben, deren Wert ein Vielfaches dieser Summe betragen hätte. Das Geschäft war einfach. Sam hätte auf seinen eigenen Namen die Konten auf den Cayman-Inseln eröffnet, auf denen die Gelder hinterlegt worden

wären, und dann sollte er die Bankbücher und sämtliche anderen Unterlagen Jalal übergeben sowie eine Vollmacht, mit der Jalal die absolute Kontrolle über das Geld gehabt hätte. Es war so einfach. Das

Einzige, was Sam zu tun brauchte, war zu lügen; zu behaupten, er besäße bestimmte Gelder, deren Eigentümer er in Wirklichkeit nicht war. Aber Sam hatte mehr wissen wollen. Er hatte gefragt, wieso Jalal so viel Geld verstecken musste und wie

er überhaupt da rangekommen war und ob irgendjemand ein Verbrechen begangen hatte, um es zu bekommen. Er wollte wissen, ob das Geld aus dem Drogenhandel oder aus illegalen

Waffengeschäften kam oder aus irgendeiner anderen Tätigkeit, der Jalal nachging, um sein Vermögen zu vermehren. Doch der Prinz hatte einfach einen Finger auf den Mund gelegt, als wollte er sagen: Freunde stellen keine Fragen. Sam hatte

ein paar Augenblicke lang herumgedruckst und schließlich – zu seiner eigenen Überraschung und zum noch viel größeren Erstaunen des Prinzen – nein gesagt. Er könne es nicht tun. Es wäre nicht recht. In diesem Fall, hatte

Jalal gesagt, sollte er sich vielleicht nach einem anderen Kunden umsehen. Worauf Sam seinem Klienten vorgeworfen hatte, ihn bestechen zu wollen. Das war dem saudischen Prinzen als ein krasser Verstoß gegen die guten Manieren

erschienen. Und so war die Freundschaft zerbrochen. Sam hatte an jenem Tag Jalals Büro mit der Überzeugung verlassen, dass er nie wieder auf so einen Menschen angewiesen sein wollte. Aber jetzt war er wieder da

und bat um einen Gefallen.

Jalal musterte Sams Gesicht. Er schien fast seine Gedanken zu lesen. «Mein Angebot gilt übrigens noch, sowie du bereit bist, von deinem hohen Ross herunterzusteigen. Ich brauche immer Hilfe, um

neue Konten zu eröffnen.»

«Nein, danke», sagte Sam. «Das ist nicht meine Branche.»

«Schade. Du warst so ein guter Banker, bevor du in dieses absurde Ermittlungsgeschäft eingestiegen bist oder was

immer das ist.»

«Du, Jack, ich muss jetzt wirklich los. Es ist spät.»

«Nein, ist es nicht. Die Nacht ist noch jung. Der Spaß geht erst richtig los. Ich lass die rumänischen Mädchen kommen. Es sollen die letzten

Jungfrauen von Bukarest sein.» Er klatschte in die Hände und rief dem sudanesischen Diener etwas auf Arabisch zu. Der Diener betrat den Salon einige Augenblicke später und führte die beiden Mädchen an Samtkordeln,

die ihnen um den Hals gebunden waren, hinter sich her. Beide hatte man als Schulmädchen verkleidet, mit weißem Hemd, marineblauem Rock und Kniestrümpfen. Auf einen Befehl des Dieners hoben beide nacheinander den Rock, um ihre

Nacktheit zu zeigen.

«Ganz sicher, dass du nicht bleiben willst, mein lieber Sam?», fragte Jalal.

Sam antwortete nicht. Er wandte den Blick von den beiden armen Geschöpfen ab, zum Prinzen, und murmelte seinen Dank. Es

sei spät, er müsse wirklich gehen. Er hatte keinerlei Grund, sich als Moralapostel aufzuspielen. Er hatte den Prinzen um Hilfe gebeten und so viel bekommen, wie der Prinz ihm geben konnte. Er tat gut daran, in aller Stille zu gehen. Der Prinz ließ seine

beiden rumänischen Schönheiten für einen Augenblick allein, nachdem er ihre Samtleinen um den Türgriff gewickelt hatte, und begleitete Sam hinunter zur Haustür.

13

Als Lina am nächsten Morgen zur Arbeit kam, wurde sie in Mr. Hammuds Büro gerufen. Es war ein seltenes Ereignis. In den drei Jahren, die sie bei Coyote arbeitete, war sie noch nie in seinem Büro

gewesen. Sie wurde den langen Flur entlang von Hammuds englischer Sekretärin begleitet, die Linas Nervosität zu spüren schien und deshalb unentwegt schwätzte. Der Alte sei am Tag zuvor aus Bagdad zurückgekehrt, erklärte sie, und habe zu

Hause bis spät in die Nacht mit Professor Sarkis gesprochen. Als er an diesem Morgen ins Büro kam, sei sein erster Wunsch gewesen, Miss Alwan zu sprechen. Sein erster Wunsch! Und da waren sie auch schon. Die

Sekretärin lächelte ihr aufmunternd zu und gab den Code für Mr. Hammuds Tür ein. Als sie aufschwang, sah Lina als allererstes ein großes Porträt des Herrschers, mit diesem grausamen, leeren, starren Blick, der von den Hoffotografen

bevorzugt wurde. Unter dem Bild saß an einem riesigen Eichentisch der Vorsitzende von Coyote Investment.

Als Lina eintrat, erhob sich Mr. Hammud von seinem Schreibtisch und setzte sich dann wieder

steif hin. Er hatte den festen, kompakten Körper eines Kampfhundes – eines Boxers oder Rottweilers –, aber seine Ecken und Kanten waren von seinem Privatmasseur, Friseur, der Maniküre-Dame und dem Kammerdiener abgerundet

worden. Das silbergraue Haar war makellos gekämmt, und er trug seine Kleidung so ordentlich, wie sie ihm an diesem Morgen hingelegt worden war: einen dunkelblauen Geschäftsanzug mit einem

Hemd, das genau die richtige Schattierung Hellblau hatte; massiv goldene Manschettenknöpfe; eine rote Krawatte mit Paisley-Muster und ein dazu passendes rotes Paisley-Taschentuch in der Brusttasche. Die Präzision

seiner Kleidung war einschüchternd, aber er selbst wirkte dadurch auch, als sei ihm unbehaglich, als wollte er sich insgeheim den Anzug vom Leib reißen.

«Mabruk!», sagte er barsch, als sie Platz

genommen hatte. «Sie sind befördert worden.»

«Wie bitte?», sagte Lina. Sie dachte, sie hätte sich verhört.

«Sie werden eine andere Arbeit bekommen. Leiterin der Werbeabteilung. Ich gebe Ihnen eine Lohnerhöhung von hundert

Pfund die Woche. Sie sehen also, dass wir uns um unsere vertrauenswürdigen Mitarbeiter kümmern, wenn sie loyal sind.» Er sagte das alles in einem so ernsten, monotonen Ton, dass es sich eher wie die

Rede auf einer Beerdigung anhörte, aber Lina bemühte sich, dankbar zu wirken.

«Vielen Dank», sagte sie. «Wann fange ich an?»

«Sofort. Heute. Ihre Sachen werden in diesem Augenblick von der Buchhaltung in Ihr neues

Büro gebracht.»

«Vielen Dank», sagte Lina wieder. Sie begann sich unbehaglich zu fühlen. Sie wurde von der geheimen Abteilung der Firma in die öffentliche verlegt. Was bedeutete das? Sie versuchte, sich

an Randas Rat vom Vorabend zu erinnern – sich nicht einschüchtern zu lassen –, aber jetzt war alles so verwirrend.

«Freuen Sie sich darüber?» Hammud schien eine Versicherung haben zu wollen, dass sie sich in dieser neuen Abteilung

sicher fühlte.

«Natürlich, Sir. Was werde ich in meinem neuen Job machen?»

«Werbung.» Er versuchte zu lächeln.

«Aber wir machen nicht viel Werbung, Sir. Ich glaube, wir machen

überhaupt keine.»

«Deswegen brauchen wir dafür ja auch eine vertrauenswürdige Mitarbeiterin. Wenn wir Werbung machen würden, wäre es kein Problem. Dann könnten wir ja jeden daransetzen. Aber da wir keine machen, müssen wir

vorsichtig sein. Da brauchen wir jemanden, dem wir vertrauen können.»

«Aha», sagte Lina. Sie fragte nicht nach weiteren Erklärungen. Es war offenkundig absurd.

«Ihnen wird die Arbeit

gefallen.»

Lina nickte. Es klang wie ein Befehl. Es entstand eine Pause. Sie fragte sich, ob es gestattet sei zu fragen, weshalb sie versetzt worden war. Hammud machte jetzt nicht mehr den Versuch zu lächeln und sah ein wenig

entspannter aus, und das wiederum ließ Lina mutig werden. Sie räusperte sich und ergriff das Wort.

«Wieso versetzen Sie mich aus der EDV? Habe ich irgendwas falsch gemacht?»

«Nein, es gibt keinerlei

Problem.» Er sah sofort wieder ungemütlich aus.

«Professor Sarkis schien beunruhigt zu sein, weil ich mich auf einer Party mit einem Amerikaner unterhalten hatte. Ich habe versucht, ihm zu erklären, dass ich ihn nicht kenne, und als der Amerikaner

mich gestern im Park verfolgt hat, um mich anzusprechen, habe ich ihm eine geknallt. Ich hoffe also, dass Sie deswegen nicht verärgert sind.»

Hammud hob die Hand, als wollte er das Gespräch abbrechen. Er redete nicht

gern über Sicherheitsfragen, nicht einmal mit den betroffenen Personen.

«Es tut mir leid, wenn ich irgendwas falsch gemacht habe.»

Er hob die Hand noch höher, ballte sie zur Faust und senkte sie erst wieder,

als klar war, dass Lina aufgehört hatte zu reden. Sein Gesicht war gerötet. Die Narbe auf seiner Wange, normalerweise kaum zu sehen, war ein leuchtend roter Striemen geworden. Er fixierte Lina mit seinen

durchdringenden schwarzen Augen.

«Verlassen Sie dieses Unternehmen nicht», sagte er langsam, die Worte wie Nägel einhämmernd. «Das wäre ein Fehler.»

Linas Körper spannte sich an. Das war eine unmissverständliche

Drohung. Ihr Geist schaltete in den Leerlauf, einen Zustand, den eine ganze Generation von Irakis gebraucht hatte, um zu überleben. «Ich arbeite gerne hier», sagte sie. «Sie sind immer gut zu mir gewesen.»

«*Habibti*», sagte er, das arabische Wort benutzend, das «mein liebes Mädchen» heißt.

«Ja, *sidi*?»

«Haben Sie sich jemals gefragt, wo mein Geld herkommt?»

Wieder erstarrte sie.

«Nein, Sir.»

«Na kommen Sie, das ist doch eine ganz natürliche Frage. Ich glaube, dass sich das eine Menge Leute fragen. Wenn ich mit jemandem im Westen Geschäfte mache, ist es das Erste, was sie mich fragen. Wie habe ich

so viel Geld gemacht? Wo kommt es her? Das müssen Sie sich doch auch gefragt haben.»

«Nein, eigentlich nicht.» Sie wechselte ihre Stellung in dem Ledersessel, was ein peinliches Quietschen erzeugte.

«Ich sage den Leuten

die Wahrheit. Ich sage ihnen, dass ich ein guter Geschäftsmann bin und sehr viel Glück habe. Ich erzähle ihnen, dass ich in Bagdad mit nichts anderem als meinem klugen Kopf begonnen habe und dass ich mich

nach günstigen Gelegenheiten umgesehen habe. Wenn mir etwas gefiel, habe ich es gekauft. Verstehen Sie?»

«Ja. Natürlich.»

«So habe ich meine erste Firma in Belgien gekauft. Ich hatte etwas Geld aus einem Geschäft

übrig, und die Firma war billig, und ich habe sofort zugegriffen. Und dann ging der belgische Franc hoch, und plötzlich war ich reich. Und so habe ich noch eine Firma gekauft, und die lief gut, und so habe ich Immobilien gekauft. Und

dann gewannen die Immobilien an Wert und nochmal an Wert. Und so wurde ich sehr reich. Das ist alles nicht sehr geheimnisvoll.»

«Nein. Das ist es nicht.»

«Aber manchmal verbreiten Leute schreckliche Lügen über

mich. Vielleicht haben Sie selbst auch schon welche gehört. Sie sagen, dass ich für den Herrscher Geld verstecken würde. Dass ich sein heimlicher Banker sei. Andere sagen, dass ich dem Herrscher Geld stehlen würde. Stellen Sie

sich das vor! Das sind absurde Lügen, die von Ignoranten erzählt werden. Und von Juden.»

«Von Juden?» Sie rutschte unbehaglich hin und her.

«Ja, Juden. Und wissen Sie, was ich mit diesen Lügnern mache?»

Lina schüttelte den Kopf. «Nein.»

«Ich schneide ihnen die Zunge heraus!»

Lina schluckte. War das ein Witz? Sie spürte, wie ihre eigene Zunge, trocken wie ein Stein, gegen ihren Gaumen gepresst war.

«Haben Sie jemals die Geschichte über den Journalisten Salim Hourani gehört? Nein? Ich werde sie Ihnen erzählen. Er schrieb in seiner Zeitschrift die schrecklichsten Dinge über den Herrscher. Eines Tages wurde er in Beirut am Straßenrand gefunden,

an der Straße, die zum Flughafen führt. Ich glaube, seine Finger waren alle abgeschnitten, die, mit denen er seine Geschichte getippt hatte. Und seine Zunge war auch herausgeschnitten worden. Das hat man mir jedenfalls

gesagt. Ich weiß nicht, ob es stimmt.» Er machte eine wegwerfende Handbewegung.

Linas Finger hatten sich beim Zuhören zu starren Krallen verkrampft, und in ihrem Hals pulsierte es, sodass ihr Kopf leicht zitterte. Hammud sah ihre

Angst und lächelte. Es funktionierte.

«Aber wir sind hier in England», sagte er hinterlistig. «Wenn ein Geschäftsmann versucht, Gerüchte zu verbreiten, lasse ich das von meinen Anwälten verhindern.

Wenn die versuchen, ihre Politiker einzusetzen, dann setze ich meine ein, und meine sind stärker. All diese Dinge gehören zum normalen Geschäftsleben. Verstehen Sie?»

«Ja, Sir.»

«Aber was sich innerhalb dieser Wände befindet, ist

kein Geschäft. Es ist eine Familie. Und was ich nie, unter keinen Umständen, zulassen werde, ist, dass sich ein Mitglied meiner Familie illoyal verhält. Das wäre wie der Verrat eines Sohnes oder einer Tochter am Vater. Verstehen Sie

mich?»

«Ja», sagte Lina. Auf ihrer Stirn und ihren Handflächen bildeten sich Schweißtropfen.

«Das kann ich nicht hinnehmen. Niemals.»

«Nein, Sir.» Sie hatte Mühe, die Fassung zu bewahren, aber sie war

entschlossen, sich ihrer Angst nicht zu beugen, denn das hätte Hammud nur noch mehr Macht über sie gegeben.

«Da ist noch eine Sache», sagte er in einem Tonfall, noch kälter als vorher. «Ich habe für Sie

eine Nachricht aus Bagdad.»

«Was ist es?», fragte Lina. Aber etwas in seinem Tonfall verriet ihr die Antwort, bevor er sie aussprach. Sie sah vor ihrem geistigen Auge das Bild einer unverheirateten arabischen Frau Ende

fünfzig, mit grauen Haaren und von Sorgen gezeichneten Augen, die sich in all den Jahren des Schreckens an Linas Bücher aus Paris und die Briefe aus London geklammert hatte – geklammert an die

Vorstellung von dem zivilisierten Leben, das sie für sie verkörperten.

«Leider eine traurige Nachricht», fuhr Hammud fort. «Es geht um Ihre Tante Soha. Sie ist tot.» Er wartete darauf, dass Lina in Tränen ausbrach, aber sie saß einfach stumm da

und nahm die Nachricht auf. Ihre Pupillen hatten sich zu winzigen Punkten verengt, die Hammud so durchdringend anstarrten, als könnten sie ein Loch in ihn hineinbrennen.

«Was war die Ursache ihres Todes?», fragte Lina.

Da war eine Stille in ihrer Stimme, von Trauer und von etwas anderem.

«Todesursache unbekannt.» Er sagte das fast mit einem Grinsen.

«Ist sie beerdigt worden?»

«Nein. Die Leiche wurde zur Beseitigung im

Innenministerium behalten, glaube ich.»

«Wieso war sie da?»

«Weil Ihre Tante Soha unter Beobachtung stand. Es gab anscheinend ein Sicherheitsproblem.» Er ließ den Satz in der Luft sterben, womit er alles

andeutete, aber nichts sagte. Wieder wartete er auf ihre Tränen, aber ihre Augen blieben trocken.

«Wieso?»

«Sie hat die Vorschriften missachtet. Sie hat versucht, ohne Erlaubnis Briefe ins Ausland zu schicken.» Er zog ein

Bündel Briefe aus der Jackentasche und wedelte damit vor Linas Gesicht herum. «Sie waren alle an Sie gerichtet, glaube ich.»

Lina erkannte Sohas makellose Handschrift auf dem Umschlag. «Kann ich sie haben?», fragte sie.

«Nein», sagte er kalt. Er holte ein goldenes Feuerzeug aus der Tasche, knipste es an und hielt die Flamme an das Bündel Briefe. Als sie Feuer fingen, trat ein perverser Ausdruck der Freude auf sein Gesicht, als zerging ihm diese

Grausamkeit wie Schokolade im Mund. Er ließ die brennenden Briefe in einen Aschenbecher auf seinem Schreibtisch fallen. Einige Sekunden später waren sie nur noch Asche.

Lina senkte den Kopf, was Hammud als Geste

der Unterwerfung deutete.

«Wir verstehen uns also», sagte er. Er erhob sich von seinem Schreibtisch und deutete zur Tür. Der Henker hatte sein Werk vollbracht. Das Verhör war beendet. Die Verurteilung wegen Verrats war im Voraus

ausgesprochen worden. Er klingelte nach der englischen Sekretärin, die die Besucherin wieder hinausbegleiten sollte. Als Hammud Lina die Hand schüttelte, sprach vollkommene Zuversicht aus seiner Miene, als

würde die Nachricht vom Tod ihrer Tante Linas Unabhängigkeit den endgültigen Schlag versetzen und zukünftig ihre Loyalität garantieren.

Aber in diesem Punkt hatte sich Nassir Hammud verrechnet. Er hatte damit nur bewirkt, dass Lina

zornig wurde. Soha war ihre einzige Verwandte in Bagdad gewesen, und mit Sohas Leben dort hatte man Lina all die Jahre erpressen können. Lina hatte gewusst, wenn sie sich illoyal verhielt, würde ihre Tante dafür büßen

müssen. Jetzt, wo das Schlimmste geschehen, ihre Tante tot war, empfand sie eine Art Befreiung. Die Kette aus Angst und Verpflichtung, die Lina mit Hammud verbunden hatte, war gerissen. Sie fühlte noch etwas anderes, als sie

Hammuds Büro verließ. Es war das einfachste und vielleicht reinste Gefühl, das jemand empfinden kann, wenn einem geliebten Menschen Schaden zugefügt worden ist: Was sie fühlte, war das Verlangen nach Rache.

Hammuds Sekretärin führte Lina durch die Tür in jene Abteilung, die der Öffentlichkeit zugänglich war; den Flur entlang, dahin, wo die britischen Angestellten von Coyote Investment ihre Büros hatten, zu einem kleinen

Raum mit einem winzigen Fenster. Jemand hatte Linas Handtasche auf den Schreibtisch gelegt, ein paar persönliche Gegenstände aus ihrem alten Büro, ein Londoner Telefonbuch, einen neuen Tacker und einen Tesa-

Spender. Einige ihrer neuen britischen Bürokolleginnen schauten herein, um sich vorzustellen. Sie schienen nicht die geringste Ahnung von den eigentlichen Vorgängen in dem Unternehmen zu haben. Doch auf der anderen

Seite des Gebäudes war die Stimmung düster. Es war dasselbe angespannte Schweigen wie in Bagdad, wenn mitten in der Nacht die *Moukhabarat* kamen und jemand abführten. Niemand stellte Fragen, niemand traute sich zu

atmen. Aber den Arabern, die wussten, wie das Unternehmen in seinem Inneren funktionierte, war sofort klar, dass etwas Wichtiges passiert war. Mr. Hammud nahm nur Veränderungen vor, wenn Schwierigkeiten beseitigt werden mussten.

Am späten Vormittag wagte sich Randa Aziz zu Linas neuem Büro hinüber. «Hübsch», sagte Randa und nahm Linas neue Bude in Augenschein. «Schau an, ein Fenster. Jetzt kannst du sogar um Hilfe schreien.»

«Pst», sagte Lina. «Ich hab schon genug Ärger.»

«Was ist passiert? Wieso haben die dich versetzt? Hast du dir deswegen gestern Abend so viel Sorgen gemacht?» Randa war jemand, der nicht lange um eine Sache herumredete.

«Ich habe geahnt, dass irgendwas passieren würde, aber ich wusste nicht, was. Mr. Hammud hat mir gesagt, mein neuer Job wäre eine Beförderung, aber es kommt mir nicht so vor.»

«Hat er dir eine

Gehaltserhöhung gegeben?»

«Ja.»

«Dann ist es eine Beförderung. Denk dran, bei der Arbeit hier geht’s nur um Geld. Nur um Geld. Wie viel zahlt er dir?»

«Einhundert die

Woche.»

«*Ma'aqoula*? Was ist los? Du musst ja was wirklich Schlimmes angestellt haben, dass sie dir so viel bezahlen müssen!»

«Schh! Ich hab überhaupt nichts

Schlimmes angestellt. Rede nicht so laut.»

«Willst du mich nicht zum Mittagessen einladen? Jetzt wo du so reich bist, können wir zum Tearoom im Carlton Tower Hotel gehen – in die Chinoiserie – und zuschauen, wie die

arabischen Mädchen nach Ehemännern angeln. Wirklich herrlich! Diese ganz dicken Mädels in ihren engen Kleidern. Das musst du gesehen haben!»

«Heute nicht. Ich bin nicht in der Stimmung. Ich muss nachdenken.»

«Worüber?»

«Ich weiß noch nicht. Deswegen muss ich ja nachdenken.» Randa sah verwirrt aus. Denken war nicht ihre Stärke. «Okay. Wie du meinst. Aber ich gehe in die Chinoiserie.» Sie zwinkerte Lina zu und sah auf ihre Uhr. «Muss

mich beeilen.»

Später am Tag versuchte Lina, sich im Computersystem anzumelden. An ihrem neuen Arbeitsplatz gab es keinen PC, aber sie fand einen in einem leeren Büro

am Ende des Ganges.
Lina setzte sich ans Gerät,
gab ihren Benutzernamen
und das Passwort ein,
aber es gelang ihr nicht,
ins System zu kommen.
Dann versuchte sie, sich
als Systemadministratorin
Zugang zu verschaffen,
aber auch das ging nicht.

Das alte Passwort war geändert worden. Sie vermutete, dass sie trotzdem ins System hineinkommen konnte, wenn es unbedingt sein musste. Aber ihr war rätselhaft, warum man sie auf einmal ins

elektronische Exil geschickt hatte. Wieso hatte Hammud solche Angst? Was hätte sie entdecken können? Was wusste sie schon alles seiner Meinung nach?

Sie stattete Yussef einen Besuch ab, dem jungen

Iraker, der ihr immer nachgestellt hatte und der an diesem Morgen dazu ernannt worden war, ihren Posten als Überwacher der EDV-Gruppe einzunehmen. Sie schätzte, er sei leichte Beute. Als sie die

Buchhaltung betrat, taten ihre alten Bürokolleginnen so, als hätten sie zu tun, oder blickten zu Boden. Man kannte sie offenbar nicht mehr. Lina steckte den Kopf zu Yussefs Tür herein und sagte hallo. Statt des übereifrigen Jungen, den sie in

Erinnerung hatte, sah sie, wie sich jetzt der junge Iraker bei ihrem Anblick vor Verlegenheit wand.

«Ich habe die Zugangsberechtigung zum System verloren», sagte sie mit süßer Stimme. «Da muss irgendein Fehler

vorliegen. Ich dachte, Sie könnten mir vielleicht helfen.»

Yussef schüttelte den Kopf. Er sah verängstigt aus. «Tut mir sehr leid», sagte er. «Anweisung von Professor Sarkis.»

«Hat er gesagt, warum?»

«Nein.» Yussef sah auf seine Uhr. Er wollte, dass sie ging.

«Es ist nur, weil ich noch ein paar persönliche Dateien im System habe. Adressen und Telefonnummern und solche Sachen. Ich dachte,

dass Sie mir da vielleicht helfen könnten.»

Yussef schüttelte wieder heftig den Kopf. «Das müssen Sie mit Professor Sarkis klären. Ich bin dazu nicht berechtigt.»

«Es dauert nur ein paar Minuten. Sie können neben mir sitzen.»

«Reden Sie mit Professor Sarkis. Tut mir leid.»

Lina nickte. «Na gut. Dann werde ich wohl mit Professor Sarkis sprechen müssen. Ist er da?»

«Nein.» Der junge Iraker schüttelte den Kopf. Ihm

schien zunehmend unwohler dabei zu werden, mit Lina zu reden.

«Wo ist er?»

«Er hat heute Morgen London verlassen. Er kommt in ein paar Tagen wieder.»

Lina verließ der Mut. «Wo ist er hingefahren?»,

fragte sie. Aber sie wusste die Antwort, noch bevor der junge Iraker das Wort sagte.

«Bagdad.»

Lina nickte. Nach Bagdad wurden die Leute zum Verhör gebracht. Vielleicht hatte man

Professor Sarkis in Verdacht, gemeinsame Sache mit Lina gemacht zu haben. Das geschähe ihm recht. Sie betrachtete Yussef, der vor Angst so nervös war, dass er kaum still sitzen konnte, und es kam ihr in den Sinn, dass sie die meiste Zeit

wahrscheinlich genauso ausgesehen hatte, als sie diesen Job hatte. Wie groß war seine Angst?, fragte sie sich. Sie beugte sich zu seinem Schreibtisch vor.

«Sagen Sie mal, Yussef, Sie wollten doch immer schon einmal mit mir

essen gehen, oder?»

Er nickte.

«Nun, ich habe heute Abend noch nichts vor, und ich denke, das ist vielleicht ein guter Abend zum Ausgehen. Ich könnte Ihnen erklären, wie das System funktioniert, und Ihnen ein paar Sachen

beibringen. Was sagen Sie dazu?»

Er setzte eine schmerzerfüllte Miene auf. «Es tut mir leid. Es ist mir nicht möglich. Ich habe zu tun.»

«Okay. Dann vielleicht morgen Abend.»

«Nein. Unmöglich. Da habe ich auch zu tun. Zu viel zu tun.» Er rückte mit seinem Stuhl von ihr weg, als wollte er sich vor Ansteckung schützen. Er war wirklich erbärmlich. Der liebestolle Froschkönig von vor ein paar Tagen hatte sich in eine kastrierte

Kröte verwandelt, die sich wand und duckte bei dem Gedanken, seine Herren könnten ihn mit einer der Unberührbaren sprechen sehen. Angewidert wandte Lina sich ab, um sein Büro zu verlassen, hielt aber noch einmal inne.

«Wissen Sie, Yussef, Sie sind wirklich ein Arschloch.»

Lina war sich nicht ganz sicher, warum sie das gesagt hatte, aber sowie die Worte ihren Mund verlassen hatten, fühlte sie Erleichterung. Sie sagte es noch einmal leise vor sich

hin. *Arschloch.*

Als sie an der Aufzugzeile vorbeiging, die Coyotes Geheimabteilung von der öffentlichen trennte, fragte Lina sich, was sie als Nächstes tun sollte. Sie musste mit jemandem reden. Mit

einem Verbündeten vielleicht. Aus Angst hatte sie neulich Sam Hoffmans Visitenkarte weggeworfen, aber als sie wieder in ihrem Büro war, schlug sie das Telefonbuch auf und suchte seinen Namen. Im Verzeichnis stand eine Adresse in der North

Audley Street, gleich unterhalb der Oxford Street am Rande Mayfairs. Sie überlegte, ob sie anrufen sollte, um zu fragen, ob sie vorbeikommen könne, kam dann aber zu dem Schluss, dass sie dem

Telefon nicht trauen konnte. Sie betrachtete ihr Spiegelbild im Fenster. Sie hatte wie üblich ihren kurzen Rock und den engen Pullover an. Sie wünschte sich jetzt, dass sie etwas Geschäftsmäßigeres angezogen hätte.

14

HOFFMAN ASSOCIATES stand auf dem Schild an der Tür. Lina klopfte zunächst leise, und als sich nichts rührte, drückte sie auf die Klingel. Durch die Tür konnte sie eine Frauenstimme hören. Sie

hatte einen karibischen Akzent und sang «I love it when you call me names». Lina hörte genau hin, um sich zu überzeugen, dass es eine Tonbandaufnahme war, und klopfte dann noch einmal fester. Sie war nervös und fragte sich, wo es mit ihr hinging, fast wie

ein Käfigvogel, der zu seinem ersten Flug in die Freiheit aufbricht.

«Niemand zu Hause», rief eine Stimme von drinnen.

Vielleicht sollte ich lieber morgen noch einmal vorbeikommen, dachte

Lina. Er ist wahrscheinlich mit jemandem zusammen. Aber bei dem Gedanken, ins Büro zurückzugehen, ohne mit Hoffman gesprochen zu haben, spürte sie, wie sich ihr der Magen zusammenzog. «Bitte machen Sie auf», rief sie durch den

Briefschlitz. «Es ist wichtig.»

«Moment», brummte die Stimme. Die Tür ging einen Spalt auf, und Hoffman steckte den Kopf hinaus. Er trug eine Jogginghose, ein T-Shirt und eine Baseballmütze, auf der

«Havana» stand. Er sah verschlafen und abwesend aus, so als wäre er gerade aufgeweckt worden. Als er Lina erkannte, trat ein überraschter und verlegener Ausdruck auf sein Gesicht.

«Was machen Sie denn hier?», sagte er. «Ich

dachte, es ist die Putzfrau.»

«Kann ich reinkommen?» Sie glühte beinahe vor Erwartung – frischer Lippenstift, rote Wangen, nervöses Lächeln. Hoffman zu besuchen war für sie ein

Ereignis, eine Art Coming-out.

Hoffman zog die Tür ein paar Zentimeter weiter auf, sodass sie durch den Spalt hineinschlüpfen konnte. Er war jetzt ganz wach, aber nicht weniger verwirrt durch ihre plötzliche Anwesenheit. Er zog seine

Mütze ab und kratzte sich am Kopf.

«Mal im Ernst, Lina», sagte er. «Was machen Sie hier? Ist das für Sie nicht gefährlich?»

«Ich war vorsichtig. Ich bin zweimal in der U-Bahn umgestiegen und habe

dann ein Taxi genommen.»

«Sehr gut», sagte Hoffman. Er fragte sich immer noch, was sich in den letzten vierundzwanzig Stunden ereignet haben konnte, dass sie ihre Angst überwunden hatte. Sie würde es ihm erklären oder auch nicht. «Setzen

Sie sich», sagte er und führte sie zu einer der beiden Sitzgarnituren, die im hinteren Ende des Raumes standen. Sie nahmen beide Platz, dann stand er wieder auf, um die Stereoanlage auszuschalten, aus der

immer noch «I love it when you call me names» schallte. Die Stille schien plötzlich sehr laut.

«Kann ich Ihnen irgendwas anbieten?», fragte er, nachdem er sich wieder auf die Couch niedergelassen hatte. «Tut mir leid, hier sieht's

furchtbar aus. Meine Sekretärin ist weg. Genau genommen hat sie gekündigt, vor ein paar Wochen.» In seiner Verwirrung plapperte Hoffman, nur um etwas zu sagen.

«Ich weiß, dass ich zu

einer ungünstigen Zeit gekommen bin», sagte Lina, «aber ich musste Sie unbedingt sprechen. Ich hätte mich telefonisch ankündigen sollen.»

«Bloß nicht! Ich bin nur überrascht. Nach dem Zwischenfall gestern im Park dachte ich, Sie

würden in Zukunft einen großen Bogen um mich machen. Was ist passiert? Ich meine, was gibt’s?»

Lina entgegnete zunächst nichts darauf. Sie zog ihren Rock zurecht, wobei sie sich wieder wünschte, sie hätte einen

längeren an. «Ich sollte Ihnen erklären, wieso ich hier bin. Es ist kein Höflichkeitsbesuch, Mr. Hoffman.»

Sie klang so förmlich, dass Hoffman ein Lächeln unterdrücken musste. «Nicht? Schade. Was ist es dann?»

«Was Geschäftliches.»

«Großartig. Welcher Art?» Er zog an den Beinen seiner Jogginghose, die ihm die Waden hinaufgerutscht war, sodass seine haarigen Beine sichtbar wurden.

«Ich habe darüber nachgedacht, was Sie letztens gesagt haben … dass Mr. Hammud für jeden eine Bedrohung sei, und ich denke, Sie haben recht. Ich möchte Ihnen helfen, irgendwas dagegen zu unternehmen, wenn ich kann.»

Sie redete überstürzt, und ihr Gesicht war vor Aufregung gerötet. Während sie sprach, beobachtete Hoffman, wie ihre Lippen die Worte formten. Vielleicht lag es daran, dass er gerade von einem Nickerchen

aufgewacht war, aber er musste sie immerzu ansehen. Sie hatte ihre kleine Rede inzwischen beendet und wartete darauf, dass Hoffman irgendwas sagte.

«Sie wollen mir helfen?», fragte er, wobei er sie immer noch anstarrte.

«Ja. Ich möchte Ihnen helfen, genug Informationen über Mr. Hammud zu sammeln, damit Sie zur Polizei gehen können und endlich irgendwas gegen ihn unternommen wird.»

«Aber er ist gefährlich,

wie Sie selbst gesagt haben.»

«Natürlich. Darum geht's doch, oder? Man darf nicht zulassen, dass er so weitermacht.»

«Richtig. Aber Sie müssen nicht unbedingt diejenige sein, die den Abzug drückt. Ehrlich

gesagt, es macht mich nervös, dass Sie überhaupt hier sind. Es könnte uns jemand beobachten.»

«Aber ich will Ihnen helfen, Mr. Hoffman. Verstehen Sie? Sie zwingen mich nicht, das zu

tun. Ich will es selbst.»

«Das ist völlig unmöglich, es sei denn, Sie hören endlich auf, mich Mr. Hoffman zu nennen. Ich heiße Sam. So, vielleicht sollten Sie mir zuerst einmal erklären, was in den letzten vierundzwanzig Stunden

passiert ist.»

«Ja, in Ordnung.» Sie holte tief Luft. «Es ist Folgendes passiert: Mr. Hammud hat sich heute Morgen sehr viel Mühe gegeben, mir Angst zu machen, aber der Schuss ist nach hinten

losgegangen. Es hat mich nur wütend gemacht. Ich habe es satt, mich ständig zu ducken; ich will mich endlich wehren: Deswegen bin ich zu Ihnen gekommen.»

Hoffman schloss für einen Moment die Augen, um über das, was sie

gerade gesagt hatte, nachzudenken, aber er musste zugeben, dass er immer noch nichts verstand. «Versuchen wir's nochmal. Was hat Hammud heute Morgen genau gesagt, um Ihnen Angst zu machen?»

«Mehrere Sachen. Zuerst hat er gesagt, ich sei befördert worden und ab sofort Chefin der Werbeabteilung, aber tatsächlich hat er mich aus der Buchhaltung entfernt, damit ich keinen Zugang mehr zu den geheimen Informationen habe. Dann

hat er mich davor gewarnt,
die Firma zu verlassen,
und mir die Geschichte
von jemandem aufgetischt,
der hässliche Dinge über
den Irak geschrieben hat
und auf schreckliche Art
und Weise umgebracht
worden ist, und dass er

seine Feinde hier in London genauso vernichten würde. Er meinte, dass illoyales Verhalten von jemandem wie mir – einer Irakerin – unverzeihlich sei. Und schließlich hat er mir gesagt, dass meine Tante in Bagdad vom

Geheimdienst umgebracht worden ist, weil sie mir Briefe geschrieben hat.»

«Und da sind Sie wütend geworden?»

«Ja. Aber es hatte sich schon seit einiger Zeit in mir aufgestaut. Ich kann nicht ständig wegrennen.

Ich muss irgendwas unternehmen.»

«Warum kündigen Sie nicht einfach?» Das schien für Hoffman das Naheliegendste zu sein.

«Weil das zu riskant ist, zumindest im Moment. Sie haben doch gesehen, was er mit Mr. Pinta gemacht

hat. Wenn Sie die Polizei dazu bringen können, gegen Hammud vorzugehen, dann werde ich kündigen. Wenn ich jetzt gehe, wird er Jagd auf mich machen.»

«Wieso? Ich meine, wieso sollte ihn das

kratzen, wenn eine EDV-Spezialistin kündigt? Er kann eine neue einstellen.»

«Weil …», setzte sie an und stockte. Ihre Stimme war auf einmal so dünn und trocken wie ein Wüstenwind. «Weil ich zu viel weiß.»

Hoffman schloss die

Augen. Er griff in die Brusttasche seines T-Shirts nach einer Zigarette, aber die Packung war leer. Er öffnete wieder die Augen und sah sie an. «Wie viel wissen Sie? Ich glaube, Sie haben mir noch gar nicht erzählt, was

genau Sie bei Coyote Investment machen.»

Lina blickte zur Decke über ihr, als suche sie nach versteckten Abhörgeräten. «Kann man hier reden?»

«Hier so gut wie überall.»

«Okay. Ich war

Systemadministratorin. Bis heute. Ich habe alle Vorgänge der Buchhaltungsabteilung geprüft.»

«Sie hatten zu allem Zugang?» Er klopfte seine Tasche wieder nach einer Zigarette ab.

«Ja und nein. Ich hatte eine Vollmacht für das gesamte Netzwerk, aber ich hatte die Anweisung, unter keinen Umständen Mr. Hammuds persönliche Dateien einzusehen. Die denken, ich habe die Anweisung missachtet und herumgeschnüffelt.

Deswegen sind sie so sauer.»

«Und, haben Sie herumgeschnüffelt?»

«Nein, ich habe einmal aus Versehen einen Blick in Mr. Hammuds Benutzerbereich geworfen. Aber ich habe im Verlauf

der letzten drei Jahre genug gesehen, um zu wissen, worum es bei diesem Unternehmen eigentlich geht.»

«Und, worum geht es?»

«Um das Waschen von Geld. Es kam aus Quellen, die mir immer verborgen blieben. Es ist in

verschiedenen Anlagen und Joint Ventures investiert worden, die legal aussehen sollten. Und dann floss es durch andere Kanäle wieder hinaus, die ich gewöhnlich auch nicht verfolgen konnte. Aber manchmal konnte ich es

nicht verhindern, dass mir ein paar Namen auffielen.»

«Wie zum Beispiel?»

«Wie Oscar Trading. Die Firma, nach der Sie mich gestern gefragt haben. Ich hab den Namen in den Buchhaltungsdateien gesehen. Sie hat ihren Sitz in Panama, glaube ich.

Coyote hat vor ein paar Tagen zwölf Millionen Dollar auf das Konto dieser Firma überwiesen. Ich bin bei meiner Buchprüfung auf die Überweisung gestoßen. Mr. Hammud verwaltet die Datei persönlich. Der

Sicherheitschef hatte gesehen, wie ich sie gesucht habe.»

Hoffman nickte. Kein Wunder, dass sie Angst hatte.

Er erhob sich von der Couch und ging zu seinem Schreibtisch. Aus der Schublade holte er ein

Blatt Papier, das mit Tesafilm zusammengestückelt worden war, und brachte es Lina. «Das hier hab ich hinter Ihrem Gebäude im Müll gefunden. Es ist ein Blatt mit Briefkopf, das durch den Aktenvernichter

gegangen ist. Ist das derselbe Name, den Sie in der Datei gesehen haben?»

Lina betrachtete einen Moment lang prüfend den Briefkopf von Oscar Trading. «Derselbe Name», sagte sie. «Wieso haben Sie in

Mr. Hammuds Müll herumgewühlt?»

«Aus demselben Grund, weswegen Sie in seine Datei hineingeschaut haben. Ich mag ihn nicht.»

«Dann sind wir also einer Meinung. Er ist abscheulich, und wir

sollten ihm das Handwerk legen, und zwar sofort. Was soll ich tun?»

«Moment», sagte Hoffman und hob die Hand. Lina war jetzt so eifrig, dass sie fast ungestüm war. Hoffman wurde klar, warum er jetzt mit ihr sprach, sie

ermutigte, ihr Leben aufs Spiel zu setzen: Es hatte weniger mit Hammud zu tun als mit der Tatsache, dass er mit ihr schlafen wollte. Während er über dieses moralische Dilemma nachsann, klingelte das Telefon.

«Wer zum Teufel ist das schon wieder?», sagte er. Das Telefon klingelte weiter, aber er blieb auf der Couch sitzen, darauf wartend, dass sich der Anrufbeantworter einschaltete. Der Anrufer hinterließ wie aufgefordert eine Nachricht nach dem

Signalton. Er hatte eine glatte Stimme, wie jemand, der seinen Lebensunterhalt mit Telefonieren verdiente.

«Hier Martin Hilton. Ich würde gerne morgen Vormittag vorbeikommen, um mit Mr. Samuel Hoffman zu sprechen. Es

geht um eine mögliche Inanspruchnahme seiner Dienste. Ich rufe auf Empfehlung eines Freundes seines Vaters an. Ich schlage vor, wir sehen uns um elf Uhr. Sollte das nicht möglich sein, kann Mr. Hoffman mich unter der Nummer

7 19 66-40 37 erreichen.

Vielen Dank.»

Lina war von der Stimme beunruhigt. «Wer ist das?», fragte sie.

Hoffman zuckte die Achseln. Er kannte niemanden namens Martin Hilton.

«Was hat das mit Ihrem Vater zu tun? Was macht er?»

«Er ist pensioniert», sagte Hoffman. «Also, wo waren wir stehengeblieben?»

«Ich habe meine Hilfe angeboten, und Sie haben plötzlich kalte Füße

bekommen, glaube ich.»

Hoffman sah sie an, wie sie auf der Couch saß. Er warf einen Blick auf ihre Beine, die so anmutig aus dem kurzen Rock herausragten, und sah dann wieder weg. Er hatte wieder Schuldgefühle. «Ich

habe keineswegs kalte Füße bekommen», sagte er. «Ich versuche nur, vorsichtig zu sein. Und ich muss mir auch noch um andere Klienten Gedanken machen. Zum Beispiel dieser Hilton, der gerade angerufen hat. Wer auch immer das sein mag. Ich

betreibe ja keine Wohltätigkeitseinrichtung.»

«Dann engagiere ich Sie.» Ihre Augen brannten. Sie hätte nie gedacht, dass Hoffman ablehnen könnte, wenn sie anbot, ihm zu helfen.

«Ich bin teuer.»

Ihre Wangen waren gerötet, und ihre scharfen schwarzen Augenbrauen zeigten vor Zorn wie kleine Säbel nach unten. «Sie sollten sich schämen, dass Sie jetzt einen Rückzieher machen, nachdem Sie sich so viel Mühe gemacht haben, mein Vertrauen zu

gewinnen. Ich hatte ehrlich gesagt mehr von Ihnen erwartet.»

Hoffman verdrehte die Augen. Sie hatte recht, aber sie hatte auch unrecht. «Jetzt hören Sie mir mal zu», sagte er in dem bestimmten Ton, den

er Klienten gegenüber anschlug. «Ich werde Ihnen jetzt mal einen guten Rat geben. Einen Rat, für den ich Leuten gewöhnlich eine Menge Geld abnehme, aber Sie kriegen ihn kostenlos.»

«Wunderbar.» Ihre Augen leuchteten auf.

«Mein Rat heißt: Überschlafen Sie’s.»

«Das war’s?»

«Ja. Leute machen Fehler, wenn sie aufgeregt sind. Warten Sie ein paar Tage und sehen Sie, ob Sie dann immer noch bereit sind, sich mit

Hammud anzulegen.»

«Sie sind ja äußerst hilfsbereit!», murmelte sie. «Sagen Sie bloß, dass Sie auch vor ihm Angst haben.»

«Ich hab keine Angst vor ihm, Himmel nochmal!» Hoffman hatte diese besondere Gabe

arabischer Frauen vergessen, ihre Fähigkeit, Männer so weit zu provozieren, bis sie taten, was die Frauen von ihnen wollten. Es war ein empörender Trick, aber er funktionierte gewöhnlich, vor allem wenn die

fraglichen Männer mit ihnen ins Bett wollten. «Entschuldigen Sie mich einen Moment», sagte er.

Er ging ins Schlafzimmer und holte sich eine neue Packung Zigaretten, zündete sich eine an, nahm einen Zug, blies den Rauch langsam aus und

drückte sie dann aus. Als er zurückkam, hockte Lina erwartungsvoll auf dem Rand der Couch. «Lassen Sie uns zur Polizei gehen, Sam», sagte sie. «Jetzt.»

«Schön. Womit?»

«Sie können denen den Brief von Oscar Trading

zeigen. Und Sie können ihnen das von der Zwölf-Millionen-Dollar-Überweisung erzählen.»

«Aber das beweist nichts. Das ist nichts Illegales, Geld an Strohfirmen zu überweisen. Das geschieht jeden Tag. Was würden wir

der Polizei dann erzählen?»

Sie bedachte ihn mit einem vernichtenden und vorwurfsvollen Blick. Sie war eine Frau in Not, die zu ihm kam, weil sie seine Hilfe brauchte, und er hielt ihr Vorträge über Details.

«Sie sind der Mann», sagte sie verschmitzt. «Sie sollten wissen, was zu tun ist.»

Hoffman lächelte und schüttelte den Kopf. «Lina, hören Sie zu. Um bei der Polizei irgendwas zu bewirken, werden wir Beweise brauchen. Wir

müssen beweisen, dass Hammud ein Verbrechen begangen hat. Beweisen, dass er Geld versteckt oder Steuern hinterzieht oder irgendwas. Sonst sagen die uns einfach, dass wir uns verpissen sollen. Und die einzige

Person, die diese Beweise beschaffen kann, sind Sie. Es tut mir leid, aber das ist die Wahrheit.»

Lina dachte lange nach. Die praktischen Probleme der Informationsbeschaffung hatte sie noch nicht bedacht. «Wie könnte ich

das anstellen? An die Beweise rankommen, meine ich.»

«Sie müssten sie aus dem Computer rausholen.»

«Aber ich habe keinen Zugang mehr zum Netz. Sie haben mir die

Berechtigung zur Systemverwaltung entzogen. Es gibt für mich keine Möglichkeit mehr hineinzukommen. Es sei denn, ich kann eine Backdoor finden.»

«Was ist eine Backdoor?»

«Eine Art Hintertür im

Sicherheitssystem. Normalerweise haben Techniker irgendeine Möglichkeit, an alle Dateien ranzukommen, falls das Programm abstürzt oder Leute ihr Passwort vergessen. Ich hatte immer zu viel Angst,

bei Coyote nach einer zu suchen.»

Sie gestikulierte mit den Händen, während sie die Backdoor beschrieb. Während sie redete, betrachtete Hoffman ihre schlanken Finger. Er wusste, die einzige Chance, sie

wiederzusehen, wäre, wenn er sich bereit erklärte, mit ihr zusammenzuarbeiten. «Und was meinen Sie?», fragte er. «Können Sie das System knacken?»

«Ich glaube schon», sagte sie. «Wenn ich

herausbekommen kann, wie ich reinkomme, ohne erwischt zu werden.»

Hoffman nickte. Er ging zum Fenster. Eine Schlange schwarzer Taxis bewegte sich langsam die North Audley Street hinauf. Er betrachtete sie, während er sich überlegte,

was er noch sagen könnte. Sie berührte seinen Arm und hielt ihn fest. Es war der denkbar sanfteste und am wenigsten sexuelle Kontakt zwischen zwei Körpern, aber er veränderte auf subtile Weise den Ton ihrer

Unterhaltung.

«Und Sie helfen mir, Sam, wenn ich’s mache?»

Hoffman nickte. Er konnte sich schließlich nicht gut weigern, ihr zu helfen, nur weil er sie anziehend fand. «Ja», sagte er sanft. «Natürlich helfe ich Ihnen.»

Die Anspannung und das Stürmische waren aus ihrem Gesicht gewichen. Jetzt war einfach nur noch ein Ausdruck der Erleichterung zu sehen, als sei es ihr gerade gelungen, ein schweres Paket aus ihren Armen in die eines

anderen zu legen. Sie berührte seine Wange. «Danke», sagte sie.

Als er ihre Hand an seinem Gesicht spürte, wollte Hoffman sie in die Arme nehmen und sie den kurzen Weg ins Schlafzimmer führen. Aber sie war jetzt

gewissermaßen seine Klientin. Er überlegte sich, was er sagen sollte. «Seien Sie vorsichtig», flüsterte er.

Aber sie lächelte bloß. Dies war kein Tag zum Vorsichtigsein. «Ich muss jetzt gehen», sagte sie. Als

sie zur Tür hinausging, warf sie Hoffman eine Kusshand zu. Für den Bruchteil einer Sekunde glaubte er zu wissen, auf was sie beide zusteuerten, und fand, dass es alles einen Sinn ergab.

15

Am nächsten Morgen erschien Martin Hilton pünktlich zu seinem Termin bei Hoffman Associates. Sam hatte ihn völlig vergessen. Als es klingelte, saß er gerade in seinem Sessel, die Beine

auf dem Tisch, und sah sich im Fernsehen die Wiederholung eines Dart-Turniers an. Ein im Fernsehen übertragenes Dart-Spiel hatte etwas Beruhigendes. Es passierte so wenig: zwei dicke Männer, die kleine Gegenstände ein paar

Meter durch den Raum warfen. Die größte Unruhe entstand, wenn der Kommentator den Wurf verkündete. Hoffman stellte den Fernseher widerwillig aus und ging zur Tür.

Hilton hatte südländische

Gesichtszüge und gewelltes, sorgfältig gekämmtes Haar. Er schüttelte Sams Hand, als ginge es um eine Kraftprobe. Hoffman fand es nicht leicht, ihn einzuordnen. Er hatte relativ dunkle Haut, trug einen teuren Anzug und

sprach ein fast akzentloses amerikanisches Englisch, das so ausdruckslos war, als hätte man die Sprache, die vorher da gewesen war, ausgelöscht. Sein Gehabe hatte etwas unspezifisch Europäisches –

vorsichtiger und kontrollierter als das des typischen im Ausland lebenden Amerikaners. Und er hatte einen seltsamen Gang; wie ein Bodybuilder bewegte er sich durch den Raum, als könnte er bei jedem Schritt spüren, wie sich die

Muskeln streckten und spannten. Noch bevor ein Wort gefallen war, wusste Hoffman, dass der Besuch dieses gepflegt sprechenden jungen Mannes irgendetwas mit Nassir Hammud zu tun haben musste. Alles, was

Hoffman zurzeit berührte, schien damit zu tun zu haben.

«Ich möchte Sie engagieren, Mr. Hoffman», sagte der Besucher. Seine Visitenkarte war nicht aufschlussreicher als Hoffmans eigene. Sie wies ihn als Handelstreibenden

im Import-Export aus.

«Ich bin teuer», sagte Hoffman. Das war seine Standardabwehr.

«Das ist kein Problem. Ich bin reich.»

«Sie Glückspilz. Ich habe mir auch noch nie viel aus Geld gemacht.»

«Wie hoch ist Ihr Verpflichtungsvorschuss, Mr. Hoffman?»

Sam streckte die Hand hoch, als wollte er den Straßenverkehr zum Stehen bringen. «Moment! Über Geld können wir später reden. Zuerst sagen Sie mir lieber, was Sie von

mir wollen.»

«Es geht um eine Bankangelegenheit.»

«Ach ja?»

«Ja. Eine Bankangelegenheit. Ich bin an Informationen über einen arabischen Finanzier interessiert.»

Hoffman musste lächeln. «Lassen Sie mich raten. Es ist ein Herr aus dem Irak.»

«Richtig.»

«Namens Hammud.»

«Ja.» Hilton zog leicht die Augenbrauen hoch, als sei er beunruhigt über Hoffmans Taktlosigkeit,

den Namen auszusprechen.

«Und was veranlasst Sie zu der Annahme, ich wüsste etwas über ihn?»

«Intuition. Und meine berufliche Ausbildung.»

«Und welchem Beruf gehen Sie nach?» Hoffman

sah auf die Visitenkarte. «Import-Export steht hier.»

«Ja. Aber Sie wissen doch ganz genau, was ich mache.»

«Überhaupt nicht. Für wen arbeiten Sie?»

«Sagen wir, ich arbeite mit Freunden Ihres Vaters zusammen.»

«Das könnte die CIA bedeuten. Aber genauso gut das Müttergenesungswerk. Tut mir leid, aber Sie müssen schon ein bisschen konkreter werden.»

«Sie müssen Verständnis dafür haben,

dass ich nicht konkret werden kann.» Es schien ihn zu kränken, dass seine Aufrichtigkeit in Frage gestellt wurde.

«Okay. Gehen wir für dieses Gespräch davon aus, dass Sie für die CIA arbeiten.»

«Sie können ausgehen,

wovon Sie wollen, Mr. Hoffman. Dies ist ein geschäftliches Angebot. Soviel ich weiß, haben Sie Informationen über diesen irakischen Herrn und sein Geld. Und ich biete an, Sie dafür zu bezahlen.»

«Moment. Wollen Sie

Hammuds Geld? Oder bloß Informationen?»

«Ausschließlich Informationen. Ich bin im Informationsgeschäft tätig. Nicht im Geldgeschäft.»

«Klingt langweilig.»

«Geld verliert den Wert. Informationen nicht.»

«Ja, ja. Solchen

Quatsch hab ich früher auch immer von meinem Vater zu hören bekommen. Verschonen Sie mich damit. Wie kommen Sie darauf, dass ich irgendwas über Hammud weiß? Ich bin bloß Finanzberater. Ich

arbeite für niemanden, und ich weiß nichts.»

«Aber Sie haben Freunde, die etwas wissen.»

Hoffman kniff die Augen zusammen. «Was heißt das schon. Die hat auch jeder andere Finanzermittler in London.

Wieso engagieren Sie nicht einen von denen?»

Es schien Hilton wehzutun, deutlicher werden zu müssen. «Ich habe gehört, Sie haben Freunde bei Coyote Investment.»

Hoffmans Miene war

ausdruckslos. Er wollte Lina schützen, wenn er konnte. «Seien Sie sich da nicht so sicher», sagte er.

«Wo Sie Ihre Informationen herbekommen, ist Ihre Sache, Mr. Hoffman. Ich bin bereit, sie Ihnen abzukaufen. Das ist mein

Angebot.»

«Und wie viel sind sie Ihnen wert, diese Informationen, die ich nicht habe?»

«Eine Menge. Ich habe Ihnen ja gesagt, ich bin reich.»

«Mein Honorar beträgt

eine Million Dollar, im Voraus zu zahlen.»

«Das ist doch unerhört.»

«Kann sein. Aber Ihr Verhalten ist es auch: Hier mit einer falschen Visitenkarte hereinzuplatzen, mir hier eine Menge Hokuspokus vorzumachen, mich

engagieren zu wollen, damit ich Informationen stehle und gegen britische Bankgesetze verstoße. Das ist nicht mein Arbeitsstil. Und ich mag keine Spitzel.»

«Werden Sie nicht sauer, Mr. Hoffman. Ich

wollte damit nur sagen, dass eine Million Dollar eine Menge Geld ist. Es ist durchaus möglich, dass wir Ihnen diese Summe für die Informationen bezahlen können, um die ich sie gebeten habe. Aber ich muss erst Rücksprache halten.»

«Tun Sie, was Sie wollen. Apropos, falls Sie irgendein Spitzeltonbandgerät unter Ihrem lächerlichen Spitzelanzug tragen: Ich lehne es ab, irgendetwas mit dieser illegalen Geschichte zu tun zu

haben. Das werde ich in einem Protokoll über diese Unterredung klarstellen, das ich für meinen Anwalt vorbereite.»

«Hören Sie auf, von Anwälten zu reden, Mr. Hoffman. Ich bin zu Ihnen gekommen, um ein Geschäft mit Ihnen zu

machen. Nicht um mit Ihnen Rechtsstreitigkeiten anzufangen.»

«Meine Nummer steht auf meiner Karte. Rufen Sie an, wenn Sie Arbeit haben.»

Hoffman führte ihn zur Tür. Als er sie öffnete, sah

er, dass ein zweiter Mann draußen im Flur wartete und die Tür bewachte. Auch er hatte einen dunklen Teint, lockige Haare und beunruhigend breite Schultern.

«Spendieren Sie Ihrem Freund hier einen Drink», sagte Hoffman zu dem

Mann im Flur. «Er wirkt ein bisschen angespannt.»

Nachdem sein Besucher gegangen war, tat Hoffman etwas Ungewöhnliches. Er rief seinen Vater in Athen an, um ihn um Rat zu fragen.

Es war früher Nachmittag dort, und Frank Hoffman hörte sich an, als hätte er einen Kater. Sam befürchtete wieder, die Ein-Meer-voll-Geld-Predigt gehalten zu bekommen. Aber sein Vater schien das frühere Gespräch vergessen zu haben. Der

Hurrikan hatte sich ausgetobt.

«Hallo, Dad», sagte Sam.

«Wer ist da?» Es war eine dumme Frage, da er nur ein Kind hatte, aber Frank Hoffman ließ sich nicht gern hetzen.

«Hier ist Sam. Wie geht’s?»

«Ich fühl mich beschissen. Gestern Abend zu viel Ouzo gesoffen mit einem Gynäkologen aus Katar. Er hatte die erstaunlichsten Geschichten auf Lager über das Privatleben der

hochgeschätzten Wächter der beiden heiligen Moscheen. Und du?»

«Es geht so. Kann nicht klagen. ’ne Menge Arbeit.»

«Red nicht so laut. Ich hab Kopfschmerzen.»

«’tschuldigung», flüsterte Sam.

«Schon besser. Also, was veranlasst dich zu diesem Anruf aus dem Äther? Wohl doch sicherlich nicht kindliche Ergebenheit. Du wirst irgendwas wollen.»

«Ich brauche einen Rat, Dad.»

«Wie rührend. Dafür

sind Daddys da. Zum Rechnungenzahlen und zum Ratschlägegeben. Was kann ich für dich tun?»

«Sagt dir der Name Hilton irgendwas?»

«Klar. Er betreibt eine Hotelkette. Hab schon oft

in diesen Dingern übernachtet. Nächste Frage.»

«Nun mach mal halblang. Den meine ich nicht. Der Mensch heißt Martin Hilton. Ist das ein Arbeitsname, den du erkennst?»

«Weiß nicht. Wie sieht

er aus?»

«Mittelgroß. Fünfunddreißig. Dunkler Teint. Gute Manieren, aber sein Anzug hat nicht so richtig gesessen, wenn du verstehst, was ich meine. Er hat mich an einige von deinen alten Kollegen

erinnert, nur glatter.»

«Was wollte er?»

«Informationen. Aber er wollte sie sehr dringend. Er hat ständig angedeutet, dass er für na-du-weißt-schon arbeitet, ohne es direkt zu sagen. Und er schien reichlich Geld dafür ausgeben zu können.»

«Noch was?»

«Nichts, was ich am Telefon erwähnen sollte.»

«Vorsicht, Lauscher! Sehr eindrucksvoll. Haben die Araber was damit zu tun?»

«Ja. Eindeutig. Was meinst du? Arbeitet Hilton

für das Culinary Institute of America?»

«Unmöglich. Wenn die was von dir wollen, dann kommen die einfach und fragen dich danach. Oder lassen mich das machen, obwohl sie inzwischen wissen sollten, dass sie mich mal am Arsch lecken

können.»

«Spar dir die Tiraden, Dad. Verlorene Liebesmüh bei mir. Was meinst du, für wen Hilton arbeitet, wenn er nicht für den Verein arbeitet?»

«Du kannst mich gleich auch mal, Sohnemann.

Woher soll ich das denn wissen?»

«Na komm. Du weißt alles.»

«Stimmt, aber wieso sollte ich es dir erzählen?»

«Weil du mich liebst. Und ich dein Sohn bin.»

«Okay, aber lass dieses Vater-Sohn-Geseire.

Könnte mir denken, dass Hilton wahrscheinlich für die Southern Company arbeitet.»

«Du meinst, er ist aus Dixie?» Das war ein Codewort, mit dem die alten Hasen in Beirut gewöhnlich die Israelis

bezeichneten, die Kollegen aus Nahost, die man besser nicht erwähnte. Schon als kleiner Junge hatte Sam seinen Vater Dinge über Dixie und die Southern Company flüstern hören.

«Eindeutig Dixie. Das ist deren Modus operandi.

Viel Rambazamba. Falsche Fahne. Hängen die große Kohle raus. Handwerklich mies. Unausgegorenes Geschwätz. Müssen die sein.»

Sam nickte. Trotz der gereizten Reaktion seines

Vaters konnte er sich vorstellen, dass es stimmte. «Was haben die dir denn angetan, dass du so sauer auf sie bist?»

«’ne Menge. Aber darum geht’s nicht. Ich bin auf jeden sauer. Was hat dich dieser Hilton denn gefragt?»

«Es geht um ein bestimmtes arabisches Land, dessen Name mit dem Buchstaben ‹I› anfängt. Und es geht um Geld.»

«Ach Scheiße.» Es folgte ein langes Schweigen. Sam brach es

schließlich.

«Was ist los, Dad? Ist irgendwas?»

«Nichts, Junior. Aber ich will dir mal einen Rat geben. Weswegen du mich ja angerufen hast, also halt jetzt die Klappe.»

«Ja, Sir.»

«Nimm dich in Acht. In

der arabischen Welt geht es momentan drunter und drüber, sogar für dortige Verhältnisse. Und nimm dich besonders vor diesen dämlichen Irakis in Acht. In Bagdad ist gerade irgendeine riesige Schlammschlacht im

Gange. Frag mich nicht, was, weil ich’s nicht weiß. Aber ich höre aus der Gerüchteküche, dass sich da was zusammenbraut.»

«Was ist in Bagdad los?»

«Keine Ahnung, hab ich doch gerade gesagt, verdammt! Warum hört mir

denn nie jemand zu? Lass es dir gesagt sein, das ist nicht der Augenblick, um mit den Irakis rumzuspielen. Oder mit Typen namens Hilton.»

«Ich kann dir nicht folgen. Von wem redest du?»

Frank Hoffman seufzte. «Du hast recht. Du kannst mir nicht folgen und wirst es auch nie können, also probier’s gar nicht erst. Tu einfach, was ich sage. In Ordnung?»

Sam hatte das Gefühl, dass es langsam Zeit war, das Gespräch zu beenden.

Es sah so aus, als würde der Vesuv gleich wieder ausbrechen. «Muss jetzt los, Dad. Kann ich irgendwas für dich tun? Ich bin dir was schuldig.»

«Sag Gladys, sie soll aufhören, mich um Geld anzubaggern. Ich hab ihr

schon viel zu viel gegeben.»

«Das kann dein Anwalt machen. Was hast du sonst noch so vor?»

«Eine Menge Scheiße.»

«Und was heißt das?»

«Das würdest du wohl gerne wissen, was?»

«Eigentlich nicht. Aber

ich bin froh, dass du dich wieder besser fühlst. Du hast dich neulich ein bisschen angeschlagen angehört, mit diesem ganzen Zeugs von einem Meer voller Geld.»

«Junior, du bist undankbar. Und ein

Dummkopf. Wenn du auf mich hören würdest, wärst du jetzt reich.»

«Ich höre doch auf dich. Ich liebe dich. Du bist mein Dad.»

«Jetzt mach mal halblang, Sohnemann. Erstens hast du keinen blassen Schimmer, wovon

ich rede. Und zweitens, wenn du mich lieben würdest, würdest du mich öfter besuchen kommen, mit mir einen trinken gehen und auf meinen Rat hören. Du solltest nett zu mir sein. Vielleicht brauchst du irgendwann mal dringend

meine Hilfe.»

«Ich bezweifle es, aber ich werd dran denken.»

«Mach doch, was du willst, du Wichser.»

«Bye, Dad. Und danke.» Sam Hoffman legte auf und rieb sich den Kopf. Er hatte ein Gefühl, als hätte jetzt er einen Kater.

16

Nassir Hammud verließ London überraschend, einen Tag nach seinem Gespräch mit Lina. Zuerst wusste niemand, dass er fort war. Die Leute gingen am nächsten Morgen in dem grauen Gebäude auf

der Knightsbridge ihrer Arbeit nach, ohne Fragen zu stellen. Die Nachricht erreichte Lina auf Umwegen: als Tratsch. Sie saß gerade allein in ihrem neuen Büro und tat so, als hätte sie zu tun, so wie die anderen Angestellten auch, als ihre Freundin

Randa in der Tür erschien. Sie hatte einen verschmitzten Blick, der ein Geheimnis ankündigte, das sie keinen Moment länger für sich behalten konnte. Sie betrat Linas Büro und schloss die Tür verstohlen hinter sich.

«Rat mal, was ich gerade von Yasmine Dallul gehört habe, der Palästinenserin, die in dem Reisebüro gegenüber arbeitet.»

«Keine Ahnung», sagte Lina.

«Unser eigener furchtloser Führer hat

kürzlich ein Ticket erworben, um zu einem exotischen Ort zu reisen.»

«Mr. Hammud?»

«Mhm. Und rat mal, wohin unser weiser und edler Herr hingefahren ist.»

«Wer weiß? Vielleicht

nach Paris?»

«Sehr gut. Aber das war leicht. Wo ist er dann hingefahren?»

«Keine Ahnung.»

«Nach Tunis. Er ist nach Tunis geflogen. Und dann, wohin? Das ist der Knüller. Wo ist er heute, in dieser Minute?»

«Sag’s mir. Ich komm nicht drauf.»

«In Bagdad. Ist das zu glauben? Er ist nach Bagdad zurück. Was sagst du dazu? Er muss ganz schön in Schwierigkeiten sein.» Randa senkte die Stimme. «Geschieht ihm

recht.» Sie gluckste fast vor Freude darüber, die Reisestationen ihres Chefs herausgefunden zu haben.

«Bagdad?», flüsterte Lina. Sie fasste sich an die Stirn und rieb sich die Schläfe. Ihr Kopf hämmerte auf einmal. In gewisser Weise war sie

erleichtert, dass Hammud fort war, weil sie dadurch mehr Zeit hatte, sich zu überlegen, wie sie in das Computersystem hineinkommen könnte. Aber sie war auch besorgt. Es ging alles zu schnell.

«Ja. Ist das nicht toll?

Und Yasmine sagt, er ist nicht der Einzige, der heimfliegt. In den letzten beiden Tagen haben alle möglichen Leute einen Flug nach Bagdad gebucht, und genauso viele versuchen, da wegzukommen. Die Maschinen sind voll, in

beide Richtungen. Da ist irgendwas los, sage ich dir.»

«Aber was in aller Welt?» Lina, der das Ganze immer noch rätselhaft war, versuchte, einen Zusammenhang zwischen diesen neuesten

Entwicklungen und den Ereignissen der letzten paar Tage zu sehen. «Was meint denn dein Freund Tony Hashem?»

«Er hat bloß gesagt, es ist ‹Boogie-Zeit›. Ich weiß nicht genau, was das heißen soll. Ich glaube, er weiß auch nichts Genaues.

Er hat gesagt, er würde mit seinem Vater reden.»

«Na ja, halt mich auf dem Laufenden», sagte Lina. «Auf dieser Seite der Firma bekomme ich nicht viel Klatsch zu hören.»

«Ich arbeite dran. Aber auf meiner Seite scheint

auch niemand was zu wissen. Es ist gruselig. Gespenstisch. Alle warten nur.»

Und so warteten sie. Eine Stille schien sich über Coyote Investment zu legen, so wie Vögel und Insekten vor einem Gewitter verstummen. Die

arabischen Mitarbeiter wussten anscheinend alle, dass sich etwas ereignete, aber was, wusste niemand. Das Arbeitstempo verlangsamte sich. Man saß neben dem Telefon, darauf wartend, dass es

klingelte, und fragte sich gegenseitig mit gedämpfter Stimme, ob man etwas Neues erfahren habe. Niemand schien zur Mittagszeit das Büro verlassen zu wollen, und abends blieb man länger als üblich. Wie die Insassen eines

Gefängnisses warteten sie auf die Rückkehr ihres Wärters.

Hoffman war unruhig. Er hatte darauf gewartet, dass Lina ihn anrief und ihm sagte, ob sie die Sache wirklich

vorantreiben wollte – und er wurde allmählich nervös, tigerte in seinem Büro auf und ab wie in einem Käfig. Er rief bei ihr zu Hause an, hinterließ eine Nachricht auf ihrem Anrufbeantworter und begab sich dann zu seinem

heruntergekommenen Lieblingsrestaurant in Soho. Als er um halb neun heimkam, rief er wieder bei Lina an, aber sie war immer noch nicht da. Diesmal hinterließ er keine Nachricht. Hoffman langweilte sich und fing an,

sich zu bemitleiden. Was war das für eine Unruhe? Seine Freunde vom College hatten sich inzwischen alle in ihren Berufen etabliert, hatten geheiratet und die ersten Kinder bekommen. Aber Sam trieb immer noch ziellos im Strom des

Lebens dahin und klammerte sich hier und dort am Treibholz fest.

Zum Teufel mit Lina, beschloss er. Er rief Antonia an, eine arbeitslose Schauspielerin, die er vor längerer Zeit kennengelernt hatte, und

fragte sie, ob sie Zeit habe. Sie schlug vor, in einem neuen Club tanzen zu gehen, der gerade in einem ehemaligen Lagerhaus in Lambeth, südlich der Themse, aufgemacht hatte. Hoffman war einverstanden. Er mochte

Antonia. Die Zeit verging mit ihr wie im Flug.

Antonia erwartete ihn kurz nach elf in ihrer Wohnung in Chelsea. Sie sah wie eine Karikatur aus einem Männermagazin aus: derart blonde Haare, dass die Farbe nur aus der

Tube kommen konnte, und Brüste, die zu groß waren für den restlichen Körper. Sie trug hochhackige schwarze Schuhe, ein schwarzes Stretchkleid, und sie gab ein kleines tierisches Schnurren von sich, als sie ihm die Tür aufmachte. Hoffman fragte

sich, ob er nicht einen Fehler gemacht hatte. Während sie die Themse überquerten, dachte er plötzlich an Lina und wie ihre Hand beim Abschied seine Wange gestreift hatte.

Der Club sah aus wie die

Tanzlokale in den alten Schwarzweiß-Wochenschauen während des «Blitz» in London. Er befand sich in einem Labyrinth aus baufälligen Gebäuden in einer Gegend, in der sich nur jene Londoner blicken ließen, die entweder arm

waren oder sich verlaufen hatten. Vorm Eingang brannte ein Müllfeuer in einer Tonne. Drum herum standen fünf kräftige Männer aus der Karibik und rieben sich die Hände gegen die abendliche Aprilkälte. Sie trugen alle

die gleichen Bomberjacken und Sprechfunkgeräte am Gürtel, die gleichzeitig knarrten. Es schienen Rausschmeißer zu sein. Hoffman ging am Größten von ihnen vorbei, wobei er Blickkontakt vermied.

«Moment mal, Mann!», sagte der Rausschmeißer.

Er filzte Hoffman schnell, ließ sich aber im Schritt Zeit. «Und ich?», fragte Antonia. Sie wirkte enttäuscht, als man sie ohne Leibesvisitation durchwinkte.

Im Inneren des Clubs herrschte unerträglicher

Lärm. Es war weniger Musik als ein reines Dröhnen. «Wie in ’ner Fabrik», brüllte Antonia. Hoffman war sich nicht sicher, ob sie den Krach oder das Gebäude meinte. Die Wände waren mit Bettlaken verhängt, die zerrissen, verfärbt, mit

Graffiti bemalt oder anderweitig entstellt waren. Sie passten gut ins Bild: ausgebombte Ruinen, Krieg, Verfall. An den Wänden standen klobige Sofas, die vom Trödel zu stammen schienen; auf ihnen hingen die Körper

von Leuten herum, die von Rauschmitteln, Alkohol oder der Musik völlig hinüber waren. Über diesem menschlichen Schlachtfeld hing tief eine Wolke aus Zigarettenqualm.

Antonia war schon auf der Tanzfläche und tanzte.

Sie brauchte offenbar keinen Partner. Hoffman lehnte sich gegen die Wand und schnorrte eine Zigarette von einem pickelgesichtigen Jungen in einer Joggingjacke mit Lederärmeln, die auf dem Rücken die Aufschrift

«Akron North» trug. Er beobachtete, wie Antonias Brüste im Rhythmus der Musik auf und ab bebten. Nach zwanzig Minuten kam sie schweißgebadet zu ihm zurück. Durch den Stoff ihres Kleides waren ihre Brustwarzen sichtbar. Sie ertappte ihn, wie er

darauf starrte.

«Findest du, dass meine Brüste zu groß sind?», fragte sie. In ihrer Aussprache war noch eine Spur aus dem Norden zu hören. Sunderland oder Hartlepool.

«Nein», erwiderte

Hoffman. Er bot ihr einen Zug von seiner Zigarette an.

«Mein Agent meint aber, sie wären zu groß. Er hat gesagt, ich werd's als Schauspielerin nie schaffen, wenn ich sie mir nicht operieren lasse.»

«Der spinnt ja.»

«Sonst krieg ich immer nur die billigen Rollen, sagt er. Keine ernsten. Er hat gesagt, Frauen mit kleinen Brüsten sehen ernsthafter aus. Findest du das auch?»

«Quatsch. Das ist doch lächerlich.»

«Sie erschweren auch das Tanzen.» Sie drückte die Schultern nach hinten und wackelte. «Siehst du?»

«Hör auf», sagte Hoffman. Er sah auf seine Uhr. Wenn Lina jetzt immer noch nicht zu Hause war, war es Zeit,

sich Sorgen zu machen. «Ich muss mal telefonieren.»

Sie lehnte sich ihm entgegen und schloss die Augen. «Möchtest du mich später fesseln?»

«Nein, ich glaube nicht.»

«Warum denn nicht?»

Sie sah gekränkt aus.

«Möchtest du vielleicht von mir gefesselt werden?»

«Hör mal, ich muss jetzt wirklich mal telefonieren. Ich bin gleich wieder da.»

Antonia machte ein Schmollgesicht. Sie drehte sich um, ging zurück auf die Tanzfläche und tauchte

wieder in die Menge aus Körpern ein.

Hoffman fand schließlich ein Telefon und rief bei Lina an. Diesmal ging sie ran. Es war Viertel nach zwölf. «Hier ist Sam», brüllte er ins Telefon. «Tut mir leid, wenn ich Sie

aufgeweckt habe.»

«Was?» Sie konnte ihn bei dem Lärm, den die Musik machte, kaum verstehen.

«Ich hab gesagt, es tut mir leid, wenn ich Sie aufgeweckt habe.»

«Ich hab noch nicht geschlafen!», brüllte sie.

Ihre Stimme klang benommen. Hoffman hielt es für Angst.

«Ist alles in Ordnung? Ich hab mir Sorgen um Sie gemacht.»

«Ja, natürlich. *Fawq al nakhal.*»

«Was?»

«Das ist ein irakischer Ausdruck. *Fawq al nakhal.* Das heißt, dass ich unglaublich glücklich bin. Wo sind Sie? Es hört sich ja fürchterlich laut an.»

«In einem Club an der South Bank. Ich hab schon vorher versucht, Sie zu erreichen, aber Sie waren

nicht da. Haben Sie meine Nachricht bekommen?»

«Ja. Ich hab Sie zurückgerufen. Ich wollte sichergehen, dass Sie's erfahren.»

Hoffman kapierte immer noch nicht. «Wo waren Sie denn heute Abend? Ich

hab mir Sorgen gemacht.»

«Ich hab gefeiert, ist doch klar. Mit Randa zusammen.»

«Was gefeiert?»

«Mein Gott! Haben Sie denn nicht die Meldung gehört?»

«Was für eine Meldung? Wovon reden Sie?»

«Er ist tot!»

«Ich verstehe Sie nicht.»

«Der Herrscher! Er ist tot! Sie haben es vor drei Stunden in Radio Bagdad gemeldet!»

«Der Herrscher ist tot? Großer Gott! Kein Wunder, dass sie glücklich sind.

Das ist ja unglaublich!» Er brüllte über den Lärm der Musik.

«Ja, ist das nicht wunderbar?» Sie klang beinahe schwindelig vor Freude und Erleichterung. «Sind das nicht die besten Nachrichten, die Sie je gehört haben?»

«Fabelhaft», brüllte Hoffman. Der dröhnende Rhythmus der Musik kam in Wellen näher, die Wände vibrierten, und der Boden bebte. Er suchte Antonia und entdeckte sie am anderen Ende des Raumes, tanzend, den

Hintern gegen den Unterleib eines der Rausschmeißer gedrückt. Er war erleichtert. Jetzt brauchte sie doch niemand, der sie heimfuhr.

«Hören Sie», brüllte er. «Das sollten wir feiern!»

«Was?»

«Feiern. Wir beide.»

«Wann?»

«Jetzt sofort. Ich komme zu Ihnen.»

«Klar. Warum nicht? Jetzt ist es ja egal, ob uns jemand zusammen sieht. Randa ist auch da. Wir rufen jeden Iraki an, den wir kennen. Ich hab sogar

Nabil Jawad angerufen, den Dichter, und ihn eingeladen. Wir müssen dauernd drüber reden! Wir werden einen ganzen Monat lang feiern!»

«Toll! Ich komme, so schnell ich kann», brüllte Hoffman. «Ich bin auch ganz aus dem Häuschen.»

«Es ist vorbei, Sam», sagte sie mit einer Stimme, die wie Champagner sprudelte. «Es ist vorbei.»

[zur Inhaltsübersicht]

Drei Res Nullius

17

Er war also gestorben. Die Meldung wurde kurz nach zehn, Bagdader Ortszeit, verkündet. Das Radio verstummte für eine Viertelstunde und setzte das Programm dann mit einem Mullah fort, der aus

dem Koran las. Dann gab es wieder eine kurze Sendepause, wonach Marschmusik erklang. Es wurde keine Todesursache genannt, und es wurden keine weiteren Einzelheiten bekannt gegeben, aber jeder schien sofort zu wissen, dass er wirklich

nicht mehr auf dieser Erde war. In den Straßen von Mosul und Basra wurden Freudenschüsse abgefeuert, auch in den kurdischen Städten Irbil und Süleymaniye, in Karbala und Najaf, den heiligen Städten der

Schiiten, sogar im Stadtzentrum von Bagdad. Die Menschen eilten auf die Straße, sowie sie die Meldung und die Schüsse hörten. Es war ein Augenblick, in dem es schien, das Tor der Geschichte sei weit aufgestoßen worden, und

niemand konnte sich vorstellen, dass es jemals wieder verschlossen werden könnte.

In dieser Nacht stand der Vollmond über dem Tigris und beleuchtete die Stadt wie ein Lampion ein Sommerfest. Die Brücken,

die sich über den Fluss spannten und während der Jahre des Krieges so oft zerbombt und repariert worden waren, sahen in dem Mondlicht wie gespenstische Skelette aus. Die Minarette der großen, mit Blattgold überzogenen Moschee von

Musa al-Khadhim blitzten wie ein Schatz. Selbst die geschmacklosen Statuen, die im Verlauf der Jahre vom Herrscher errichtet worden waren, um seine Siege zu feiern und seine Niederlagen zu maskieren, wirkten jetzt edel, wie

Artefakte eines Zeitalters, das ungeachtet seiner Fehler im Begriff war, in die Geschichte einzugehen.

In den Betonbunkern, in denen die verschiedenen Staatsministerien untergebracht waren, brannte noch Licht, aber

die Gebäude waren leer, weil die Menschen auf die Straßen hinausströmten. Binnen einer Stunde nach der ersten Meldung verbreitete sich das Gerücht, der Herrscher sei ermordet worden, von einem unbekannten

Schützen, dem es gelungen war, in das Privatgelände einzudringen, das gewöhnlich nur Familienmitgliedern und Leibwächtern zugänglich war. An jeder Straßenecke tuschelte man etwas anderes: Der Attentäter sei

ein muslimischer Fanatiker; es sei der Halbbruder des Herrschers; es sei ein zirkassischer Leibwächter; es sei ein israelischer Agent oder ein jordanischer.

Die erste Reaktion bei

vielen Irakis war, in Tränen auszubrechen; selbst jene, die den Herrscher zu seinen Lebzeiten verachtet und gefürchtet hatten. Als wären die Säulen, die den Himmel getragen hatten, plötzlich zusammengebrochen. Man empfand so etwas

wie Höhenschwindel. Die Menschen wussten nicht, wie es eigentlich war, außerhalb der Welt der Illusion, die der Herrscher geschaffen hatte. Für eine ganze Generation war sein Gesicht jeden Morgen auf der ersten Seite der

Zeitungen zu sehen gewesen. Und jeden Abend im Fernsehen, in diesem ewigen Kino der Lügen, das jede Bewegung, die er machte, jedes Flüstern, das er von sich gab, aufzeichnete. Sein Porträt war ehrfurchtsvoll an der Wand

jeder Wohnung, jedes Ladens, jeder Schule und jedes Büros im Land aufgehängt worden. Der Herrscher war so allgegenwärtig und unentrinnbar wie die Strahlen der Sonne gewesen, und jetzt war er

nicht mehr da.

Die zweite Reaktion war Wut. Als Erstes verschwand das riesige Porträt des Herrschers in seiner Militäruniform, das den größten Platz in Bagdad beherrschte. Als sich die Nachricht verbreitete und die

geistigen Fesseln allmählich abfielen, versammelte sich vor Mitternacht eine Menschenmenge. Die erste mutige Seele wagte es, einen Felsbrocken gegen das riesige, vier Stockwerke hohe Porträt

zu werfen. Er prallte von der Plakatwand ab, ohne Schaden anzurichten. Da verstummte die Menge plötzlich. Er war unverwundbar! Er lebte! Die Angst kehrte vorübergehend wieder, und die Menge wich zurück. Dann aber stürmte

ein anderer Mann, offenbar mutiger als die anderen, aus den zurückweichenden Menschen hervor und schleuderte mit einem Schrei eine mit Benzin gefüllte Flasche gegen das Bild des Herrschers. Sie

schlug in der Nähe seiner Uniformepaulette auf und brach in Flammen aus. Eine weitere Benzinbombe flog über die Köpfe der Menge hinweg und zerplatzte am Kinn des Herrschers und dann noch eine und noch eine, bis das Bild des Herrschers an

einem Dutzend Stellen brannte und der ganze Platz wie von Fackeln erleuchtet war. *«Hajiz al-Khawf inkiser»*, riefen sie einander zu. *Die Schranke der Angst ist durchbrochen.* Die Menge rückte wieder vor, kochte

vor Wut wie eingesperrte Tiere, die plötzlich, im Augenblick ihrer Befreiung, vor Raserei die Zähne fletschen. Brodelnd stürmten sie auf das Bild des Herrschers zu, wie ein einziger Körper, rammten die Holzverstrebungen nieder, die das riesige Bild

stützten, und schlugen mit Äxten, Schaufeln und Spitzhacken auf das Fundament ein, rissen es mit seinen Wurzeln aus. Ein großer Lastwagen kam plötzlich auf den Platz gefahren und steuerte auf die riesige Plakatwand zu,

rammte sie frontal, wieder und immer wieder, bis sie schließlich zu einem lodernden Scheiterhaufen mitten auf dem Platz einstürzte.

Diese flammende Entweihung des Herrschers entfachte nur noch mehr Wut in der

Menge. Sie stürmte zum nächsten Platz, auf dem ein anderes Porträt des Herrschers stand; diesmal war er im Aufzug eines arabischen Reiters zu sehen. Wieder flogen die Benzinbomben über die Menge und setzten das

Bild in Flammen. Und wieder rammte ein Lastwagen die brennende Plakatwand, bis sie in sich zusammenbrach. Bei Tagesanbruch stand kein einziges Bild des Herrschers mehr, von denen es in der Stadt so viele gegeben hatte, wie es

Verkehrsampeln gab.

In dieser ersten Nacht des Wütens kam niemand darauf, sich zu fragen, wo die Benzinbomben eigentlich hergekommen waren. Oder wer die Freudenschüsse in den Straßen abgegeben hatte.

Oder wieso die riesigen Lastwagen gerade im richtigen Augenblick zur Stelle waren, um das Werk der Zerstörung zu vollenden. Das waren Fragen, die sich nüchtern denkende Menschen gestellt hätten. Aber in jener rauschhaften

Brandnacht, als die Vergangenheit in Flammen aufging, stellten sich die wenigsten Irakis Fragen. Wo waren die Kader der Geheimpolizei, die in jeder anderen Nacht den Menschen einen Dolch an die Kehle gehalten hätten?

Oder das Heer von Informanten und Provokateuren? Der Irak hatte vier Geheimdienste, jeder von einem rivalisierenden Mitglied der Herrscherfamilie kontrolliert, jeder den anderen bespitzelnd, während er gleichzeitig das

irakische Volk bespitzelte. Wo waren sie in dieser Nacht? Welche versteckten Hebel betätigten sie? Wer gab die Befehle aus, in den Kasernen zu bleiben oder durch die Straßen zu marschieren? In diesem

Delirium schien das keine Rolle zu spielen. Den Herrscher gab es nicht mehr.

Früh am nächsten Morgen saß ein Mann auf einer klapprigen Bank im Zawra-Park, ein Araber in den mittleren Jahren, dessen

Gesicht von Aknenarben übersät war. Er trug eine Sonnenbrille, die sich wie eine Windschutzscheibe um seine Augen legte, und er hatte sich eine Lederkappe tief ins Gesicht gezogen. Nur ein sehr kenntnisreicher

Beobachter des irakischen Hoflebens hätte in ihm den Cousin des toten Herrschers erkannt, Osman Bazzaz. Er saß auf der Bank, starrte gelegentlich zu dem verglasten Restaurant hoch, das als Bagdad Tower bekannt war und

sich wie ein bunter Weihnachtsbaumschmuck über dem Park erhob. Er tat so, als würde er Zeitung lesen, aber es war offensichtlich, dass er auf jemanden wartete. Der Park war zu dieser Zeit fast leer. Ganz Bagdad

schien nach dem Rausch der vergangenen Nacht auszuschlafen.

Nach etwa zehn Minuten näherte sich ein grauhaariger Mann der Bank. Er trug eine lederne Aktentasche. Von weitem sah dieser Mann wie ein europäischer

Geschäftsmann aus. Seine Kleidung war einwandfrei gebügelt, und seine Schuhe glänzten, selbst in den staubigen Straßen Bagdads. Wenn man näher hinsah, fiel auf, dass dieser zweite Mann die stechenden Augen und

dunklen Züge eines Irakers hatte. Sein perfekter Anzug wurde durch einen frischen um seine Hand gebundenen Verband gestört. Als er zu der Bank kam, umarmte er den ersten Mann nicht, schüttelte ihm nicht einmal die Hand. Er setzte sich

einfach neben ihn und stellte die Aktentasche zwischen sich und seinen Nachbarn. Sie unterhielten sich auf Arabisch, so wie zwei Fremde: *As-salaam alaykum – Alaykum assalaam* – der Austausch der Friedensformel. Zuerst

hätte man denken können, sie kannten sich nicht, aber die Unterhaltung wurde bald lebhafter. Sie unterhielten sich in einer Art Jargon, als würden sie über ein Bauprojekt sprechen.

«*A!-masbrooa al-musbtarak kbalas*», sagte

der grauhaarige Geschäftsmann. *Das Joint Venture ist beendet.*

«*Al-hamdu lillah*», sagte Osman Bazzaz. *Gott sei Dank.*

«Und Sie sind in Sicherheit?», fragte der Geschäftsmann. Er hielt

die bandagierte Hand, als wäre seine Wunde frisch und schmerzte noch.

«*Al-hamdu lillah*», wiederholte Osman. Und was, fragte er, habe man von *dem Kunden* gehört?

«Nichts», sagte der Geschäftsmann. Er werde später mit *al-shirkah, der*

Firma, reden. Es würde alles so ablaufen wie versprochen.

Osman blickte auf die Ledertasche zwischen ihnen. War es vielleicht ein Geschenk? *«Al-hadeeyah?»*

«Ya akhee!» Ja, mein

Bruder. Der Geschäftsmann mit den glänzenden Schuhen klopfte auf seine Aktentasche.

Und was war mit dem restlichen Geld? Das fragte sich Osman Bazzaz. Was würde damit geschehen?

«Moo mushkila!» Kein Problem. Die Details würden in London ausgearbeitet. Die Frage könne später in Genf diskutiert werden, *ala in firaad. Privat.*

«Ya habibi.» Ja, mein Lieber. Jetzt küssten sie

sich auf beide Wangen. Der Geschäftsmann erhob sich von der Bank, strich seine Hose glatt, sodass die Bügelfalte wieder erschien, und ging. Der Cousin des toten Herrschers blieb auf der Bank sitzen, die Arme um die Aktentasche gelegt, die

sein Geschenk enthielt.

Einige Augenblicke später erhob auch er sich von der alten Bank im Zawra-Park und verschwand wieder im Beton und Staub der Stadt.

18

Bald nachdem Lina mit Sam gesprochen hatte, kamen die ersten Freunde zu ihrer Wohnung in Notting Hill. Randa Aziz war schon da und half ihr, alle Leute anzurufen. Dann kam Farida Hamdoon, die

die London Filmschool besuchte, und dann Keite Tuaima, Geschäftsführerin einer Boutique in Camden Town, mit ihrem reichen saudischen Freund. Und dann kamen sie alle auf einmal: Burham Saadi und seine Frau Maid, Nadhmi Makloul und seine Cousine

Antissar, Nemir und Inam und Wahdat und Saad. Jemand machte irakischen Tee, jemand anders holte einen Mandelkuchen von der libanesischen Bäckerei in der Brompton Road, und ein weiterer brachte eine Kiste Champagner, die aus

Marwan Darwishs Vorräten stammte; seine tollen Freunde konnten ihm jetzt nicht mehr helfen.

Niemand wollte in dieser Nacht schlafen gehen. Lina saß mit ihnen zusammen auf dem Boden, wählte die Nummern ihrer Freunde und schrie die Neuigkeit

ins Telefon.

Sie umkreisten den Globus mit Telefonanrufen. Farida rief im Studentenwohnheim der Universität von Indiana an, wo zwei ihrer irakischen Freundinnen Medizin studierten. Lina rief bei

einer Handelsbank in New York an, wo einer ihrer Verflossenen in der Kreditabteilung arbeitete. Kenize rief ihre Schwester an, die in einer Boutique im Rodeo Drive arbeitete. Und als es noch später wurde, riefen sie auf der anderen Seite des Globus an: bei

Linas Cousine in Hongkong und beim Bruder von Faridas Freund in Tokio und bei Randas Onkel in Bangkok. Es war ein Familienfest per Telefon, und jedes Gespräch verlief gleich: *Habt ihr die Meldung gehört? Ist das*

nicht wunderbar? Ist das nicht unglaublich? Fawg al nakhal. Sie waren alle überglücklich.

Sam Hoffman traf kurz nach eins ein und mischte sich unter die Irakis, die auf dem Wohnzimmerboden saßen. Er trug Lederjacke und T-

Shirt und war unglaublich froh, dem Club auf der anderen Seite des Flusses entronnen zu sein. Lina gab ihm einen Kuss und reichte ihm ein Glas Champagner. Sam ließ sich auf dem Boden nieder. Er schlug vor, auf

«den neuen Irak» zu trinken, und alle stießen mit den Gläsern an. Jemand reichte ihm eine Messingpfeife mit libanesischem Haschisch, und er nahm einen langen Zug.

«*Mish battal*», sagte Randa mit einem

Kopfnicken zu Hoffman, als sie mit Lina in der Küche stand und noch ein Tablett mit gefüllten Weinblättern vorbereitete. «Gar nicht übel. Aber wieso ist er heute Abend hier? Bist du sicher, dass er kein Bulle ist?»

«Natürlich ist er keiner», sagte Lina verträumt. «Er ist mein *amir ala faras abayad*. *Mein Prinz auf einem weißen Pferd.* Er wird mich retten. Bloß dass ich jetzt nicht mehr gerettet werden muss.»

Randa flüsterte ihrer Freundin ins Ohr: «Wie ist

er denn im Bett? Ich meine, ist er …» Sie machte eine Handbewegung.

«Randa! Ich habe nicht mit ihm geschlafen!»

«Dann ist er also schwul?»

«Du bist krank! Wirklich.

Er ist einfach ein netter, höflicher Amerikaner. Ich hab arabische Männer satt.»

«Du bist ja betrunken», sagte Randa und tätschelte ihrer Freundin den Po. «Das ist es.»

Als die Nacht lebhafter wurde, kramte Lina die

alten Kassetten ihres Vaters heraus mit Musik von Nazem al-Ghazali. Der irakische Volkssänger war 1960 gestorben, bevor der Herrscher begonnen hatte, das kollektive Gedächtnis des Landes zu zerstören. Dieser Sänger war für

jeden Iraki die Verbindung zur Vergangenheit. Er sang schlichte Volksballaden, einige davon zweihundert Jahre alt, begleitet von einer Flöte, die *nay* hieß, dem gitarrenähnlichen *oud* und dem Trommelschlag des *darbaki*. Seine Musik war

eine Art irakischer Blues. Er rezitierte zu Beginn immer ein Gedicht, das dann in Gesang überging. Er erzählte von seinem Leben und von Liebe und Schmerz. Linas Lieblingslied war «Samara min Qawmi Aissa», «Die

Dunkle vom Stamme Jesu». Es handelte von der Liebe eines Moslems zu einer Christin.

Lina sang den Text mit al-Ghazali zusammen, wobei sie Sam gar nicht schüchtern ansah. «O du Schöne, vom Stamme Jesu, ich lege dir meine

Liebe zu Füßen. Was bedeutet mehr, Liebe oder Religion? Zeig mir, wie hübsch deine Augen sind. Meine Augen sind die Augen eines Rehes.» Sam versuchte mitzusingen, in einem gebrochenen, rauen Arabisch. Die Exil-Iraker,

die auf dem Boden versammelt waren, summten auch mit. Die meisten kannten das Lied aus ihrer Kindheit. Und dann standen alle auf, klatschten mit und tranken noch mehr Champagner.

Gegen zwei klopfte Nabil Jawad an die Tür. Der

Dichter war in sein übliches Schwarz gekleidet, und er wirkte traurig unter all den Feiernden. Er lehnte den von Lina angebotenen Champagner ab und bat um ein Glas Wasser. Mit seinen doppelt verhüllten Augen, durch die Blindheit

und eine dunkle Brille, war es unmöglich zu wissen, was er dachte. Er entschuldigte sich bei Lina für sein spätes Kommen. Er hatte an einem Essay über arabische Demokratie gearbeitet, in der Hoffnung, die BBC oder die Voice of America

würde es in dieser Nacht in ihren arabischsprachigen Programmen senden, aber sie hatten es abgelehnt. Lina setzte sich neben ihn auf die Couch, ergriff seine Hand und sagte ihm, es sei eine Ehre, ihn bei sich zu haben. «Ist es nicht

wunderbar?», sagte sie. «Sie müssen heute sehr glücklich sein.»

Jawad schüttelte den Kopf. «Noch nicht», sagte er. «Wer weiß, was als Nächstes kommt?»

Lina wollte ihre Hand zurückziehen, aber Jawad hielt sie fester und dankte

ihr so noch einmal für die Einladung. Er habe ihre Familie schon in Bagdad gekannt, sagte er. Und er war auf der Beerdigung ihres Vaters in London gewesen. Was mache sie jetzt? Lina erklärte, mit einiger Beschämung, dass

sie für Nassir Hammud arbeite, aber dass sie sich überlege fortzugehen. Jawad nahm ihre beiden Hände in seine, als wollte er sie beschützen.

«Ihre Einladung ist sehr mutig», sagte er.

«Nein, ich bin nicht mutig. Das hätte ich schon

längst machen sollen, aber ich hatte zu viel Angst. Jetzt ist es leicht. Es ist vorbei.»

«Es ist noch nicht vorbei, *habibti*, und Sie sind sehr mutig.» Er streichelte ihre Hand und hielt sie dann wieder fest.

«Wissen Sie, Lina, es sind die Frauen, die den Irak retten werden. Die Männer habe ich abgeschrieben. Sie sind alle korrumpiert worden. Die Frauen sind die einzig Starken, die noch übrig sind.»

Lina wollte ihn bitten, ihr das zu erklären, aber Sam

war herübergekommen und setzte sich auf die andere Seite neben Jawad. Er war begierig, den irakischen Dichter kennenzulernen, der bei den Darwishs die Menschen so in seinen Bann gezogen hatte. Er

fing an, ihn über sein Leben und seine Werke auszufragen, und Jawad antwortete zurückhaltend, aber ehrlich. Während sich die beiden Männer unterhielten, dachte Lina über das nach, was Jawad soeben gesagt hatte. Es stimmte sicherlich, dass

die Männer schwach waren. Das war in der arabischen Kolonie Londons nur allzu offensichtlich, wo selbst die wohlhabendsten und erfolgreichsten Männer die Moralvorstellungen von Zuhältern zu haben

schienen. Und vielleicht stimmte es auch, dass die Frauen die Starken waren. Aber was Jawad gesagt hatte von den Frauen, die den Irak retten würden, das war albern. Der Irak war doch schon gerettet! Der Herrscher war tot.

Die anderen Irakis

versammelten sich jetzt um Jawad und baten ihn, einige seiner Gedichte zu rezitieren. Er legte die Hand aufs Herz und entschuldigte sich bei ihnen. Er würde sehr gerne mit ihnen zusammen seine Gedichte vortragen, vor

allem heute Nacht, aber er habe gelobt, seine Werke erst dann öffentlich vorzutragen, wenn er wieder in seiner Heimat sei. Und das sei immer noch nicht möglich. Ein Seufzer der Enttäuschung ging durch den Raum, und man bat ihn nochmal um

ein paar Verse. Schließlich erklärte sich Jawad bereit, etwas zu rezitieren. Es war kein eigenes Gedicht, sondern eines, das vor fast tausend Jahren von dem Dichter Ibn Zaydun verfasst worden war, der in Córdoba aufgewachsen

war, aber den größten Teil seines Lebens fern von seiner Heimatstadt verbracht hatte. Es sei ein Gedicht über das Exil, sagte Jawad. Er rezitierte es in einem kräftigen Arabisch, das aus seinem gebrechlichen Körper hervortrat wie Wasser aus

einer Wüstenquelle.

«Gott hat Regen über die verlassenen Heimstätten derer geschickt, die wir geliebt haben. Er hat auf ihnen eine Blume gewebt wie einen Stern … Wie glücklich sie waren, jene

Tage, die vergangen sind, Tage der Freude, als wir mit jenen lebten, die schwarzes, wogendes Haar hatten und weiße Schultern … Jetzt sprechen wir zum Schicksal, dessen Gunst entschwunden ist – dessen Gunst ich beklagt habe,

während die Nächte vergingen – wie zart sein Hauch mich in meinem Abend berührt hat. Aber für den, der in der Nacht wandert, scheinen die Sterne noch: Grüße an dich, Córdoba, mit Liebe und Verlangen.»

Als er geendet hatte, standen allen Irakis die Tränen in den Augen. Sie baten ihn, noch mehr vorzutragen, aber Jawad meinte, es sei zu spät und er habe am nächsten Morgen sehr viel Arbeit in seiner Stiftung zu

erledigen. Und so ließen sie ihn gehen und versprachen, ihm Geld zu schicken, wohl wissend, dass sie ihr Versprechen nicht halten würden. Lina begleitete ihn zur Tür. Als sie sich verabschiedete, hatte sie immer noch

Tränen in den Augen, aber der Dichter konnte sie nicht sehen.

Nachdem Jawad gegangen war, stimmten die Irakis wieder Lieder an, machten noch mehr Champagnerflaschen auf und unterhielten sich über die Zukunft. Einer gab

einen Trinkspruch auf den «Knabenkönig» aus, König Feisal, der bei der Revolution von 1958 umgekommen war, die den Herrscher an die Macht gebracht hatte. Jemand anders erhob das Glas auf das neue Parlament, wann

immer es zusammentreten sollte, und ein weiterer wollte auf die neue Verfassung trinken, was immer in ihr stehen sollte. Sie schienen alles zu wissen, aber in Wahrheit wusste keiner irgendwas. Denn auch als der neue Tag anbrach, war es

immer noch der Irak.

19

In Washington brauchte man nur ein paar Stunden, um die Nachricht vom Tod des Herrschers zu verdauen. Bis zu den Nachrichten-Sondersendungen um 23 Uhr 30 hatten die

Sender Expertenrunden organisiert, in denen man sich darüber einig war, dass seine Ermordung schon seit langem eine Frage der Zeit gewesen und das einzig Erstaunliche sei, dass er so lange an der Macht geblieben war. Die am

ehesten in Frage kommenden Täter schienen muslimische Extremisten zu sein, denen es irgendwie gelungen war, die Präsidentengarde zu infiltrieren. Eine Gruppe von Exil-Irakern in Paris hatte sich sogar schon

öffentlich zu dem Anschlag bekannt, und die iranische Regierung hatte eine knappe Stellungnahme abgegeben, in der zwar jegliche Mitverantwortung an dem Attentat dementiert wurde, die aber genau die entgegengesetzte

Schlussfolgerung nahelegte. Auch israelische Sprecher gaben keine Kommentare ab, wenn es um eine mögliche Beteiligung an der Tat ging. Das war typisch für den Nahen Osten. Es war von Vorteil, des Mordes an

einem Staatsoberhaupt für fähig gehalten zu werden, selbst wenn man nichts damit zu tun hatte. Besser gefürchtet als ignoriert zu werden.

Die Anwaltsfirma Hatton, Marola & Dubin war vielleicht der letzte Ort in Washington, von dem man

hätte erwarten können, dass in dieser Nacht noch spät die Lichter brannten. Aber als Robert Hatton gegen fünf Uhr an jenem Nachmittag diese Neuigkeit erfuhr, zog er sich aus einer Besprechung mit seinen Partnern zurück,

bei der es um die Einstellung neuer Firmenpartner ging, in sein Büro im obersten Stock; dort blieb er bis kurz vor Mitternacht. Hatton richtete sich in seiner Panzerkammer ein, die seine vertraulichsten Akten beherbergte. Er trug einen

Stuhl und einen kleinen Tisch hinein und schloss die Stahltür ab, damit er ungestört arbeiten konnte. Er verbrachte Stunden damit, die juristisch relevanten Unterlagen von fünf Firmen durchzusehen, die er einige Jahre zuvor

mitbegründet hatte. Es waren Strohfirmen oder Scheinunternehmen, und zwar insoweit, als ihre nominellen Eigentümer keinerlei Hinweis darauf gaben, wer sie tatsächlich kontrollierte. Zwei Firmen waren auf den Bahamas registriert und die anderen

drei in Panama. Hatton überprüfte die Gesellschafterverträge von jeder sowie die juristischen Stellungnahmen, die er vor Jahren von örtlichen Anwälten in Nassau und Panama City erhalten hatte; dort ging es um die

notwendigen Prozeduren zur Verteilung der Vermögenswerte im Falle irgendwelcher Statusänderungen. Dann wandte er sich anderen Dokumenten zu, die alle möglichen anderen Partnerschaften erfassten, Scheinkonten und

Investmentfirmen, die Teil des unsichtbaren Geldnetzes waren, das er mithalf zu verwalten.

Es war ein Grundsatz im juristischen Geschäft, dass jeder – ganz gleich wie unbedeutend er war – es verdiente, durch einen

Anwalt vertreten zu werden. Im Verlauf der Jahre hatte Hatton mehr als viele andere Anwälte Anlass dazu gehabt, diesen Grundsatz in Frage zu stellen, wenn er ihn auch als eine wesentliche Tatsache des Lebens akzeptierte. Man konnte

bei jeder beliebigen Anwaltspraxis am Lack kratzen und feststellen, dass es darum ging, Leuten, die Geld hatten, aus der Klemme zu helfen. Wenn die Leute alles offen und ehrlich täten, dann brauchten sie ja keine

Anwälte! Ein Anwalt regelte die Dinge. Das war das Entscheidende: Er musste die Dinge wirklich regeln. Wenn eine Firma auf der Grand Cayman Island registriert war, war es von großer Wichtigkeit, genau zu wissen, welche juristischen Auflagen man

von örtlichen Behörden zu erwarten hatte. Wenn Gelder von einem Konto auf ein anderes transferiert werden sollten, war es erforderlich, dass jeder Schritt der Transaktion ganz genau so vollzogen wurde, wie die

Bestimmungen es erforderten. Die Seele juristischer Arbeit lag im Detail – wie bei der Automechanik. Wenn die Arbeit erledigt war, musste die Maschine reibungslos, lautlos und sauber laufen.

Gegen neun Uhr unterbrach Hatton seine

Arbeit, um im Athenian Club, ein paar Straßen weiter, zu Abend zu essen. Er war ein großgewachsener Mann, und er ging die Straße mit einer Miene aristokratischer Verachtung entlang, ohne

die im Park kampierenden Obdachlosen zu beachten, die ihn um Kleingeld angingen. Als er das Refugium seines Clubs erreicht hatte, wurde er vom Maître d'hôtel begrüßt – einem vornehmen alten Palästinenser, der sogar

zum Frühstück einen Smoking trug. Dieser führte ihn zu seinem bevorzugten Platz hinten am Fenster. Hier saß er fast immer. Hatton war jemand, der die Routine brauchte. Er bestellte seinen üblichen Wodka-

Martini und stellte dem Maître d'hôtel die übliche Frage, welches Gericht er ihm empfehlen könne.

«Der gegrillte Fisch ist heute Abend sehr gut, Sir.» Es war immer die gleiche Antwort, denn der Maître wusste, dass Mr. Hatton immer gern

gegrillten Fisch aß.

«Und wie ist die Melone heute?» Das war die eine Sache in Hattons Leben, die nicht berechenbar war. Melonen waren so heikel.

«Die Honigmelone ist nicht allzu süß, aber die Crenshaw ist sehr gut.»

Woher wussten die im Athenian Club immer, ob die Melonen gut waren? Dazu mussten sie doch aus jeder eine Scheibe herausschneiden, um es zu überprüfen. «Dann nehme ich die Crenshaw», sagte Hatton.

Von seinem Platz aus

konnte Hatton gerade noch den grauen Koloss des Old Executive Office Building sehen, dessen Fassade die Farbe eines Elefanten hatte. Er war im Verlauf der Jahre oft dort drinnen gewesen, um mit Mitgliedern des Stabes

vom Nationalen Sicherheitsrat über Staatsangelegenheiten zu plaudern, die seine Arbeit als Anwalt berührten. Das war eine Form der Selbstrechtfertigung, der sich Hatton im Gegensatz zu den meisten anderen Anwälten bedienen konnte.

Raison d'état. Eine Straße entfernt, in der G Street, befand sich die Innenstadtdienststelle der Nachrichtendienstgemeinde die in dem unscheinbarsten Gebäude Washingtons untergebracht war. Hatton

versuchte, diesem Gebäude aus dem Weg zu gehen, aus naheliegenden Gründen. Und das war nicht weiter schwierig, denn wenn die etwas brauchten, kamen sie zu ihm.

Als er mit seinem Fisch und seiner Melone fertig

war, kehrte Hatton in seinen Tresorraum zurück und versicherte sich ein letztes Mal, dass alle Dokumente in Ordnung waren. Dann setzte er drei Telegramme auf, die am nächsten Morgen verschickt werden sollten.

Das erste war an den Mann gerichtet, der viele Jahre zuvor zum Treuhänder für gewisse Konten bestimmt worden war, die von einer *banque privée* in Genf geführt wurden. Er bestätigte dem Treuhänder, dass die Vollmacht, die ihm bei der

Einrichtung der Konten übertragen worden war, noch gültig sei und er daher nach wie vor die Verfügungsgewalt über die Konten ausübe. Das zweite Telegramm ging an den Privatbankier in Genf, der ebendiese Konten

verwaltete, und kündigte ihm einen baldigen Besuch des Treuhänders an; zudem bestätigte er ihm alle bestehenden Vereinbarungen für die Verwaltung der Gelder. Das dritte und letzte Telegramm war an das Londoner Büro von Nassir

Hammud adressiert und bestätigte, dass – wie zuvor besprochen – alle erforderlichen Vorkehrungen getroffen worden seien.

Hatton schrieb den Text jeder Mitteilung auf Firmenpapier, das er in

einen Briefumschlag steckte, den er danach in der Schreibtischschublade seiner Sekretärin wegschloss. Er hinterließ ihr die Anweisung, die drei Mitteilungen am nächsten Morgen verschlüsselt per E-Mail abzuschicken. Als er einige Minuten nach

Mitternacht sein Büro verließ, sah Hatton, dass im Old Executive Office Building kein Licht mehr brannte. Wie üblich verschliefen die Bürokraten das Wichtigste.

20

Professor Sarkis kam als Erster aus Bagdad zurück und war einen Tag nach der Ermordung des Herrschers wieder in London. Die Büros waren wegen Trauer geschlossen worden, auf Anweisung

des britischen Direktors, der dies unter den gegebenen Umständen für eine angemessene Geste hielt. Die Anweisung wurde umgehend von Professor Sarkis aufgehoben, der an diesem Morgen in aller Frühe seine Sekretärin bei allen irakischen

Mitarbeitern anrufen ließ. Bei Coyote Investment würde an diesem Tag ganz normal gearbeitet, sagte sie schroff. Es werde erwartet, dass alle irakischen Mitarbeiter zur Arbeit erschienen. Professor Sarkis würde um

halb elf in Mr. Hammuds Büro vor dem irakischen Personal eine Ansprache halten. Lina war überrascht, dass sie auch benachrichtigt wurde.

Die «vertrauenswürdigen Mitarbeiter» versammelten sich schweigend in Mr. Hammuds Büro. Die

Feststimmung vom Vorabend war verflogen. Das Porträt des Herrschers über Mr. Hammuds Schreibtisch war immer noch da, jetzt nur mit Schwarz drapiert. Professor Sarkis betrat den Raum von seinem

Büro nebenan und stellte sich vor der Gruppe auf. Er sah aus, als hätte er seit seiner Abreise aus London einen Monat in der Hölle verbracht. Sein früher dünnes Gesicht war jetzt aufgedunsen, und er hinkte. Seine ehemals schlauen Augen waren

hinter einer dunklen Brille versteckt.

Er wurde auf beiden Seiten von zwei Irakis flankiert, die Lina noch nie gesehen hatte. Sie hatten die kalten Augen und die schlechte Haut von jungen Männern, die in Kasernen

aufgewachsen waren. Alles an ihnen schrie nach Geheimpolizei. Die Anzüge, die zu neu waren, die vernarbten Gesichter, die nicht an tägliche Rasuren gewöhnt waren, die raubtierartige Anspannung ihrer Hände und Beine, während sie

neben Professor Sarkis standen und auf den Fußballen wippten. So wie sie aussahen, war sich Lina nicht sicher, ob die beiden jungen irakischen Schläger Professor Sarkis' Schergen oder Bewacher waren.

«Dies ist ein trauriger Tag», begann Professor Sarkis mit einem Kopfnicken zu dem schwarzdrapierten Bild über dem Schreibtisch. «Unser geliebter Herrscher ist nicht mehr unter uns, und ich weiß, dass allen arabischen Patrioten das

Herz schwer ist. Aber wir werden unsere Pflicht tun, als Irakis und als Mitarbeiter dieser Firma. Wir werden mit unserer Arbeit fortfahren. Hat das jeder verstanden?»

Die Frage wurde mit einem allgemeinen

Kopfnicken beantwortet. Yussef, der der neue Stichwortgeber zu sein schien, ergriff das Wort und sagte: *«Nam, sidi»* – *Ja, Herr* –, und einige andere junge Männer murmelten das Gleiche.

«Mr. Hammud kann heute nicht bei uns sein»,

fuhr Professor Sarkis fort, mit einem bestätigungsuchenden Blick zu den beiden jungen Männern. «Er wird längere Zeit fortbleiben. Aber ich habe von zuständiger Seite in Bagdad den Auftrag bekommen, Ihnen zu

sagen, dass sich bei Coyote Investment nichts ändern wird. Das Geschäft muss weiterlaufen. Unsere Feinde werden uns belauern, aber der Geist des Herrschers wird siegen. Daraus folgt, dass loyale Mitarbeiter belohnt werden und illoyale

Mitarbeiter bestraft. Noch irgendwelche Fragen?»

Natürlich gab es keine Fragen.

Lina zog sich in ihr Büro zurück und hütete sich davor, mit irgendjemandem zu reden. Es war ein Tag, an dem

man lieber nicht auffiel, bis einem die Bedeutung dessen, was man gerade gehört hatte, klar wurde. Aber Randa konnte wie üblich nicht so lange warten. Um Viertel nach elf erschien sie in Linas Tür. Sie hatte dunkle Ringe unter den Augen von

sechsunddreißig durchgefeierten Stunden.

«*Shaku?*», sagte sie. «Was sollte das denn alles?»

«Weiß ich nicht», sagte Lina.

«Wo ist Hammud? Wann kommt er wieder?»

«Weiß ich nicht», wiederholte sie.

«Wer waren denn diese widerlichen Typen neben Sarkis? Die sahen ja vielleicht aus! Mann o Mann! *Tula tula alnakhla, wa aqla aql al-sakhra!*» Es war ein spöttischer irakischer Ausdruck und

hieß so viel wie «Groß wie ein Baum, aber mit dem Hirn eines Spatzen».

«Das reicht, Randa!», sagte Lina scharf. «Hör auf mit der Fragerei und den Bemerkungen. Die beiden sind gefährlich.» Ihre Freundin zog sich mit

gesenktem Blick zur Tür zurück. Als Lina die Reaktion sah, schämte sie sich. Der Herrscher war noch keine zwei Tage tot, und schon begann wieder die Angst und die Verstellung. «Tut mir leid», sagte sie. «Es ist mir einfach unheimlich, weiter

nichts.»

«Was ist hier los, Lina?», flüsterte Randa. «Ist das ein Coup?»

«Wirklich, ich hab keine Ahnung. Reden wir morgen darüber. Vielleicht wissen wir’s bis dahin.»

Kurz vor fünf, als Lina gerade gehen wollte, wurde sie zu Professor Sarkis zitiert. Er empfing sie in Mr. Hammuds Büro, hinter dem großen Schreibtisch. Die beiden irakischen Schläger standen bewegungslos zu beiden Seiten neben ihm.

Das Bild des Herrschers, immer noch mit Schwarz drapiert, hing düster über allen Anwesenden. Als Lina den Raum betrat, hustete Professor Sarkis gerade. Er wirkte gebrechlich. Lina fragte sich, was sie mit ihm in

Bagdad gemacht hatten.

«Setzen Sie sich», sagte Professor Sarkis schroff. Dies sollte offensichtlich keine freundliche Plauderei werden.

Lina setzte sich. Sie sah Professor Sarkis an, um irgendeinen Hinweis zu entdecken, warum er sie

zu sich bestellt hatte, aber sie sah nur den stumpfen Glanz seiner dunklen Brille.

«Wir werden hier bei Coyote Investment ein neues Management-Team bekommen», begann er. Der Geschäftsjargon hörte sich absurd an, wie ein

Vortrag der Harvard Business School in einer Folterkammer, aber er fuhr fort. «Gewisse Familienmitglieder der Herrscherfamilie haben mich gebeten, eine Umstrukturierung vorzunehmen. Diese beiden Herren hier sind

meine» – er suchte nach einem Wort – «Berater. Sie haben mich gefragt, wer außer mir und Mr. Hammud mit der Firma vertraut ist. Ich hab ihnen gesagt, dass eine dieser Personen Sie sind, Miss Alwan.» Er hielt inne und

nahm die dunkle Brille ab. Sein rechtes Auge war komplett zugeschwollen. Die Haut drum herum war eiterfarben, mit Schattierungen von Gelb und Blau.

«Ich habe mir überlegt, Sie an unserem neuen Management zu beteiligen.

Aber es gibt ein Problem. Diese Herren sind der Meinung, dass es nicht sehr geschickt ist, jemandem mehr Verantwortung in der Firma zu übertragen ohne zusätzliche Fortbildung. Man könnte es auch

Umerziehung nennen.»

«Wo, Professor Sarkis?»

«Bagdad.» Zum ersten Mal an diesem Tag lächelte er, und Lina sah, dass ihm mehrere Zähne fehlten. Sie spürte, wie sich ihr die Angst mit eisernem Griff um den Magen krallte. Sie sah die

beiden jungen Irakis an und stellte sich vor, zwischen ihnen in einer Maschine der Iraqi Airways zu sitzen.

«Bitte, Professor Sarkis. Ich war immer eine vertrauenswürdige Mitarbeiterin. Sie haben

keinen Grund, sich jetzt meinetwegen Sorgen zu machen.»

Der Armenier ignorierte, was sie gesagt hatte. «Wir können jetzt mit den Spielchen aufhören. Wissen Sie, wer diese beiden Männer hier sind? Hier auf meiner rechten

Seite ist Mr. Hammadi und links von mir Mr. Alani. Sie gehören der Amn Al Khass an, der Sondersicherheitseinheit in Bagdad. Wissen Sie, was das ist?»

«Nein, Sir.»

«Der Herrscher hat die

Amn Al Khass als eine Sonderabteilung der Geheimpolizei gegründet, um sich und seine Familie zu schützen. Ich war bei diesen Herren zu Gast, als ich in Bagdad war.» Seine Stimme flatterte kurz, als er das Wort Gast aussprach. Diese

euphemistische Umschreibung war offenbar selbst für einen so vollendeten Lügner wie Professor Sarkis zu viel.

«Sie haben sich nämlich Sorgen gemacht, wegen der Sicherheit hier in der Firma. Als ich in Bagdad

war, haben diese Herren mir deshalb viele Fragen gestellt, die ich alle versucht habe, ehrlich zu beantworten. Sie haben mich gefragt, wie wir Geschäfte machen und wo unser Geld hingeht. Sie haben mich gefragt, warum einiges davon zu

fehlen scheint. Sie haben mich sogar über Mr. Hammud ausgefragt. Und ich habe ihnen geantwortet. Man könnte sagen, ich war auf schmerzhafte Weise ehrlich.» Er beugte sich zu Lina vor. «Bei einigen der

Fragen, die sie mir gestellt haben, ging es um Sie.»

Lina sah zu den beiden Geheimpolizisten und dann wieder zu Professor Sarkis. «Was wollten sie denn wissen?»

«Ob Sie die Geheimnisse unseres Geschäfts kennen.»

Sie schluckte. Ihr zog sich wieder der Magen zusammen. «Was haben Sie ihnen gesagt?»

«Ich hab gesagt, diese Lina Alwan, die weiß wahrscheinlich mehr über Coyote Investment als irgendjemand sonst in der

Firma außer mir und Mr. Hammud. Sie haben gefragt, ob Sie über das *wirkliche* Geschäft der Firma Bescheid wissen – Sie wissen schon –, und ich habe gesagt, das weiß ich nicht. Sie haben gefragt, ob Sie Mr. Hammuds persönliche

Dateien eingesehen haben, und ich habe gesagt, kann sein. Ja, wahrscheinlich schon. Sie haben gefragt, ob Sie loyal sind, und ich habe geantwortet, ich hätte da gewisse Zweifel. Aber, meine kleine *eshek*, jetzt

wissen wir, dass der eigentliche Verräter Hammud war, ich bin also bereit, Ihnen zu vergeben. Aber diese Männer hier, sie müssen immer noch besorgt sein. Sie fragen sich, wie viel Sie wissen. Sie denken, es muss viel sein. Zu viel.»

Sie vermied es, die beiden Geheimpolizisten anzusehen. «Das stimmt nicht, Professor Sarkis. Ich weiß nichts, was Sie mir nicht gesagt haben. Ich habe nie irgendwelche geheimen Dateien geöffnet. Ich weiß

überhaupt nichts.» Sie blickte flehend zu den beiden Irakis, die immer noch wie entsicherte Pistolen dastanden. «Bitte glauben Sie mir.»

«Glauben? Was ist Glauben? Diese Herren sind nicht daran interessiert, irgendwas zu

glauben. Sie wollen wissen.»

«Aber wie kann ich sie überzeugen?»

«Indem Sie loyal sind. Nur indem Sie loyal sind.»

«Ja, Sir. Ich war immer loyal zur Firma.»

Professor Sarkis legte

den Kopf schief. Seine Nasenflügel schienen sich zu blähen, wie bei einem Tier, kurz bevor es sich auf seine Beute stürzt. «Und warum haben Sie dann Nabil Jawad zu sich nach Hause eingeladen, vor zwei Nächten, wenn Sie so loyal sind? *Achpar!* Dieser

Mann ist ein Feind des Irak.»

Lina blinzelte. Woher wussten sie, dass Jawad sie besucht hatte? Hatten sie ihre Wohnung beobachtet? Hatten sie ihr Telefon angezapft? Oder hatte einer ihrer Freunde,

einer der Leute, die mit ihr zusammen singend auf dem Boden gesessen hatten, sie verraten?

Mr. Alani, einer der beiden Sicherheitsleute, die sich bedrohlich neben Sarkis aufgestellt hatten, hatte ein Messer aus seiner Tasche gezogen

und reinigte sich damit die Fingernägel. Er hatte riesige Hände, und die Knöchel sahen aus wie die Knoten in der Rinde eines Baumstamms. Er sah, wie sie ihm voller Angst zusah, während er mit seinem Messer spielte. Er

schenkte ihr den leisesten Hauch eines Lächelns, nicht mehr als ein Kräuseln um die Augen herum.

«Also, wieso haben Sie Jawad eingeladen, wenn Sie eine loyale Mitarbeiterin sind?»

«Ich wusste nicht, dass Jawad ein Feind des Irak

ist», log sie. «Jemand anders hatte die Idee …»

Professor Sarkis nahm wieder die dunkle Brille ab. Er zog ein Taschentuch aus der Tasche und wischte damit etwas Eiter weg, der von dem zugeschwollenen Auge

heruntergetropft war.

«Nehmen Sie sich in Acht, Miss Lina», sagte er. «Diese Männer verstehen keinen Spaß.»

Lina nickte.

«Wir werden abwarten müssen, ob man Ihnen vertrauen kann. Ich würde Sie auf der Stelle nach

Bagdad bringen lassen, wenn ich nicht Ihre Hilfe bei den Computern brauchte. Dieser Idiot Yussef kapiert das System nicht. Sie müssen ihm helfen. Sie ziehen also wieder in die Buchhaltung um, wo ich Sie im Auge

behalten kann.»

«Heißt das, dass ich wieder meinen alten Posten zurückhabe?»

«Nur vorübergehend. Bis wir entschieden haben, ob Sie nicht doch noch, Sie wissen schon, eine Fortbildung benötigen.» Sarkis lehnte sich in

seinem Sessel zurück, ein Zeichen dafür, dass das Gespräch beendet war.

Lina zögerte noch einen Moment. Sie dachte daran, was Hoffman gesagt hatte: warum sie nicht kündige? Wenn es irgendwann einen richtigen Zeitpunkt gab, die

Firma zu verlassen, dann jetzt. «Professor Sarkis, bitte. Wenn Sie kein Vertrauen mehr in mich haben, dann ist es vielleicht das Beste, wenn ich die Firma verlasse.»

Der Armenier deutete mit einem dünnen Finger auf sie. «Kommt nicht in

Frage! Sie bleiben, und Sie werden loyal sein. Ich habe sie im Guten gewarnt. Wenn Sie nicht auf mich hören wollen, dann werden Sie es mit diesen beiden Herren und ihren Freunden in Bagdad zu tun bekommen. Mehr habe ich

dazu nicht zu sagen.» Er machte eine kleine wedelnde Handbewegung, als scheuche er eine Fliege weg.

Lina ging mit unsicheren Beinen aus dem Raum. Sie hatte Angst, Hoffman zu besuchen, sogar Angst,

nach Hause zu gehen. Sie suchte Randa, die das Büro schon verlassen hatte, und erreichte sie schließlich in ihrer Wohnung in Chelsea. Sie schlug vor, sich in einem indischen Restaurant zum Essen zu treffen, und

Randa war zu ihrer Erleichterung einverstanden.

«Ich sollte dir das ja eigentlich nicht erzählen», sagte Randa, als sie das *dal* auf Linas Teller löffelte. «Aber sie haben mir gesagt, ich soll dich im Büro bespitzeln.»

Lina hielt inne, kurz bevor ein Löffel mit *raita* ihren Mund erreichte.

«Wer?»

«Professor Sarkis und seine neuen Busenfreunde, heute Nachmittag. Deswegen habe ich früher mit der

Arbeit Schluss gemacht. Mir war ganz komisch deswegen.»

«Und was hast du ihnen gesagt?»

«Dass ich es mache, ist doch klar. Ich bin doch nicht verrückt! Ich habe ihnen gesagt, ich würde dich genau im Auge

behalten und aufpassen, dass du nichts Böses anstellst. Also tu nichts, was denen nicht gefällt. Und falls doch, dann so, dass ich es nicht mitkriege.»

«Randa! Ich kann mir einfach nicht vorstellen,

dass du mich bespitzeln würdest. Das ist ja schrecklich.»

Randa versuchte, zerknirscht auszusehen. «Ich weiß. Aber ich habe einfach Schiss gehabt. Und dann haben sie mir noch mehr Geld angeboten. Ich werde es

sowieso nicht sehr lange machen.»

«Wieso nicht?»

«Weil ich glaube, dass Sarkis nicht mehr lange dabei sein wird.»

«Wieso meinst du das? Er hat sich heute ganz schön hart angehört. Und

ich glaube, er hat einen Teil der Familie des Herrschers hinter sich.»

«Weil er ein Blödmann ist. Und diese beiden Pickelbübchen, die er da mitgebracht hat, sind jämmerlich, selbst für Bagdader Verhältnisse.»

Lina wusste nicht genau,

warum, aber sie fand das Gespräch mit Randa beruhigend. Professor Sarkis würde versagen, weil er ein Blödmann war und weil seine Sicherheitsleute eine schlechte Haut hatten. Randa erklärte sich bereit,

ihre beste Freundin zu bespitzeln, und erzählte ihr auch noch, dass sie es tun würde. Das war der Lauf der Welt. Auf dem Heimweg im Taxi spürte Lina, wie ihr inneres Gleichgewicht allmählich zurückkehrte. Der Herrscher war tot. Man

würde nicht zulassen, dass irgendwelche zweitklassigen Sadisten in seine Fußstapfen des Terrors traten.

Die Herrschaft von Professor Sarkis erwies sich tatsächlich als sehr

kurzlebig. Noch in derselben Nacht wurden auf Anordnung des Innenministers die Büroräume von Coyote Investment von der Polizei bewacht. Als Lina am nächsten Morgen zur Arbeit kam, überwachten zwei uniformierte britische

Polizisten die Aufzugzeile im fünften Stock. Sie nickten höflich, und einer tippte sogar an den Helm. Die beiden irakischen Schläger, Hammadi und Alani, waren verschwunden. Lina wusste nicht, ob sie zu

ihrem alten Büro im geheimen Teil gehen sollte oder zu ihrem neuen, und entschied sich schließlich für das Letztere.

Kurz vor zehn wurde Lina von Mr. Hammuds britischer Sekretärin benachrichtigt, dass in Mr. Hammuds Büro eine

Versammlung sämtlicher irakischer Mitarbeiter stattfinde, sofort. Draußen im Flur sah Lina eine lange Schlange irakischer Angestellter wie Zombies in Richtung des Eckbüros gehen. Lina gehörte zu den Letzten, die sich in die

Schlange einreihten. Unterwegs fiel ihr auf, dass die beiden Bobbys, die die Aufzüge bewacht hatten, verschwunden waren.

Vor der schweren Tür zu Mr. Hammuds Büro wurde Lina von einem glatten jungen Sicherheitsmann in einem braunen Armani-

Anzug angehalten. Er überprüfte die Personalien. Als er Linas Ausweis sah, rief er einen Kollegen herüber und besprach sich leise mit ihm auf Arabisch. Lina verstand nicht viel von dem, was sie sagten, aber ihrem Akzent nach zu

urteilen, hörten sie sich wie Palästinenser an. Nach einer kurzen Diskussion ließen sie sie durch. Sie war eine der Letzten, die das Büro betraten, sodass sie einen Moment brauchte, um in der Menschentraube zu sehen, was sich vorne abspielte.

Da stand, in gebieterischer Pose, hinter seinem Schreibtisch Nassir Hammud. Seine Haut hatte denselben Plastikglanz wie zuvor, aber in seinem Blick lagen Wut und Triumph, wie bei einem Boxer, der soeben seinen Gegner k.o.

geschlagen hat. Lina suchte in der Menge nach Professor Sarkis, konnte ihn aber nicht entdecken. Die pickeligen irakischen Geheimpolizisten schienen auch verschwunden zu sein, aber stattdessen war eine Gruppe junger Männer um Mr. Hammuds

Schreibtisch versammelt, einschließlich der beiden Palästinenser, die an der Tür gestanden hatten. Einige von ihnen schienen Maschinenpistolen unter ihren Jacken zu tragen, und einer sprach in das Mikrophon seines

Funkgerätes in seinem Ärmel. Und noch etwas fiel Lina auf: Das alte Bild des Herrschers über dem Schreibtisch, das noch am Tag zuvor mit Schwarz drapiert war, war fort.

Als alle vollzählig im Raum versammelt waren, ging die Tür zu, und

Mr. Hammud ergriff das Wort. «Nun, meine Freunde. Habt ihr mich vermisst?»

«Ja», erklang es im Chor. Jeder brüllte es, sogar Lina. Der ganze Raum schien von dieser falschen Begeisterung zu

beben, zur Begrüßung des zurückgekehrten Führers. Irgendjemand fing sogar an, auf Arabisch zu skandieren: «Mit Blut und mit Tränen grüßen wir dich, o Nassir», so etwas Ähnliches, wie das, was sie immer für den Herrscher skandiert hatten. Hammud

schnitt ihnen das Wort ab. Er hatte offenbar den Geschmack an derlei vulgären Darbietungen verloren.

«Es ist gut, dass ihr mich vermisst habt, denn ich habe euch auch vermisst!» Er hob den

rechten Arm in einer Geste, die wie ein Hitlergruß aussah. Lina sah, selbst von ihrem Platz ganz hinten im Raum, dass mit seiner Hand irgendwas nicht stimmte. Der Zeigefinger war nicht mehr da. Ein dicker weißer Verband war um den

Stumpf gewickelt.

«Jetzt, meine Freunde, kann der Betrieb weitergehen. Der Verräter ist weg.» Er fuchtelte mit dem, was einmal sein Zeigefinger gewesen war. «Der Lügner! Der Ungläubige! Der Armenier!

Er wird nicht mehr bei uns sein. Er wurde von den britischen Behörden verhaftet – ja! –, weil er versucht hat, sich etwas zu nehmen, was ihm nicht gehört. Gestern Nacht noch, gleich nach meiner Rückkehr aus Bagdad, habe ich den Haftbefehl

persönlich beantragt.

Also, was passiert da gerade in unserer geliebten Heimat? Ich weiß, dass ihr euch das fragt, ich werde es euch also erklären. Es ist alles ruhig. Der Herrscher ist verschieden. Gott schenke

seiner Seele Frieden. Kräfte des Volkes haben die Regierung übernommen. Abtrünnige Mitglieder der Herrscherfamilie haben nach seinem Tod versucht, die Macht an sich zu reißen, genau diejenigen, die den Hund Sarkis

losgeschickt hatten, das Vermögen von Coyote Investment zu stehlen. Aber diese Verschwörung wurde niedergeschlagen. Sogar die Amerikaner haben die neue Regierung in Bagdad anerkannt. Gott sei gedankt.»

Wieder ertönte ein zustimmendes Gemurmel, bis die palästinensischen Sicherheitsbeamten finstere Mienen machten, worauf die Menge wieder verstummte.

«Und jetzt habe ich eine gute Nachricht. Für jeden loyalen Mitarbeiter wird es

am Monatsende eine Prämie geben. Die kleinste dieser Prämien wird fünfhundert Pfund betragen!» Von der Menge kamen dankbare Rufe, wie die kriecherischen Laute – keine richtigen Worte –, die Bettler von sich geben,

wenn ihnen jemand ein paar Münzen hinwirft. «Bedankt euch nicht bei mir. In diesen Tagen der Trauer und Verwirrung musste jeder von uns leiden.» Er streckte ihnen die Arme entgegen, wie der Papst es tut, wenn er die Gläubigen segnet. Alles

starrte nur auf den Stumpf seines Zeigefingers.

«Gehen wir also wieder an die Arbeit, meine lieben Freunde. Lasst uns hart arbeiten, um das Vermögen von Coyote Investment zu schützen, ein Vermögen, das wir

geschaffen haben und das uns gehört; wir schützen es vor jedem, der versucht, es zu stehlen. Und für jeden, der vorhat, sich mit den Hunden und Verrätern einzulassen, die vorgeben, für die Familie unseres geliebten Herrschers zu sprechen,

habe ich eine Warnung: Der Zorn des Herrschers wird euch wie ein sanfter Klaps erscheinen, verglichen mit dem, was ich tun werde.»

Als Hammud fertig war, versammelten sich einige der schamlosesten

Opportunisten um seinen Schreibtisch, um ihm die Hand zu küssen und ihm ewige Loyalität zu versichern. Darunter waren, wie Lina bemerkte, mehrere, die am Tag zuvor am lautesten Professor Sarkis bejubelt hatten. Während sie zusah, wie

sich die Schakale um Hammud versammelten, stellte Lina fest, dass Professor Sarkis ihr fast leidtat. Er war eine Marionette gewesen. Die Fäden waren gekappt worden und er ins Unsichtbare

verschwunden.

In dem Pulk, der auf die Tür zusteuerte, entdeckte sie Randa und ging mit ihr zusammen zur Buchhaltungsabteilung zurück. «Was ist mit Yussef passiert?», fragte Lina. «Ich hab ihn bei der Versammlung gar nicht

gesehen.»

Randa fuhr sich langsam mit einem Finger über die Kehle. *«Khatiya athwal.»* Es war ein irakischer Ausdruck, der «armer Dummkopf» bedeutete.

«Haram», sagte Lina. *Pech.*

Als sie sich Linas neuem Büro näherten, nahm Randa sie beiseite. Sie hatte frischen roten Nagellack aufgelegt und trug einen noch kürzeren Rock als sonst.

«Hammud will dich wieder auf der inoffiziellen Seite haben», raunte sie.

«Ab morgen.»

«Woher weißt du das?»

«Weil dieser süße Sicherheitsbeamte Hassan es mir vor ein paar Minuten erzählt hat. Er hat mich gebeten, es dir zu sagen. Er hat gesagt, Mr. Hammud will

sichergehen, dass du wieder zur Familie gehörst.»

«Hat er dich auch aufgefordert, mich zu bespitzeln?»

«Hm», sagte Randa und nickte mit dem Kopf. «Allerdings.»

«Und du hast ja

gesagt?»

«Na klar! Das haben wir doch schon erledigt. Mach’s mir nicht so schwer. Komm bald wieder. Ciao!» Sie küsste die Luft neben Linas Wange und trippelte davon, den Flur hinunter.

21

Hoffman aß an jenem Tag in seinem chinesischen Lieblingsrestaurant mit den wohltuend verdrießlichen Kellnern zu Mittag. Während er dasaß, fragte er sich, wer jetzt eigentlich der Eigentümer von

Coyote Investment war, jetzt, da der Herrscher nicht mehr lebte. Er wusste keine Antwort. Nachdem der Herrscher umgebracht worden war, hatte Hoffman das Thema Nassir Hammud zu den Akten gelegt, aber die Frage ließ ihn nicht los,

selbst als er mit seiner Wonton-Suppe, dem scharfen Bohnenquark und seinen Lomein fertig war. Nach dem Mittagessen streifte er durch Soho, vorbei an den Punk-Rock-Pubs, den trübe beleuchteten Striplokalen

und schmuddeligen Buchläden. Normalerweise empfand er dieses Viertel als eine urbane Idylle. Aber an diesem Nachmittag kamen ihm die Kundenfänger der Sexshows und die Säufer, die sich in den Seitengassen übergaben,

nicht ganz so anheimelnd vor, und da war immer noch diese Frage, die ihn beschäftigte. Hoffman machte sich Sorgen: Er fand, er wurde alt. Gerade als er beschloss, es sei Zeit, nach Hause zu gehen, sah er einen

kleinen dicken Mann aus einem Pub stolpern, und für einen Augenblick war er fest davon überzeugt, dass es sein Vater sei.

Als er wieder in seinem Büro war, rief Hoffman Barakat an, den einzigen Menschen – außer Prinz Jalal –, den er kannte, der

noch am ehesten etwas wissen konnte. Barakats Sekretärin sagte, er sei beschäftigt, und wollte den Anruf nicht durchstellen, und so beschloss Hoffman, einfach unangemeldet hinzugehen. Der Nachmittag war trüb und

regnerisch geworden, aber Hoffman ging trotzdem die paar Straßen zur Bank Arabia zu Fuß.

Barakat war tatsächlich beschäftigt, in einer Besprechung mit einer Besuchergruppe aus Amman, sodass Hoffman im Vorzimmer Platz

nehmen musste. Er blätterte im Immobilienkatalog von Sotheby’s, der auf dem Couchtisch lag, und fragte sich, wer bloß all die Häuser kaufen mochte, die für drei und vier Millionen Dollar angeboten wurden.

Es konnten doch nicht alles Araber sein! Schließlich erschien Barakat, der seinen jordanischen Freunden die Hände schüttelte, sie zur Tür und zum Aufzug begleitete und den Eindruck erweckte, als würde er sie noch bis ins

Hotel begleiten. Das gehörte zur arabischen Gastfreundschaft, seine Gäste nicht gehen lassen zu wollen, aber schließlich kam Barakat kopfschüttelnd wieder.

«Das sind Idioten», sagte er, auf den Aufzug

deutend. «Ich begreife nicht, wie die so reich werden konnten.»

Barakat schüttelte wieder den Kopf und ging in sein Büro zurück. Hoffman folgte ihm, ohne dazu aufgefordert worden zu sein. Barakat schürzte seine dicken Lippen. «Ich

möchte nicht unhöflich sein, Sam, aber was möchten Sie? Ich habe zu tun.»

«Coyote Investment», sagte Hoffman. «Ich muss Sie noch eine Sache fragen.»

Barakat kniff die Augen

zusammen. «Und was?»

«Wem gehört Coyote, jetzt, wo der Herrscher tot und Hammud weg vom Fenster ist?»

Barakat faltete die Hände über seinem umfangreichen Bauch, sodass er wie Humpty Dumpty aussah. Er konnte

der Versuchung nicht widerstehen, die Frage zu beantworten. «Hammud ist keineswegs weg vom Fenster», sagte er. «Er ist gestern Abend aus Bagdad zurückgekehrt. Und wie ich höre, in erstaunlich guter Verfassung, bis auf einen

fehlenden Finger.»

«Was ist mit seinem Finger passiert?»

«Der Bruder des Herrschers hat ihn mit so einer kleinen elektrischen Säge abgetrennt, wie Schreiner sie benutzen. Ein kleiner irakischer Brauch.»

Hoffman zuckte zusammen. Er gestattete sich, einen Moment lang darüber nachzudenken, was sie Lina antun würden, wenn sie sie jemals erwischten, und verdrängte den Gedanken gleich wieder. «Wieso haben sie

ihm denn den Finger abgeschnitten? Was wollten die von ihm?»

«Geld natürlich. Aber Hammud wurde von seinen Freunden gerettet, bevor man ihm noch mehr abschneiden konnte. Anscheinend ist gerade ein Erbfolgekrieg im Gange,

und Hammuds Seite ist dabei zu gewinnen.»

«Worum geht es in diesem Krieg?»

«Um Geld, mein lieber Junge», wiederholte Barakat, als würde er ein kleines Kind belehren. Es war spät. Er wurde

ungeduldig. «Einer der Preise ist die Kontrolle über Coyote Investment, wenn das Ihre Frage beantwortet.»

«So ungefähr. Aber wer ist der Eigentümer, jetzt, in diesem Moment? Das würde ich gerne wissen.» Hoffman kratzte sich den

Kopf.

«Eine komplizierte Angelegenheit. Es haben mich schon mehrere Leute heute Nachmittag angerufen, um mir dieselbe Frage zu stellen.» Barakat zog die Augenbrauen hoch.

«Und was haben Sie ihnen gesagt?»

«Ich habe ihnen gesagt, dass es eine komplizierte Angelegenheit ist.» Er zog wieder die Augenbrauen hoch, wandte sich von Hoffman ab und tat so, als würde er ein paar Papiere studieren, die auf seinem

Schreibtisch lagen. Er wollte eindeutig, dass Sam endlich verschwand. Sein Verhalten war kühler, als Sam es vom letzten Mal in Erinnerung hatte. Es war ein Verstoß gegen die arabischen Sitten, nach dem Grund zu fragen,

aber Sam beschloss, es trotzdem zu tun.

«Stimmt irgendwas nicht, Asad? Sie wirken irgendwie gekränkt.»

Barakat starrte ihn an, eine vorwurfsvolle Miene auf seinem breiten Gesicht. «Ich bin nicht gekränkt, ich bin verärgert.

Sie waren neulich nicht ehrlich zu mir, als Sie gesagt haben, Ihr Vater wüsste Bescheid, dass Sie mich wegen Hammud sprechen wollten. Das war eine Lüge, wie ich später von Ihrem Vater erfuhr.»

«Es tut mir leid, Asad.

Ich wollte nicht absichtlich unehrlich sein.»

Barakat trug die selbstgerechte Miene eines Mannes zur Schau, der weiß, dass ihm Unrecht getan wurde und somit Macht über seinen Gegner hat. «Vertrauen ist im Orient die Grundlage

aller Beziehungen, mein lieber Sam. Wenn es verschwunden ist, bleibt nichts mehr übrig.»

«Heißt das, dass Sie nicht mehr mit mir reden wollen?»

«Es heißt, dass ich vorsichtig sein muss. Aber

ich werde versuchen, Ihre Frage zu beantworten, und zwar deswegen, weil es wichtig ist, dass Sie nicht noch mehr Fehler machen. Die Wahrheit ist, dass jetzt, wo der Herrscher tot ist, sein Geld eigentlich niemandem gehört.»

Sam nickte. Stell dich

dumm, dachte er sich. Bring ihn zum Reden.

«Und wer kann es dann beanspruchen, wenn es niemandem gehört?»

«Das ist noch so eine komplizierte Frage, vom juristischen Standpunkt aus gesehen. Das Geld

gehört demjenigen, der einen Anspruch geltend machen kann. Wenn der ursprüngliche Eigentümer tot ist, können seine Erben oder andere Anspruchsteller versuchen, ihre Ansprüche geltend zu machen, vorausgesetzt, sie wissen, wo sie suchen

müssen. Und wenn niemand einen Anspruch geltend macht, dann behält einfach die Bank das Geld, die es verwaltet – in diesem Fall eine Schweizer Bank, wenn ich mich nicht irre.»

«Aber das ist doch

sicherlich illegal, Asad. Selbst in der Schweiz.»

«Keineswegs, mein Lieber. Es gibt einen juristischen Terminus für solche Fälle. *Res nullius* – ‹eine Sache, die niemandem gehört›. Meine Anwaltskollegen haben mir bestätigt, dass das Prinzip

weit verbreitet ist. Wenn ich auf meinem Grundstück einen Schatz finde, der nicht der Krone gehört, dann kann ich ihn behalten. Das ist juristisch so.»

«Das Geld bleibt also einfach auf der Bank?»

«Natürlich. Was meinen Sie, wie die Schweizer Banken so reich geworden sind? *Res nullius.* Sämtliche korrupten Könige und Präsidenten der Welt haben schon seit Generationen Geld in Schweizer Banken hineingeschaufelt – auf

Geheimkonten, die völlig unbekannt sind, außer dem Geschäftsführer der Bank. Da sie trotz allem sterblich sind, haben diese Könige und Präsidenten die Angewohnheit, irgendwann zu sterben. Und die Banken streichen

letztendlich die Beute ein.»

«Und die Bankiers sagen kein Wort?»

«Natürlich nicht. Mein lieber Sam, Sie begreifen offenbar nicht, was eine Bank ist. Eine Bank, das sind nicht Mauern, Tresorräume und Stahltüren. Eine Bank ist

Vertrauen. Eine nicht vertrauenswürdige Bank kann Ihr Geld nicht schützen, egal wie dick ihre Mauern sind. Eine vertrauenswürdige Bank wird Ihr Geld immer schützen, auch wenn sie überhaupt keine Mauern

hat.»

Hoffman schüttelte den Kopf wie ein Student, der dem großen Professor nicht folgen kann. «Asad, Sie sprechen in Rätseln.»

«Nun gut», sagte Barakat mit einem strengen Nicken. «Ich werde versuchen, es Ihnen

zu erklären, aber Sie müssen gut zuhören. Die sicherste Methode, Geld zu besitzen, besteht darin, es überhaupt nicht zu besitzen. Wenn ich es auf eine Bank bringe, kann es zu mir zurückverfolgt werden. Aber wenn

jemand anders es für mich auf die Bank tut, dann ist das eine ganz andere Sache. Es gehört mir nicht mehr. Die Adresse ist nicht meine Adresse. Wenn ich also eine Milliarde Dollar verstecken möchte, mein lieber Sam, dann mache ich das am besten, indem

ich sie Ihnen gebe. Sie kann nie mehr zu mir zurückverfolgt werden. Aber wenn ich Ihnen vertraue, weiß ich, dass sie mir immer noch gehört, für immer.»

Sam schloss die Augen, während Barakat redete.

Was er da gerade beschrieb, war im Prinzip die gleiche Transaktion, die Jalal ihm fünf Jahre zuvor vorgeschlagen hatte. Sam fragte sich einen schrecklichen Moment lang, ob das Geld, das Jalal ihn gebeten hatte zu verstecken, dem Herrscher

gehört haben könnte.

«Und der Herrscher glaubte, in Hammud so jemanden gefunden zu haben?»

«Ganz genau. Er dachte, er könne Hammud vertrauen, und so machte er ihn zu seinem Banker

und übergab ihm die Kontrolle über sein Geld.»

«Und die Familie des Herrschers? Die sind doch seine Erben. Wieso können die nicht nach Genf gehen und seine Konten für sich beanspruchen?»

«Sie werden es mit

Sicherheit probieren, aber sie werden das Geld nie finden. Es waren immerhin Geheimkonten. Darum ging es ja gerade. Die Familie kann nicht wissen, wo sie überhaupt suchen soll, wenn Hammud es ihnen nicht sagt. Und ich

bezweifle sehr, dass er das tun würde. Wäre er dazu bereit gewesen, hätte er jetzt immer noch zehn Finger.»

«Die Familie könnte sich das Scheckbuch des Herrschers ansehen.»

«Sie verstehen offenbar nicht, wie Schweizer

Banken funktionieren. Es gibt keine Scheckbücher. Es gibt überhaupt keine schriftlichen Unterlagen. Die Schweizer Nummernkonten sind größtenteils korrespondenzlose Konten. Die Bank behält

sämtliche Auszüge in ihren Akten. Der Kunde muss persönlich erscheinen, um sein Konto einzusehen.»

Hoffman lächelte. «Die Schweizer sind paranoid.»

«Kann sein, aber in diesem Fall zu Recht. Bei so etwas Wichtigem wie Geld ist ein Geheimnis

kein Geheimnis mehr, wenn mehr als zwei Personen davon wissen. Wissen es mehr als zwei, wird daraus eine allgemein bekannte Tatsache. Und so sorgen die Schweizer Bankiers dafür, dass es keinen Briefverkehr gibt,

keine Unterlagen. Keine Spur. Sie sind ein ordentliches Volk. Sie möchten, dass die Identität eines Nummernkontos nur zwei Personen bekannt ist: dem Einleger und seinem Bankier. In manchen Fällen kann es vielleicht auch mal eine dritte

Person geben, einen Mittelsmann, der im Namen des Einzahlers handelt. Das war beim Herrscher mit Sicherheit der Fall, denn meines Wissens hat er niemals einen Fuß in die Schweiz gesetzt. Ich bin überzeugt,

dass er jemanden, auf den man nie kommt, als seinen Interessenvertreter ausgewählt hat. Mehr als überzeugt, ich weiß es. Und ich vermute, dass diese Person sich in diesem Moment mit Hammud in Gesprächskontakt

befindet.»

Er lächelte. Es war fast ein Zwinkern. «Aber das Entscheidende ist, mein lieber Sam, dass man einen Fehler macht, wenn man versucht, in so einen delikaten Vorgang einzugreifen. Einen sehr

gefährlichen Fehler. Wer so hart dafür gearbeitet hat, die Dinge geheim zu halten, wird eine Verletzung seiner Privatsphäre nicht tolerieren. Verstehen Sie mich?»

Hoffman drehte sich alles im Kopf. Es kam ihm

vor, als hätte er reinen Sauerstoff eingeatmet. Mit seinem Vortrag wollte Barakat ihm offenbar zu verstehen geben, dass er die Finger von Hammud lassen sollte, aber er verstand nicht, warum der palästinensische Banker es

auf eine so seltsame, umständliche Art tat. Er beschloss, eine letzte dumme Frage zu stellen. «Und was wird jetzt mit dem Geld passieren, Asad-bey?»

«Hammud wird es sich nehmen, das ist doch klar. Er hat den Vorteil, dass er

tatsächlich weiß, wo es ist oder war. Ich bin sicher, das Geld wird bald irgendwo anders hinverlegt.»

«Wieso es verlegen? Wieso es nicht da lassen, wo es ist?»

«Weil es hier um den

Irak geht. Vertrauen ist Mangelware. Wenn Geld im Spiel ist, kann kein Iraki einem anderen allzu lange trauen. Was glauben Sie, warum der Herrscher umgebracht wurde?»

«Geld?»

«Ja, natürlich. In der arabischen Welt geht es

immer nur um Geld, egal was Ihnen jemand erzählt. Wenn ein Geschäftsmann einen Auftrag bekommt, dann deswegen, weil er den Führer bestochen hat. Wenn ein Terrorist sich irgendwo niederlässt, dann deswegen, weil er den

Führer bezahlt hat oder der Führer ihn. Wenn jemand ein Staatsoberhaupt erschießt, dann deswegen, weil eine sehr große Summe Geld den Besitzer gewechselt hat. Verstehen Sie, worauf ich hinauswill, mein lieber Sam?»

Er hielt inne. Mit seinem runden Schädel und seiner geröteten Haut sah er aus wie der Mann im Mond. Sam saß bewegungslos da, immer noch im Unklaren darüber, wie viel Barakat eigentlich wusste, und darauf hoffend, dass

er fortfuhr.

«Ich versuche, Ihnen Folgendes klarzumachen: Es wäre unklug, sich mit Nassir Hammud anzulegen, es sei denn, man ist sehr gut bewaffnet. Und besonders unklug wäre es für eine junge Irakerin, sich mit ihm

anzulegen. Sie hätte nicht die geringste Chance. Dieser Hammud hat ein langes Gedächtnis.»

Sam spürte sein Herz klopfen. Barakat hatte einen Zahnstocher aus seiner Schublade geholt und stocherte sich damit in

den Zähnen. Er schien über Lina Bescheid zu wissen, aber Sam wollte ganz sichergehen. «Was ist mit dieser Irakerin, Asad-bey? Wieso hat Hammud solche Angst vor ihr?»

«Weil sie weiß, wo das Geld ist. Zumindest glaubt

Hammud das. Wie schon gesagt, hier geht es nur um Geld.»

«Und wenn sie gar nicht so viel weiß, wie er meint?»

«Dann ist ihr nicht zu helfen. *Haram.* Pech.»

Sam spürte, wie die

Worte wie ein Messer seine allzu weiche Haut durchbohrten. Er schloss die Augen und sah Lina vor sich, schlaff und leblos. Jetzt, da Barakat seine Botschaft losgeworden war, schien er das Interesse verloren zu haben. Der Banker lehnte

sich in seinem Sessel zurück, nahm eine Akte in die Hand und vertiefte sich in sie. Die Atmosphäre in dem Raum war frostig geworden. Das Gespräch war beendet.

«Asad, bitte. Sie haben mir Angst gemacht. Ich

brauche Hilfe.»

«Ich habe Ihnen schon viel zu viel geholfen», sagte Barakat. Er blickte auf seine Armbanduhr. «Es ist zu spät.»

«Bitte. Ein Menschenleben ist in Gefahr.»

Barakat schüttelte

bestürzt den Kopf.

«Mein lieber Sam, Sie sind ein Tor. Natürlich ist ein Leben in Gefahr. Hunderte von Leben sind in Gefahr. Tausende. Sie begreifen offenbar nicht, wie heikel diese Dinge sind. Sie sind vor einigen

Tagen hier aufgetaucht und haben mir die empörendsten Fragen gestellt, und ich habe versucht, Ihnen zu helfen, aus Respekt vor Ihrem Vater. Aber Sie haben mich getäuscht. Heute habe ich versucht, Ihnen klarzumachen, wie rutschig

dieser Hang ist, den Sie gerade erklimmen. Aber Sie scheinen immer noch nicht zu begreifen, und ich habe genug gesagt. Also bitte gehen Sie jetzt. Sie bereiten mir Kopfschmerzen.»

22

Hoffman saß in seinem BMW mit ausgeschalteten Scheinwerfern gegenüber von Linas Wohnung im Landsdowne Walk. Aus dem nachmittäglichen Regen war ein Dunstschleier geworden.

Er beobachtete die Leute, die die Häuser in der Straße betraten oder verließen, aber es schien sonst niemand das Gebäude zu überwachen. Er hatte schon seit fast zwei Stunden gewartet, als er eine Frau um die Ecke kommen sah. Sie trug

einen Regenschirm, der ihr Gesicht verdeckte, aber am Gang erkannte er Lina. Hoffman sprang aus dem Wagen und lief über die Straße. Er ergriff ihre Hand.

«Machen wir eine Spazierfahrt. Wir müssen

miteinander reden.»

Sie folgte ihm schweigend zum Wagen, und als sie saß, zog sie ihren Regenmantel aus. Sie war nass bis auf die Haut. Hoffman fuhr ein paar Straßen in westliche Richtung, um zu sehen, ob ihnen irgendjemand folgte,

und kehrte dann zur Hauptstraße zurück. Die Straßen glänzten vor Nässe, die im Scheinwerferlicht silbern wirkte.

«Es gibt ein Problem», sagte Hoffman. «Hammud ist wieder da.»

«Ich weiß», sagte Lina. «Er hat heute eine Versammlung in seinem Büro abgehalten, um seine Rückkehr zu feiern. Er sah sehr munter aus, als hätte er gerade im Lotto gewonnen.»

«Er hat Sie immer noch im Visier, Lina.»

«Wie meinen Sie das?»

«Ich meine, er macht sich Sorgen Ihretwegen. Er denkt, Sie haben rausgekriegt, wo sein Geld ist. Er denkt, Sie kennen alle seine Geheimnisse.»

«Woher wissen Sie das? Wer hat Ihnen das

gesagt?»

«Ein Bankier, den ich kenne und der eine Menge über Hammuds Geschäfte weiß. Er hat mich gewarnt. Sie sollten sich in Acht nehmen, weil Hammud der Überzeugung ist, dass Sie alles wissen, und er hat mir gesagt, dass er hinter

Ihnen her ist.»

«Scheiße», sagte sie.

Hoffman war überrascht. Er hatte sie noch nie fluchen hören.

«Oberscheiße», erwiderte er.

Sie lachte. Sie hatte ihn auch noch nie fluchen

hören. Aber das Lachen verstummte schnell wieder. «Und was soll ich tun?», fragte sie.

Hoffman überlegte einen Moment. Die Lage war auch nicht besser oder schlechter als einige Tage zuvor. Aber der Einsatz war höher. «Vielleicht

brauchen Sie eine Versicherungspolice», sagte er.

«Danke. Vielleicht möchten Sie der Begünstigte sein.»

«Das habe ich nicht damit gemeint. Vielleicht sollten Sie das haben, was

Sie nach Hammuds Meinung bereits haben; dann könnten Sie damit zur Polizei gehen oder einen Deal mit ihm vereinbaren. Das ist Ihr einziges Druckmittel. Sonst bleibt Ihnen nur die Alternative wegzulaufen.»

«Wie weit würde ich

denn kommen?», fragte sie. Aber sie meinte es nicht ernst. Sie wusste nicht, wohin sie fliehen sollte, und, entscheidender, sie wollte es gar nicht. «Ich habe es satt, immer wegzulaufen», sagte sie. «Und er würde

mich sowieso verfolgen, wenn er denkt, dass ich alle seine Geheimnisse kenne.»

Hoffman nickte. Es stimmte. Sie steckte inzwischen so tief drinnen, dass es nicht leicht war, überhaupt einen Ausweg zu finden. Der BMW wurde

langsamer, als sie sich dem Kreisverkehr von Shepherd’s Bush näherten. Hoffman fuhr Richtung Norden, wo das Gefängnis von Wormwood Scrubs lag, der Ort, den er sich für Nassir Hammud vorgestellt hatte.

«Und wie kann ich an diese Versicherung rankommen?», fragte Lina, während sie hinaus auf das dunkle, massige Gefängnis starrte.

«Sie brauchen die Dateien», sagte er. «Entweder das oder …» Er hielt inne, um sich eine

andere Möglichkeit zu überlegen.

«Oder was?»

«Oder Sie geben auf», sagte Hoffman.

Hoffman bot ihr an, zusammen essen zu gehen oder bei ihm zu

Hause noch einen Drink zu nehmen, aber es lag nicht viel Überzeugung in seiner Stimme. Er wusste, dass es nicht die richtige Nacht für so etwas war. Als er Lina vor ihrer Wohnung im Landsdowne Walk absetzte, gab sie ihm einen Kuss auf die Wange

und ging schnell nach oben. Sie saß über eine Stunde lang in ihrer dunklen Wohnung und grübelte darüber nach, wie sie das Computersystem von Coyote knacken könnte. Vorher, als Systemadministratorin,

hatte sie theoretisch Zugriff auf jede Datei gehabt. Zwar konnte ihre Tätigkeit überwacht werden, um sicherzugehen, dass sie sich nicht Hammuds Dateien ansah, jetzt aber hatte sie überhaupt keinen Zugang mehr zu

Hammuds Geheimnissen.

Das System sollte eigentlich unverwundbar sein. Und doch war es ein Glaubensgrundsatz unter professionellen Informatikern, dass es so etwas wie ein unverwundbares System

nicht gab. Es gab immer eine Backdoor. Lina versuchte sich daran zu erinnern, wer als erster in ihrem Umfeld diese Weisheit verbreitet hatte, und dann fiel ihr ein, dass es ihre Freundin Helen Copaken gewesen war. Nun war ihr klar, was sie

zu tun hatte: Sie musste Helen anrufen.

Helen Copaken war eine Computerspezialistin. Sie hatte in dem Informatik-Studiengang an der Universität die besten Noten erhalten, und als Lina nach ihrem Abschluss

zu Coyote Investment gegangen war, war Helen geblieben, um in Elektrotechnik zu promovieren. Helen arbeitete hauptsächlich zu Hause, und in dieser Isolation kultivierte sie das, was sie gerne ihre «Spinnerei» nannte. Es

machte ihr Spaß, sich in Internetforen herumzutreiben und die Leute, die sie nicht mochte, zu «flamen». Sie unterhielt sich alle paar Wochen mit Lina, meistens über Männer. Aber wenn es irgendjemanden gab,

der wusste, wie man in ein Computersystem einbricht, dann Helen.

Lina zog Regenmantel und Gummistiefel an und ging zum öffentlichen Fernsprecher in dem pakistanischen Lebensmittelladen um die Ecke. Er war leer bis auf

den Besitzer Mr. Ahmad. Lina legte die Hand um den Hörer, als ihre Freundin abnahm, und sprach im Flüsterton.

«Helen? Hier ist Lina Alwan. Ich hoffe, ich hab dich nicht geweckt.»

«Natürlich nicht. Die

Nacht ist noch jung. Was gibt’s Neues? Wie geht’s?»

«So lala. Hast du eine Minute Zeit? Ich brauche Hilfe bei einem Computerproblem.» Lina blickte den Gang hinunter zur Kasse. Mr. Ahmad las in einer Zeitschrift. Er schien seine Umgebung

gar nicht wahrzunehmen.

«Es ist ziemlich heikel. Wenn ich es dir erzähle, musst du mich schützen. Versprichst du mir das?»

«Na klar. Was du willst. Was ist los? Muss ja was Saftiges sein.»

Lina erklärte ihr Problem

in so allgemeinen Worten wie möglich. Es sei etwas bei ihrer Arbeit passiert und sie müsse im Computersystem an die persönliche Datei von jemandem herankommen. Er sei weg und sie habe nicht sein Passwort. Sie brauche Hilfe.

«Ich dachte, du bist Systemadministrator. Du müsstest zu jeder beliebigen Datei Zugang haben können.»

«Ja. Aber man hat mein Passwort geändert. Aus Versehen.»

«Hmmm», sagte Helen.

«Ich nehme an, du kannst kein neues bekommen.»

«Genau. Aber ich muss umgehend an diese Dateien rankommen. Und ich muss ziemlich diskret vorgehen.»

«Was ist das denn für ein Mist? Als Administrator kannst du dir alles

ansehen! Die Frage ist, wie du das machst, ohne neugierige Blicke zu wecken. Hmmm. Machst du regelmäßige Backups?»

«Natürlich. Wir haben ein Programm, das jeden Freitag durchläuft. Es kopiert sämtliche Dateien

auf eins dieser dicken Bänder.»

«Die heißen Exabyte-Bänder, Schätzchen. Was machst du mit denen?»

«Ich staple sie auf einem Regal, über dem Gerät.»

«Dann könnte man vielleicht dort anfangen. Besorg dir die

Sicherungsbänder.»

«Wieso? Die werden doch nie benutzt.»

«Eben. Da sind die gleichen Leckerbissen drauf wie im Online-System, aber die Leute vergessen sie. Außerdem kannst du damit irgendwo

anders hin, aus dem Büro raus, um daran zu arbeiten. Also würde ich da anfangen. Ganz bestimmt.»

«Aber wie komme ich in die Dateien, wenn ich die Sicherungsbänder habe?»

«Ich nehme an, ihr habt ein UNIX-System?»

«Ja.»

«Okay, dann müsste das klappen. Die Maschine, mit der du die Bänder abspielst, wird ein paar Jahre alt sein müssen. Drei oder vier, mindestens. Klar? Wenn du eine findest, solltest du

dich als *tech* anmelden. Und dein Passwort wird *nician* sein. Süß, nicht? Und erzähl *niemandem*, dass du das gemacht hast, weil das *mucho secreto* ist. Die Techniker haben diese Option in den alten UNIX-Maschinen in die Hardware eingebaut, damit sie

hineinkonnten, wenn die Anwender die totale Scheiße gebaut haben. Es ist ein *S-u-Zugang*, du kannst dir alles angucken. Und dann geht die Post ab.»

«Und was bedeutet *s-u*?»

«‹Superuser›, Dummchen. Ist ja nicht zu fassen, dass du das alles nicht weißt. Du hast Glück, dass ich so clever bin.»

«So ein Glück. Und wie komm ich an die Datei von diesem Typ, wenn ich erst mal drin bin? Erklär mir das.»

«Wenn du nur eine Liste haben willst, gib *tar tv* ein. Tar steht für ‹tape archive›, *tv* für ‹table of contents, verbosely›. Ich weiß, das klingt komisch, aber vertrau mir. *Tar tv.* Damit wird alles aufgeführt, was in seinem

persönlichen Verzeichnis steht.»

«Aber ich will nicht bloß eine Liste. Ich will die Dateien. Wie krieg ich die?»

«Das ist ein Kinderspiel für clevere Mädchen wie dich und mich. Gib *tar xv* ein. In diesem Fall steht

das *xv* für ‹extract, verbosely›. Dann ein Leerzeichen, dann Slash, dann *user* und nochmal Slash, dann den Namen dieses armen Idioten, dessen Dateien du dir unter den Nagel reißen willst, dann ein Sternchen,

das bedeutet, dass du alle Dateien sehen willst. Kapiert? Also *tar*, Leerzeichen, *xv*, Leerzeichen, Slash, *user*, Slash, Name, Slash, Sternchen. Hokuspokus! Ganz einfach. Wirklich. So, was kann sonst noch danebengehen?»

Lina blickte auf das Telefon und schüttelte den Kopf. «Alles. Ich will ja nicht dämlich klingen, aber ich darf keinen Fehler machen. Geh es noch einmal mit mir durch.»

«Erster Schritt: Besorg dir das Sicherungsband.

Zweiter Schritt: Finde ein altes Gerät mit einem Treiber, das das Band lesen kann. Dritter Schritt: Spiel den ‹Superuser› und zieh dein *Tar*-Programm durch. Vierter Schritt: Lies alles, was du willst, du ungezogenes Mädchen. Fünfter Schritt: Kopier dir

die Dateien, die dein Interesse wecken. Sechster Schritt: Tu das Band dorthin zurück, wo du es gefunden hast, seeehr vorsichtig, und niemand wird irgendwas bemerken. Siebter Schritt: Wenn du bei den gerade

genannten Schritten irgendwo einen Fehler machst, dann bist du geliefert. Ist das klar?»

«Fast. Wo finde ich ein Gerät?»

«Das Gerät in deinem Büro zu benutzen kommt nicht in Frage? Könntest du nicht spätnachts

hingehen, wenn niemand da ist?»

«Das wäre nicht klug.»

«Hier geht’s um was Superheikles, nehme ich an.»

«Und wie. Sonst würde ich dich nicht um Hilfe bitten.»

«Ach, was soll's. Es gibt an der Uni einen UNIX-Verarbeitungsrechner, der dein Zeug lesen kann. Er ist fünf Jahre alt, und ich *weiß* zufällig, dass er alles hat, was du brauchst. Wann willst du loslegen?»

«Morgen Mittag.»

«Also gut. Er steht in der

CompSci-Abteilung in der Gower Street, Raum 413. Weißt du noch, wo das ist? Morgen wird niemand da sein außer Shirley, der Sekretärin. Alle andern sind auf einer Tagung. Ich werde Shirley anrufen und ihr sagen, dass du das

Gerät benutzen willst. Sie wird nichts dagegen haben. Sie kennt sich überhaupt nicht aus.»

«Wirst du da sein?»

«Nein, ich bin auch auf der Tagung. Du bist ganz allein. Aber keine Sorge. Es ist nicht schwer. Und wenn man dich erwischt,

sag einfach, dass es dir leidtut. So mach ich das auch immer.»

Während Lina durch den Regen zurückging, ging sie in Gedanken noch einmal alle Schritte durch, die Helen beschrieben hatte. Es hörte sich alles einfach

an, aber das war das Problem mit Leuten wie Helen. Die hatten ein anderes Betriebssystem, wie sie es bezeichnen würde.

Die Nacht kam Lina wie ein ganzes Jahr vor. Sie versuchte zu schlafen, ohne Erfolg. Sie wälzte

sich im Bett hin und her und sah alle halbe Stunde auf den Digitalwecker mit seiner unerträglich präzisen Chronologie ihrer Schlaflosigkeit: 0:56. 1:48. 2:17. 2:34. 3:09. Schließlich stand sie auf und nahm eine

Schlaftablette, durch die sie sich am nächsten Morgen ganz groggy fühlte. Was, in gewisser Weise, ein Segen war.

23

Früh am nächsten Morgen bekam Lina in ihrem Büro Besuch von dem palästinensischen Sicherheitsbeamten, der den braunen Armani-Anzug getragen hatte. Heute trug er einen

olivgrünen Armani-Anzug, der an seiner ranken Gestalt wie an einer Schaufensterpuppe hing. Er sah scharfkantig und eckig aus. «Haben Sie ein Minütchen Zeit?», fragte er. Er lächelte, aber Lina war immer noch ganz nervös. Sie war erst einige

Minuten zuvor zur Arbeit gekommen und überlegte sich schon, ob es unbedenklich war, sich die Sicherungsbänder zu holen und wann der beste Zeitpunkt dafür wäre. Und schon bekam sie Besuch von dem

Sicherheitsbeamten.

«Darf ich mich setzen?», fragte er. Er war nicht nur «süß», wie Randa bemerkt hatte, sondern auch höflich und sprach Englisch mit einem amerikanischen Akzent. Lina deutete auf einen Stuhl. Ihr fiel auf, dass er braune

Wildlederschuhe trug, die aussahen, als stammten sie von Fratelli Rossetti in New York. Ein sehr untypischer Sicherheitsbeamter.

«Ich dachte, wir unterhalten uns mal», sagte er. «Weil ich ja ganz

neu hier bin und Sie jetzt schon seit – wie viel Jahren? – drei Jahren? – bei der Firma sind.»

«Gut», sagte Lina. «Reden wir.»

«Könnte ich mein Jackett ablegen?» Er zog das Jackett aus und hängte es vorsichtig über

die Stuhllehne. Es war wirklich von Armani. Er war eine ganz schöne Abwechslung zu dem Knoblauchmundgeruch, dem Gegrunze und Gestöhne der vorherigen Sicherheitsbeamten Hammadi und Alani. Lina

suchte einen Bügel.

«Wo haben Sie denn Ihr amerikanisches Englisch gelernt?»

«An der University of California in Santa Barbara», sagte er. «Aber jetzt bin ich meistens in Tunis. Oder war es, bis Mr. Hammud mich

engagiert hat. Ich heiße Hassan, aber meine Freunde in Kalifornien nennen mich Haas.»

«Okay, Haas. Was verschafft mir die Ehre?»

Er ignorierte die Frage, aber er hatte immer noch dieses freundliche,

entspannte Lächeln auf dem Gesicht. «Wie ich höre, hatten Sie vor kurzem einige Probleme. Mit Professor Sarkis.»

Lina fiel auf, dass Sarkis und nicht Hammud erwähnt wurde. «Ja, stimmt. Aber ich hoffe, ich bin nicht in irgendwelche

Schwierigkeiten geraten. Wie ich schon zu Mr. Hammud und Professor Sarkis gesagt habe, war ich immer bemüht, eine loyale Mitarbeiterin zu sein.»

«Nein, ich glaube, es liegt nichts Ernstes vor.

Sarkis ist jetzt Schnee von gestern, und ich glaube, Mr. Hammud würde gerne einen neuen Anfang machen.» Er drehte seine Hand langsam um, mit den kontrollierten Bewegungen eines Mannes, der gewohnt war, Fünfzig-Kilo-Gewichte zu stemmen.

Seine Handgelenke sahen wie dicke Brecheisen aus, gerade sichtbar unter den gestärkten Manschetten seines Hemds.

«Wirklich?»

«O ja, Ich glaube schon. Ich bin mir sogar ganz sicher, dass er das will.

Mr. Hammud ist gar nicht so ein übler Kerl, wissen Sie. Er arbeitet einfach nur zu viel. Zuviel Stress.»

Lina nickte. Zuviel Stress! Sie versuchte immer noch, den gutgekleideten jungen Mann einzuschätzen, der ihr da gegenübersaß.

Seine Stimme hatte die glatte, narkotisierende Wirkung eines teuren Hustensafts. Das Angsteinflößende an ihm war gerade diese Verbindlichkeit und eine Andeutung von unterdrückter

Gewalttätigkeit, die hinter der Kleidung und seinem Gehabe lauerte.

«Wir würden gerne sehen, wie Sie sich in Ihrem alten Job bewähren», sagte er. «Hier in der EDV. So wie vorher. Wie finden Sie das?»

«Wunderbar», sagte

Lina. «Vielen Dank.» Mit seinem wachsweichen Psychogelaber war er ihr unheimlicher als die alte Sorte von Schlägern.

«Also dann. Ich weiß, dass Sie eine Menge Arbeit zu erledigen haben, und ich wollte wirklich nur

kurz vorbeischauen und mich vorstellen. Wir freuen uns, Sie wieder hierzuhaben. Wenn Sie irgendwas benötigen, brauchen Sie mich nur zu fragen.»

Er nahm sein Jackett von der Stuhllehne und schüttelte ihr die Hand mit

einem Griff, der so wenig Fleisch und so viel Muskel hatte, dass er sich wie der eines Roboters anfühlte. Lina blickte ihm hinterher, wie er auf leisen Kreppsohlen den Flur entlangging, und versuchte sich darüber klarzuwerden,

ob er das wirklich alles gemeint hatte. Als sie wieder allein an ihrem Schreibtisch saß, kam sie zu dem Schluss, dass es eigentlich keine Rolle spielte. Ganz gleich ob er es ernst gemeint hatte, dass Hammud einen neuen Anfang machen

wollte: Ihr Entschluss stand fest. Sie brauchte nach wie vor ihre «Versicherung». Sie sah auf ihre Armbanduhr. Sie würde zur Mittagszeit loslegen. Es blieben ihr noch drei Stunden zum Totschlagen.

Als es auf halb eins zuging, begann sich die Buchhaltungsabteilung zu leeren. Lina sah zu, wie die «vertrauenswürdigen Mitarbeiter» zu den Aufzügen strebten. Der Computerraum, auf dem Flur direkt gegenüber

ihrem Büro, war leer. Sie hatte ihn den ganzen Vormittag über beobachtet, und es war niemand hineingegangen. Lina spähte zu ihrer Tür hinaus, den Flur hinunter. Es war niemand zu sehen. Sie ging schnell über den

Flur zum Computerraum und öffnete die Tür einen Spalt. Er war leer. Sie ging hinein und schloss die Tür von innen ab. Es war kühl und still. Die Hardware war an einer Wand aufgestellt, wie eine Reihe kleiner Kühlschränke. Mach schnell, ermahnte sich

Lina. Die Sicherungsbänder finden und nichts wie raus.

Sie konnte sie zuerst nicht finden. Die Regale, auf denen noch vor einigen Tagen Ordnung geherrscht hatte, waren jetzt mit Zuckertüten und

Plastiklöffeln übersät. Irgendjemand hatte ganz oben ein Männermagazin mit nackten Frauen offen liegen lassen. Yussef konnte einem nur noch leidtun, wirklich. Schließlich fand sie das aktuellste Band und stopfte es in ihre Handtasche. Sie

schnappte sich auch noch ein leeres Band, für den Fall, dass sie eine Kopie machen musste, und steckte es ein.

Sie überlegte sich kurz, ob sie auch noch das Handbuch für das Betriebssystem mitnehmen

sollte – eine umfangreiche Loseblattsammlung –, aber es war zu groß für ihre Tasche. Egal. Sie würde ein bisschen herumtüfteln müssen. Es war Zeit zu verschwinden. Sie ging auf Zehenspitzen zur Tür und lauschte auf Schritte, hörte aber nichts. Sie öffnete die

Tür ein paar Zentimeter, blickte in beide Richtungen und schlüpfte wieder auf den Flur hinaus. Nicht zurückschauen, sagte sie sich. Noch ein paar schnelle Schritte, und sie war so gut wie in Sicherheit. Sie schloss die

Augen, als sie die Tür zu ihrem kleinen Büro aufmachte, weil sie fast erwartete, Mr. Hammud dort vorzufinden, aber es war leer.

Aywa! Ja, vielleicht hatte sie den Bösen Blick gestern Nacht hereingelegt, als sie sich

im Bett hin und her gewälzt hatte. Oder vielleicht war das Böse Auge mit dem Herrscher gestorben. Sie holte ihren Mantel aus dem Schrank und sah wieder auf den Flur hinaus. Er war immer noch leer. Wo steckten nur alle? Sie ging

schnell zur Aufzugzeile und betete, dass keiner der Sicherheitsbeamten dort Wache hielt. Sie sah bloß eine britische Sekretärin von der anderen Seite, die ihre Nase in ein Buch gesteckt hatte. Es klappte. Der Böse Blick konnte sehen, wie sehr sie in den

letzten Wochen gelitten hatte, und er war nicht mehr neidisch.

Die Universität war in Bloomsbury, eine halbe Stunde mit der U-Bahn entfernt. Lina ging direkt in die U-Bahn und fuhr mit

der Piccadilly Line zum Russell Square. Es war bedeckt und nieselte; einer von jenen Tagen, wo die Londoner Kälte einem wie eine feuchte zweite Haut am Leib zu kleben schien. Lina steuerte auf das Uni-Gelände zu, wo sie drei Jahre in glücklicher

akademischer Selbstvergessenheit verbracht hatte. Die Tauben im Russell Square sahen so aus, als hätten sie sich seitdem nicht vom Fleck gerührt.

Lina ging direkt in die Mathematisch-technische

Fakultät und nahm den Aufzug zur Informatikabteilung in den vierten Stock. An der Tür stand ein alter Rentner in einer blauen Uniform, der das Gebäude bewachen sollte. Aber als Lina ihn anlächelte, tippte er bloß an den Hut und lächelte

zurück. Shirley, die Abteilungssekretärin, wartete in ihrem Büro, genau wie Helen gesagt hatte. Sie las die *Sun*. Sie erinnerte sich an Lina von früher oder tat zumindest so. Lina entschuldigte sich dafür, dass sie sie an

einem Tag, an dem niemand da war, störte. «Kein Problem», sagte sie und wandte sich erneut ihrem Boulevardblatt zu. Wie schön, sich wieder in der schlampigen Umarmung der Engländer zu befinden.

Linas größtes Problem

war die Zeit. Sie musste den Teil des Bandes finden, auf dem sich die geheimen Daten befanden, ihn kopieren und wieder ins Büro zurückkommen. Sie fand ein Laufwerk und lud das Band. Mit einem Surren fing der große

Rechner an, die Informationen zu verarbeiten. Es dauerte fast vierzig Minuten, viel länger, als Lina gedacht hatte. Aber schließlich war das System geladen, lief und emulierte das System bei Coyote. Sie sah auf ihre Uhr. Es war schon

nach zwei.

Sie setzte sich ans Computerterminal. Ein Aufforderungszeichen verlangte einen Benutzernamen. Lina tippte *tech* ein, so wie Helen sie angewiesen hatte. Das Gerät erkannte

den Namen und verlangte ein Passwort. Lina tippte *nician* ein. Die nächste Zeile erschien mit einem neuen Aufforderungszeichen, #, und Lina begriff, dass sie drin war. Sie tippte, nur zur Sicherheit, *whoami* ein, und das Gerät antwortete

tech. Die Backdoor hatte funktioniert!

Jetzt musste Lina nur noch Hammuds Dateien finden, Kopien machen und verschwinden. Sie versuchte sich gerade an Helens Anweisungen zu erinnern, als sie draußen

im Flur Schritte hörte. Sie erstarrte, befürchtete, dass das Klickern der Tastatur durch die Tür hindurch hörbar sein könnte. Die Schritte wurden langsamer, als sie sich der Tür näherten. Das war seltsam. Helen hatte gesagt, es würde kein

Mensch da sein. In ihrer plötzlichen Angst fragte sich Lina, ob vielleicht einer von Hammuds Schlägern sie bis zum Russell Square verfolgt hatte. Was war sie für ein Dummkopf! Sie hätte sorgfältiger darauf achten

sollen, ob sie überwacht wurde. Lina meldete sich schnell am Gerät ab. Die Schritte hatten sich immer noch nicht von der Tür entfernt, und Lina meinte, jemanden atmen zu hören. Sie erhob sich vom Terminal und ging zur Tür. Besser irgendwas tun, als

einfach nur dazusitzen und sich zu verstecken. Sie schloss die Augen und zog die Tür auf.

«Hallo, Liebes», sagte Shirley. Sie wirkte kein bisschen verlegen, dass sie ertappt worden war. «Ich hab mich nur gefragt,

wie Sie vorankommen. Möchten Sie eine Tasse Tee?»

«Nein, danke», sagte Lina. «Ich möchte nichts trinken.»

Shirley senkte vertraulich die Stimme. «Die werden bald von ihrer Tagung wiederkommen.

Dachte, das würden Sie gerne wissen.»

Lina nickte. «Ich gehe bald. Versprochen.»

«Danke auch», sagte Shirley und schlurfte wieder den Flur entlang zu ihrem Büro. Als Lina die Tür diesmal zumachte,

schob sie den Riegel vor und schloss ab.

Sie machte sich wieder an die Arbeit, meldete sich mit *tech* an und gab dann vorsichtig, so wie Helen es ihr gesagt hatte, *tar xv/user/hammud/** ein und rief ein Verzeichnis von sämtlichen persönlichen

Dateien Hammuds auf. Das Bildschirmbild löste sich auf und baute sich sofort wieder vor ihren Augen auf, und siehe da, die ersten geheimen Dateien erschienen auf dem Bildschirm. *Mazbout!* Sie hatte es geschafft! Das

Verzeichnis umfasste dreiundzwanzig Posten. Sie sahen allesamt verdächtig aus. Sie wusste, welche Datei sie zuerst haben wollte. Sie gab *more oscartrading* ein.

Die Datei war ein schlichter Text von einer Seite Länge

mit folgendem Wortlaut:

OSCAR TRADING, S.A.

Eduardo Larsen,

Präsident

Omar Sanchez,

Schatzmeister

Julio Castillo, Sekretär

Co Arsen y Castillo,

Abogados

Avenida México y Calle 17 Este

Panamá 1, República de Panamá

Tel: 507-25-60 88

Konto-Nr. 38.50813, Banque des Amis. 18 Hendriks Pl. Curaçao, Netherlands Antilles.

Büro Tunis: Oscar D. Fabiolo.

Tel: 216-1-718-075.

Nur im Notfall: R. Z. Hatton, 1700 J Street, N. W, Washington, DC 20036, USA. Tel: 202-555-92 37.

Es gab keine Zeit, darüber zu rätseln, was das Dokument bedeutete. Neben dem System stand ein Laserdrucker. Sie gab Print ein. Kurze Zeit später hörte sie den Pfeifton der Walzen, die für den Druckbetrieb warm liefen. Es war zwanzig nach zwei.

Man würde sich bald fragen, wo sie steckte. Sie würde es nie schaffen, die restlichen zweiundzwanzig Dateien auszudrucken. Sie beschloss, noch ein paar auszudrucken, die ihr wichtig erschienen, und den Rest für ein anderes

Mal aufzuheben, wenn sie ihre eigene Kopie hatte. Sie studierte das Verzeichnis. Die mit «Konten» bezeichnete Datei klang interessant. Sie gab den Befehl *more accounts* ein, und schon sprang der erwünschte Text auf den Bildschirm.

Es war einfach eine Liste von fünf Firmen mitsamt Adressen, gefolgt von Zahlenreihen, bei denen es sich offenbar um Bankkontonummern handelte:

Lincoln Trading, Ltd.

Rawson Square, PO Box J-3026, Nassau, Bahamas. OBS # N4 808.537-0

Garfield Investment, Ltd.

Rawson Square, PO BOX J-3026, Nassau, Bahamas. OBS # N4 808.537-1

Wilson Transport, Inc.

Apartado 623,

Panama City,

Panama. OBS # B2

218.411-0

Adams Investment, Inc.

Apartado 623,

Panama City,

Panama. OBS # B2

218.411-1

Buchanan Trading, Inc.
Apartado 623,
Panama City,
Panama. OBS # B2
218.411-2

Während sie auf die Liste starrte, kam Lina darauf, dass da irgendjemand

Humor hatte. Die Tarnfirmen, die die wahre Eigentümerschaft von Coyote Investment verbargen, waren alle nach amerikanischen Präsidenten benannt. Was bedeutete OBS? Das musste die Organisation de Banques Suisses sein.

Professor Sarkis hatte ihr einmal, vor langer Zeit, als er ihr noch vertraute, gesagt, niemals irgendwelche Fragen über die Organisation de Banques Suisses zu stellen.

Sie gab auch hier den

Druckbefehl ein und ging weiter zur letzten Seite der Kontendatei. Es war ein Tabellenkalkulationsblatt für Geldtransfer. Es waren wieder dieselben fünf Firmen aufgeführt, aber diesmal stand neben jeder eine Aufstellung der Kontobewegungen, Ein-

und Ausgänge des letzten Quartals, 1. Januar bis 31. März. Jede Kolonne hatte eine Endsumme. Die Zahl war die gleiche für alle fünf Konten: $21,128,056. Sie fragte sich, wie viel Hammud wohl abgesahnt hatte, bevor er diese

Summen gutgeschrieben hatte.

Es ging auf halb drei zu. Sie wusste, dass sie mit ihrem Glück spielte, aber sie wollte so viele Informationen bekommen wie möglich, bevor sie gehen musste. Sie ging noch einmal zum

Verzeichnis zurück und sah den Dateinamen *emergency*. Was war das? Sie gab den Befehl *more emergency* ein, und im nächsten Moment erschien der Text auf dem Bildschirm. Es war der kürzeste von allen. Er

lautete insgesamt nur:

M. 11, Rue des Banques. No. Z 06862I.
Code: 0526.

Lina betrachtete die beiden kurzen Zeilen und fragte sich, was sie wohl bedeuten könnten. Was

war bloß der Code? Es gab keine Zeit mehr, sich darüber Gedanken zu machen. Sie gab den Druckbefehl ein. Wieder im Verzeichnis fand sie den Dateinamen «Banken» und ließ erneut ausdrucken. Es handelte sich um eine Liste mit Adressen und, so

vermutete sie, Telefonnummern. Oder vielleicht waren es auch Bankkontonummern.

1. Obelisk Bank. Grayson House, Ecke Vernon und Charlotte Streets, Nassau, Bahamas. 34.01.98.

2. Banque Metropole. 460 Boulevard René-Levasque, Suite 180, Montreal, Kanada. 0-4877.
3. Crédit Ottoman. 28, Rue de Penthievre, Paris, Frankreich. LM5-R16.
4. Ordway Bank. 28 Fort

Street, Grand Cayman, British West Indies 6203.

5. Banque des Amis. 18 Hendriks Pl., Curaçao, Netherlands Antilles 72.45813.
6. Bancobraga. Calle 51 Este, Marbella,

Panama. 50876J.

7. New World Bank. 79 Mignot Plateau, St. Peter Port, Guernsey, Channel Islands. D11870.6.
8. Tariqbank. 48 King Faisal Road, Manama, Bahrain. TL 8078.

Es war inzwischen nach halb drei. Sie musste jetzt gehen. Unbedingt, sofort. Sie hatte nur vier der dreiundzwanzig geheimen Dateien ausdrucken können, aber ihr blieb keine Zeit mehr. Sie holte ihre magere Ausbeute aus

dem Drucker: fünf Blätter Papier. Sie faltete sie vorsichtig zusammen und steckte sie in die Innentasche ihrer Jacke.

Das Band. Sie hatte es immer noch nicht kopiert! *Khalas!* Hoffman wäre enttäuscht, wenn sie es

nicht irgendwie schaffte, Hammuds Dateien zu kopieren. Auf dem Schreibtisch neben dem Terminal entdeckte sie einen braunen Umschlag. Sie nahm ihn spontan und schrieb vorne drauf: «Helen Copaken/Persönlich». Sie

legte das Band zusammen mit einem schnell hingekritzelten Zettel hinein: «Helen: Bitte mach eine Kopie von ‹user/hammud/*› und nimm sie mit nach Hause. Keine Fragen. xxx/ooo. L.» Sie klebte die Klappe so

fest zu, wie sie konnte. Auf dem Weg nach draußen gab sie Shirley den Umschlag mit der kurzen Mitteilung: «Helen hat mich gebeten, das hier bei Ihnen abzugeben. Sie sagt, es sei wichtig.»

Shirley strahlte. Sie war gerne hilfsbereit.

Lina nahm sich ein Taxi zum Büro zurück. Der Verkehr war flüssig, und kurz nach drei hatte sie Knightsbridge erreicht. Sie war bei ihrer Rückkehr weniger nervös als beim Weggehen. Sie hatte das

Sicherungsband nicht mehr bei sich, nur das leere, das sie mitgenommen hatte, um eine Kopie zu machen. Als sie den fünften Stock erreichte, gab sie den Code in das Ziffernschloss ein und betrat die Buchhaltungsabteilung. Es

war überall totenstill.

«Hallo», rief sie in Richtung von Randas Büro. Aber dort war niemand. Sie eilte zu ihrem Büro und erschrak, als sie die Tür öffnete.

Auf ihrem Tisch saß der aalglatte

Sicherheitsbeamte mit dem schnieken Anzug. Hassan machte die Tür zu. Er lächelte nicht mehr. Lina bekam einen trockenen Mund, und ihre Fingerspitzen fühlten sich taub an.

«*Yumma!*», flüsterte sie. Es bedeutete einfach nur

«Mama!».

24

«Wo ist das Band?», wollte Hassan wissen. Er hatte Linas Handgelenk gepackt, als sie den kleinen Raum betrat, und drückte es wie ein Stück Brennholz. Sein Gesicht hatte die beherrschte kalifornische

Miene von vor einigen Stunden verloren und jetzt härtere, mediterrane Züge angenommen. Linas Mund stand offen. Ein Laut entwich ihm, der zugleich ein Stöhnen und ein Aufheulen vor Angst war – während er den Griff um ihr Handgelenk verstärkte.

Er hatte die Ärmel seines feinen Baumwollhemds hochgekrempelt, und seine bloßen Unterarme sahen so dick und hart wie Stahlrohre aus. «Wo ist es?», wiederholte er.

«Was für ein Band?», sagte sie, benommen und

nach Luft schnappend.

Es war die falsche Antwort. Hassan zog sie mit seiner rechten Hand zu sich heran und schlug ihr mit der Linken ins Gesicht. Sie sank zu Boden, wurde aber wieder wie eine Marionette hochgerissen. Hassan stieß sie gegen die

Wand. Ein Rinnsal von Blut floss ihr aus der Nase. Er drückte ihr einen seiner breiten Unterarme gegen die Kehle, presste sie fest gegen die Wand, schob ihr dann sein Knie zwischen die Beine, sodass sie im Schritt und am Hals

festgenagelt war wie ein Käfer. «Wo ist das Band?», wiederholte er. «Wir wissen, dass du es weggenommen hast. Wo ist es?»

«Handtasche», sagte sie würgend. «In meiner Handtasche.»

«Braves Mädchen»,

sagte Hassan. Er zog Knie und Unterarm zurück und zerrte sie am Handgelenk zum Schreibtisch, wo ihre Handtasche lag. Er leerte sie aus. Das leere Exabyte-Band fiel klappernd auf den Tisch. «SONY» stand in

leuchtenden Buchstaben darauf. Der Palästinenser hob es auf, untersuchte es zuerst begierig, dann zornig. Es war noch unberührt in seiner Zellophanverpackung. Er schleuderte es gegen die Wand, zertrümmerte das Band in seiner

Verpackung.

«Nicht dieses Band, du Schlampe!» Er packte sie im Nacken und knallte ihren Kopf auf die Tischplatte. «Das ist das falsche.» Er zog sie hoch und rammte ihren Kopf wieder gegen den Tisch.

«Wo ist dieses verfluchte Band?»

Lina rang nach Atem. Beim letzten Schlag war ihre Stirn aufgeplatzt, sodass ihr Blut ins Auge lief. Sie hörte dumpf die Stimme des palästinensischen Sicherheitsbeamten, der

über ihr stand und dieselbe Frage wiederholte. «Wo ist das Band?» Der Schmerz in ihrem Kopf war so heftig, dass Denken unmöglich war. Wenn sie nicht antwortete, würde er sie wieder schlagen. Sie wusste, sie würde

irgendwann gestehen, um die Schmerzen zu vermeiden, und er würde die Computerausdrucke in ihrer Tasche finden, und er würde sie vernichten.

«Wo ist das Band?», schrie er wieder.

«Ich weiß es nicht», rief sie. Aber sie wusste, dass

die Zeit knapp wurde. Seine Finger klammerten sich so fest um ihren Hals, dass sie das Gefühl hatte, ihr würden gleich die Knochen brechen.

«Wo hast du es hingetan, du Schlampe?» Er glühte vor Zorn und griff

mit jedem Wort fester zu. «Du hast es deiner Freundin Randa gegeben, stimmt's?»

«Was?», keuchte Lina. Sie hörte die Worte, aber sie konnte nicht nachdenken.

«Das Band ist bei Randa, stimmt's?», brüllte

er wieder.

«Ja», hörte sie sich antworten. Es war egal, was sie sagte. Früher oder später würden sie merken, dass sie gelogen hatte. Aber wenigstens könnte sie damit etwas Zeit gewinnen.

«Es ist bei Randa. Ich habe das Band bei Randa versteckt.»

Hassan riss ihren Kopf an ihren kurzen schwarzen Haaren vom Tisch hoch und schleuderte sie wieder gegen die Wand. Er legte ihr seine Hand über den Mund und drückte so fest

zu, dass sie meinte, ihre Wangenknochen würden zerbrechen. «Wenn du lügst, wirst du sterben», sagte er. «So, wo wohnt Randa?»

Er führte Lina über die Hintertreppe hinaus. In der

Gasse, neben dem Müllcontainer, wartete eine Jaguar-Limousine mit einem Fahrer. Zu Hassan war ein zweiter palästinensischer Sicherheitsmann gestoßen, den er Abu Raad nannte. Sie hielten Lina an den Ellbogen und

stießen sie zum Auto. «Keinen Ton», fauchte Hassan. Er hatte ein Klappmesser aus der Tasche gezogen und richtete die lange schmale Klinge auf ihren Rücken. Sie stießen sie auf den Rücksitz, nahmen sie in

die Mitte und machten die Türen des großen Wagens zu. Hassan zerrte an ihrem Rock und zog ihn ihr bis zur Hüfte hoch. Dann presste er mit der anderen Hand ihre Knie auseinander und drückte die Klinge des Messers gegen ihre Scham, sodass

sie sich nicht bewegen konnte, ohne sich zu verletzen.

«Unternimm irgendwas wegen ihrer Stirn», sagte er. «Sieht übel aus. Könnte jemandem auffallen.»

Der Fahrer reichte eine Kleenex-Box nach hinten,

und Abu Raad tupfte grob das Blut weg, das sich über ihrem Auge und unter ihrer Nase bereits verkrustet hatte.

«Okay. Sag ihm, wie man zu Randa kommt, und mach keinen Scheiß.» Er verstärkte den Druck der Klinge, um seinen Worten

Nachdruck zu verleihen.

Lina nannte ihm eine Adresse in der Beltran Road in Chelsea, wo Randa wirklich wohnte. Sie hatte keine Ahnung, was sie tun würde, wenn sie zu der Wohnung kamen, aber sie wusste, dass sie dort

eine größere Chance hätte als im Büro. Sie fuhren in südlicher Richtung die Sloane Street hinunter, kamen unterwegs an einem Polizisten vorbei. Lina war kurz davor zu schreien, aber das Messer drückte fester gegen das Fleisch. «Keine Tricks»,

sagte Hassan. Sie fuhren langsam an Hans Place, Cadogan Square, Eaton Place vorbei – einige der teuersten Immobilien in der westlichen Welt, die Früchte von Weinbergen, die Tausende von Meilen entfernt in den

Außenposten des Empires gehegt worden waren und jetzt Saudis, Libanesen und Kanadiern gehörten. Der Wagen bog nach Westen in die King's Road ein und fuhr jetzt in Richtung Chelsea.

«Du bist ein sehr ungezogenes Mädchen»,

sagte Hassan und lockerte den Druck des Messers ein wenig. Er hatte etwas von seiner kalifornischen Jovialität wiedergefunden. «Weißt du, ich glaube, so wütend hab ich Mr. Hammud noch nie erlebt wie heute

Nachmittag, als ich ihm gesagt habe, dass das Band fehlt. Er hat richtig *getobt*. Wie bist du bloß darauf gekommen, dass du damit durchkommst? Hast du nicht gewusst, dass wir dich überwachen?»

«Nein», sagte Lina. Von

ihrer Stimme war nur noch ein heiseres Flüstern übrig.

«Du steckst wirklich tief in der Scheiße, Schätzchen», fuhr Hassan in seinem näselnden amerikanischen Akzent fort. «Weißt du das? Ich möchte nicht wissen, was

die mit dir in Bagdad anstellen werden. Die werden rauskriegen müssen, wovor du am meisten Angst hast. Leidest du an Klaustrophobie? Ich habe gehört, die begraben Leute gerne lebendig. Du kriegst einen kleinen Strohhalm

zum Atmen, und dann lassen sie dich da unten ein paar Tage lang liegen oder eine Woche lang oder vielleicht für immer. Oder Schlangen? Magst du die? Die werden in Bagdad viel Spaß mit dir haben.»

Er lächelte dieses

nichtssagende Santa-Barbara-Lächeln, als würde er in einem Werbespot im Fernsehen eine Saftpresse oder eine Küchenmaschine anpreisen.

«Und deine votzige Freundin Randa ebenfalls. Was für eine Schlampe!

Sie hat uns gesagt, sie würde dich im Auge behalten, und dann hat sie ein doppeltes Spiel mit uns getrieben. Mr. Hammud wird über sie nicht glücklich sein. Überhaupt nicht.»

«Sie weiß nichts», sagte Lina. «Ich hab ihr nichts

von dem Band gesagt.»

«Jaja. Genau. Erzähl mir doch nichts.»

Sie waren jetzt in Chelsea, fuhren an dem Industriegebiet mit den Gaswerken vorbei und hatten beinahe das Viertel erreicht, in dem Randas Wohnung lag. «Wo ist es,

verdammt nochmal?», wollte Hassan ungeduldig wissen. «Na los!»

«Die nächste links», sagte sie, die Richtung zur Wandsworth Bridge Road angebend. «Und dann rechts, auf die Beltran.»

«Welches Haus ist es?»

«Das da drüben.» Lina zeigte auf das dritte Haus auf der rechten Seite.

«Zweiter Stock.»

Der Wagen fuhr an den Bordstein. Hassan nahm das Klappmesser zwischen ihren Beinen weg.

«Aussteigen», sagte er. «Und komm nicht auf den

Gedanken, irgendwas zu versuchen, weil mein Freund Abu Raad hier eine Pistole hat, und er ist kein freundlicher Mensch.» Der andere Palästinenser zog eine Neun-Millimeter-Pistole aus seinem Schulterhalfter, sodass sie

den silbrigen Glanz des Laufs sehen konnte.

«Schön langsam jetzt», sagte Hassan.

«Vorsichtig.»

Lina stieg aus dem Wagen aus. Sie wusste immer noch nicht, was sie tun sollte. Die kurze Straße war völlig menschenleer.

Hassan packte sie am Handgelenk und zog sie auf die andere Straßenseite. Er hatte das Messer auf ihr Kreuz gerichtet, knapp über dem Gesäß. Lina blickte prüfend die Beltran Road entlang, als sie die Straße

überquerten, und betete darum, dass jemand kommen würde. Sie hatte es beinahe schon aufgegeben, als sie zwei Häuser weiter eine Gestalt in einem dunklen Mantel aus der Tür herauskommen sah. Er trug eine große Tasche um

die Schulter. Ein Postbote. Hassan zog sie hinter sich auf den Bordstein hoch. Er sah zu Randas Wohnung hinauf und überlegte, wie er hineinkommen könnte. Er hatte den Mann in dem dunklen Mantel noch nicht bemerkt.

Jetzt oder nie, dachte Lina. Entweder du unternimmst jetzt was, oder du wirst sterben.

Sie brauchte ihre ganze Willenskraft für diesen Schrei, aber er brach plötzlich hervor wie der Laut einer Trillerpfeife – schrill vor Entsetzen, das

ihr in Kehle, Lunge und Bauch saß. Hassan wirbelte zu dem Postboten herum, und in derselben Bewegung stieß er mit seinem Messer nach Lina. Sie aber fuhr herum und stürzte schreiend vom Bürgersteig auf die Straße.

«Halt!», schrie der Postbote. Er schlingerte ihnen wie in einer Art Zeitlupe entgegen, ein großer, freundlich aussehender Mann Mitte vierzig. Hassan sah erst zu ihm hin, dann zu Lina, die wieder auf den Beinen war, immerzu schreiend, als

wollte sie die Toten zum Leben erwecken. Der Palästinenser war einen Augenblick lang wie erstarrt, überlegte, wohin er sich wenden sollte. Aber sein Kollege, Abu Raad, handelte entschlossen. Er richtete seine Pistole auf

den Postboten und drückte ab. Der Postbote ging zu Boden. Die Schüsse hallten durch die schmale Straße, und von mehreren Fenstern ertönten Schreie.

«Scheiße!», brüllte Hassan.

Lina rannte jetzt, so schnell sie konnte, zurück

Richtung Wandsworth Bridge Road. Der Fahrer war aus dem Jaguar gestiegen und machte Anstalten, sie zu verfolgen, aber er war zu dick und zu schwerfällig; immer noch schreiend, rannte sie mit dem Adrenalinschub eines

Menschen weiter, der sich noch wenige Augenblicke zuvor für so gut wie tot gehalten hatte. Es kamen jetzt, angelockt von dem Krach, Leute von der Hauptstraße her, und mehrere gingen auf die beiden Palästinenser zu. Abu Raad zielte auf Lina

und drückte ab, aber sie lief geduckt, und der Schuss verfehlte sie. Als der Schuss losging, gingen die Fußgänger in Deckung, und bevor Abu Raad noch einmal schießen konnte, war Lina um die Ecke gebogen und

verschwunden.

«Verfluchte Scheiße!», schrie Hassan. «Steig ein!», brüllte er Abu Raad zu. «Los.»

Der Palästinenser gab noch einen Schuss in die Luft ab und rannte dann mit Hassan zusammen zum Jaguar. «Soll ich ihr

hinterherfahren?», fragte der Fahrer.

«Vergiss sie», schnaufte Hassan. «Sieh zu, dass du hier wegkommst.»

Sie wurden einige Minuten später bei einer Polizeisperre auf der Wandsworth Bridge Road

angehalten. Die Schlagzeilen in der Spätausgabe des *Evening Standard* lauteten: PLO-KOMMANDO BEI TERROR-ÜBERFALL GESCHNAPPT. In dem Artikel stand nichts über Coyote Investment oder über Nassir Hammud.

Aber angeblich suchte die Polizei eine dritte verdächtige Person, eine Araberin, die den Schützen geholfen hatte und zu Fuß geflohen war.

Lina nahm den erstbesten Bus auf der Wandsworth

Bridge Road. Die Wunde an ihrem Po war nur oberflächlich und hatte schon wieder aufgehört zu bluten, aber sie zitterte wie Espenlaub. Sie schlug ständig gegen ihre Jackentasche, um sich zu vergewissern, dass die Ausdrucke noch da waren.

Eine Frau, die in ihrer Nähe saß, wollte sie beruhigen, aber Lina sagte, es gehe ihr gut, wirklich, und die Frau ließ sie in Ruhe. Sie sah in ihrer Handtasche nach, ob ihre Brieftasche noch da war, und zählte ihr Geld.

Es reichte für ein Taxi. Sie wollte erst mal duschen und sich umziehen und dann überlegen, wie sie am Leben bleiben könnte.

In Fulham stieg sie aus und winkte einem schwarzen Taxi. «Notting Hill Gate», sagte sie zu

dem Fahrer. «Landsdowne Walk.» Aber als das Taxi von der Holland Park Avenue in Richtung ihrer Wohnung abbog, sah sie, dass direkt gegenüber ein Mann auf einem Motorrad hockte und wartete.

«Mist», sagte Lina und

duckte sich tief in den Sitz.

«Wie bitte, Miss?», sagte der Fahrer.

«Fahren Sie weiter», sagte sie schnell. «Nicht anhalten.»

Er drehte sich um und beäugte sie misstrauisch, aber er behielt den Fuß auf dem Gaspedal. «Und wo

soll’s dann hingehen?»

«North Audley Street», sagte Lina.

Der Fahrer fuhr wieder Richtung Osten die Bayswater Road hinunter und bog kurz hinter Marble Arch in Hoffmans Straße ein. Aber als sie sich dem

Eingang seines Gebäudes näherten, sah Lina eine andere Gestalt, die in einem Lieferwagen saß und Hoffmans Tür bewachte. Der Fahrer fuhr langsamer, machte Anstalten anzuhalten. Lina duckte sich wieder und hielt sich die Hand vors

Gesicht.

«Bitte weiterfahren. Nicht hier anhalten. Tut mir leid. Falsche Adresse.»

Der Fahrer warf ihr einen Blick zu, als sei sie geistesgestört. «Und wohin jetzt?»

«Irgendwohin», sagte

sie. «Buckingham Palace. Ich will eine kleine Stadtrundfahrt machen.»

Er schüttelte den Kopf, befolgte aber ihre Anweisung. Es war Lina egal, dass er sie immer wieder im Rückspiegel beobachtete. Unter den Umständen war das

beinahe beruhigend.

Einige Minuten später rief Lina von einer Telefonzelle im Birdcage Walk, kurz hinter dem Buckingham Palace, Hoffman an. Ihre Stimme war zittrig. Er fragte sie sofort, ob alles in

Ordnung sei.

«Nein», sagte sie. «Überhaupt nicht. Zwei von Hammuds Leuten haben gerade versucht, mich umzubringen. Ich bin ihnen gerade eben noch entwischt. Aber ich habe die Beweise, über die wir gesprochen haben. Sieht

ziemlich gut aus, wenn ich sie entschlüsseln kann.»

«Um Gottes willen! Wie sind Sie ihnen entkommen?»

«Ich bin gerannt. Ich renne immer noch.»

«Haben Sie die Polizei benachrichtigt?»

«Nein. Aber ich habe das Gefühl, dass sie vielleicht bald nach mir suchen wird. Einer von Hammuds Jungs hat einen Postboten angeschossen.»

«Wo sind Sie? Ich komme Sie sofort holen.»

Sie überlegte kurz. Sie brauchte ihn, und sie

brauchte ihn nicht. Er könnte ihr helfen, und er könnte ihr schaden.

«Vielleicht komm ich im Moment besser allein zurecht, Sam. Sie werden von denen überwacht. Wenn Sie versuchen, mich zu treffen, wird man ihnen

folgen.»

«Wovon reden Sie?»

«Ich hab vor ein paar Minuten einen Mann in der Audley Street gesehen. Ich wollte eigentlich zu Ihnen, aber als ich diesen Mann auf Ihrer Türschwelle entdeckt habe, dachte ich, das ist vielleicht doch nicht

so eine gute Idee.»

Hoffman sah aus dem Fenster und betrachtete den Mann in dem blauen Lieferwagen. «Sie haben recht», sagte er. «Was werden Sie jetzt tun?»

«Ich tauche unter. So sagt ihr Spione doch dazu,

oder?»

«Ich bin kein Spion, verdammt nochmal. Ich kann Spione nicht ausstehen. Ich bin schon mein ganzes Leben damit beschäftigt, Spionen aus dem Weg zu gehen.»

«Auf Wiedersehen, Sam. Ich melde mich

sobald wie möglich wieder, von irgendwo.»

«Moment mal. Können wir nicht ein Treffen arrangieren, in einem Park oder irgendwo? Ich kann meinen Beschatter abhängen.»

«Sehen Sie? Sie sind

doch ein Spion.»

«Nein, bin ich nicht. Ich bin Ihr Freund. Sie bedeuten mir sehr viel. Und Sie sind meine Klientin.»

Das Piepzeichen ertönte, signalisierte, dass es Zeit war, weitere Münzen einzuwerfen. «Das

ist nett von Ihnen», sagte Lina. «Aber ich muss jetzt weiter. Ich hab kein Geld mehr.»

Hoffman begann wieder zu reden, sie anzuflehen, aber die Leitung war plötzlich tot.

Lina kannte ihr nächstes

Ziel. Sie winkte einem der Taxis, die Richtung Embankment fuhren. «Fahren Sie mich nach Blackheath», wies sie den Fahrer an. «Irgendwo in die Nähe von Greenwich Park.»

«Das ist aber ein weiter Weg, Miss», sagte der

Taxifahrer zweifelnd. Eine zwanzig Pfund teure Taxifahrt zu keiner bestimmten Adresse. Lina schloss die Augen und lehnte sich in dem tiefen Ledersitz zurück. Als sie eine halbe Stunde später Blackheath erreichten,

bezahlte sie und ging dann zu Fuß ein paar hundert Meter weiter zu einem kleinen Reihenhaus in der Westgrove Lane. Sie blieb unterwegs stehen, überquerte die Straße und ging noch einmal zurück, um sich zu vergewissern, dass sie nicht verfolgt

wurde. Nach einem letzten verstohlenen Blick drückte sie die Klingel.

25

«Du siehst ja ziemlich beschissen aus!», sagte Helen Copaken, als sie die Tür aufmachte. «Was ist mit dir passiert?» Sie hatte schwarze Jeans und ein weißes T-Shirt an, ohne BH, und ihre langen

gelockten Haare waren mit einer hölzernen Haarspange auf dem Kopf hochgetürmt. Helen lebte in einer Nische irgendwo zwischen spätem Bohemien und frühem Punk. Ihr Aussehen und ihre Kleidung gehörten zu dem Schutzmantel einer

Frau, die immer klüger gewesen war als alle um sie herum, einschließlich jener Männer, die das Feld beherrschten. Sie scheute sich einfach nur, ihre Schönheit zu zeigen, und das schien ihr so zu gefallen. Als sie noch

zusammen an der Universität gewesen waren, hatte sie sich von Lina wie von einer Art Blindenhund in die reale Welt führen lassen.

«Hallo», sagte Lina schwach. «Darf ich reinkommen?» Helen zog sie herein und gab ihr

einen Kuss auf die Wange und trat dann zurück. «Im Ernst, Lina. Du siehst wie das reinste Nervenbündel aus. Was hast du bloß angestellt? Ist alles in Ordnung?»

«Nein, nichts ist in Ordnung. Ich hab Ärger.»

Helen warf einen genaueren Blick auf Linas Gesicht. «Was ist mit deiner Stirn passiert? Und deiner Nase? Hat dich jemand zusammengeschlagen?»

Lina nickte. Sie war plötzlich kurz davor loszuweinen, nachdem sie

so viele Stunden hatte tapfer sein müssen. «Leute aus meinem Büro haben versucht, mich umzubringen», sagte sie.

Helen verstand sie nicht richtig. Sie dachte, Lina mache einen Witz. «Das wundert mich nicht, nach

diesem Coup mit den Bändern. Leute aus meinem Büro wollen mich übrigens auch umbringen. Der Abteilungsleiter war gar nicht erfreut.»

«Hast du eine Kopie gemacht?»

«Ja! Hab sie hier. Willst du mir mal sagen, worum

es hier eigentlich geht?»

«Nicht jetzt. Vielleicht später. Aber das hab ich ernst gemeint, Helen. Leute aus meinem Büro wollen mich umbringen.»

«Wollen sie dich umbringen oder bloß verstümmeln?»

«Das ist kein Witz, verdammt nochmal. Heute Nachmittag haben mich zwei Typen vom Büro gekidnappt, als ich von der Uni wiederkam. Sie wollten mich nach Bagdad bringen, aber ich bin ihnen entkommen. Und dann haben sie einen Postboten

angeschossen. Wahrscheinlich steht das alles morgen in der Zeitung.» Tränen begannen ihr aus den Augen zu kullern.

«Lina!», sagte Helen und legte die Arme um sie, als sie endlich begriff, dass

ihre Freundin genau das meinte, was sie gesagt hatte. Sie ließ Lina eine Weile weinen, kam dann mit einer heißen Tasse Tee wieder, einem Verbandskasten, um ihre Wunden zu verbinden, und einem Teller mit Keksen und einer Schale Eiskrem.

Erst als sie ihre Freundin versorgt hatte, stellte Helen die Frage.

«Warum sollte dich jemand umbringen wollen?»

Lina zögerte einen Moment, bevor sie antwortete. «Willst du das

wirklich wissen? Es ist nämlich gefährlich, und du musst mir versprechen, es niemandem weiterzuerzählen.»

«Ich will es wirklich wissen. Und ich werde es keiner Menschenseele erzählen.»

«Die wollen mich

umbringen, weil sie denken, dass ich weiß, wo der Herrscher des Irak sein Geld versteckt hat.»

«Man fasst es nicht! War’s das, wonach du in den Dateien gesucht hast?»

«Ja. Leider haben sie

rausgekriegt, dass ich das Band habe mitgehen lassen.»

«Man fasst es nicht!», wiederholte sie. «Das Problem ist also, wie wir dich aus dieser Scheiße wieder rausholen?» Sie war jetzt sehr professionell, nachdem sie

beschlossen hatte, für die Regelung von Linas Problemen zuständig zu sein. «Wie lange wird es dauern, bis Gras über diese ganze Sache gewachsen ist?»

«Keine Ahnung. Ein paar Jahre. Schwer zu sagen,

aber ich glaube, es wird schon eine ganze Weile dauern. Es geht um ziemlich viel Geld.»

«Wie viel?»

«Ein paar Milliarden wahrscheinlich.»

«Dollar oder Pfund?»

«Dollar. Aber kommt es darauf an?» Lina erklärte,

so gut sie konnte, was während der vergangenen Woche passiert war und was sie auf ihrem Ausflug in Nassir Hammuds Dateien entdeckt hatte, und berichtete dann von der Beschattung durch verschiedene arabische

Geheimpolizisten, seitdem sie über die Beweise für die Geheimkonten gestolpert war. Sie erwähnte jeden, nur nicht Sam Hoffman, das einzige Geheimnis, das sie für sich behalten wollte.

«Und was willst du jetzt tun?», fragte Helen, als

ihre Freundin ihren Bericht beendet hatte.

«Mich irgendwo verstecken, wahrscheinlich. Nach Hause kann ich nicht. Klar, dass ich nicht nach Bagdad will. Vielleicht verlasse ich das Land.»

«Wo willst du hin?»

«Ich weiß es nicht. Irgendwohin, nur nicht in den Nahen Osten. Das Geld ist in der Schweiz, das schließe ich zumindest aus dem, was ich in den Dateien gesehen habe. Vielleicht könnte ich dort hingehen und ihm

Gesellschaft leisten. Was meinst du, was ich tun sollte?»

«Abhauen. Still sitzen bleiben kannst du jedenfalls nicht. Wenn du das tust, werden sie dich kriegen und dich umbringen, was nicht

unbedingt wünschenswert ist.»

«Vielleicht könnte ich hierbleiben», sagte Lina und betrachtete die gemütliche Unordnung in Helens Haus. «Das wäre ideal, wenigstens für ein paar Tage.»

«Kannst du gerne

machen. Ich würde dich sehr gerne hierhaben. Aber sie werden dich hier finden.»

«Wie? Ich glaube nicht, dass ich verfolgt wurde.»

«Die brauchen dich nicht zu verfolgen, um sich auszurechnen, dass du bei

mir bist. Die werden dich finden. Wie oft hast du mich während des letzten Monats vom Büro aus angerufen?»

«Ich weiß nicht. Einmal. Vielleicht zweimal.»

«Also werden sie meine Nummer in euren Telefonabrechnungen

finden, und spätestens dann werden sie hier auftauchen. Deswegen kannst du hier nicht einfach herumhocken. Du musst in Bewegung bleiben.»

«Mein Gott, ist das grauenhaft.»

«Aber es ist auch cool. So ähnlich wie Lara in *Doktor Schiwago*.»

Lina schüttelte den Kopf. «Wenn du nochmal einen Witz machst, fang ich wieder an zu heulen. Wirklich. Ich komme mir wie eine Katze vor, die von einer Meute Hunde einen

Baum hochgejagt worden ist. Wie komme ich da wieder runter?»

«Soll ich ehrlich sein?»

«Natürlich. Das wärst du sowieso, oder?»

«Die Wahrheit ist: Du hast nicht viele Möglichkeiten. Sie sind alle

schlecht. Du musst dir also ein paar neue ausdenken.»

«Vielleicht sollte ich aufgeben. Zur Polizei gehen und ihnen die Wahrheit sagen und hoffen, dass die Schläger dann nicht wieder hinter mir her sind.»

«Keine Chance. Nichts

ist so unglaubwürdig wie die Wahrheit. Und die Polizei kann dich vor diesen Widerlingen nicht schützen. Sieh mal: Wenn du hier bleibst, werden dich Hammuds Männer irgendwann erwischen und dich dann foltern, um

herauszufinden, was du weißt. Die sind wahrscheinlich alle abartig. Impotent bei Frauen, wenn sie sie nicht fesseln. Die werden dich in eine Höhle im Jemen schaffen und nackt an einen Pfahl binden, dich mit Honig beschmieren und von

Ameisen auffressen lassen. Und dann, wenn sie kapieren, dass du wirklich nichts weißt, werden sie dich erschießen müssen, um ihr Verbrechen zu vertuschen.»

«Hör auf, Helen. Das

hier ist nicht eine von deinen perversen Geschichten aus dem Internet. Die meinen es ernst. Solche Dinge sind an der Tagesordnung in Bagdad.»

«Ich meine es auch ernst. Nicht das mit dem Jemen, aber von wegen

sich neue Möglichkeiten schaffen. Du brauchst ein Druckmittel.»

Lina dachte über Helens Worte nach und erkannte, dass sie recht hatte. Die Alternativen, die sich ihr im Augenblick anboten, waren alle schlecht. Sie konnte

nicht nach Hause, sie konnte sich nicht allzu lange bei Helen verstecken, und sie konnte sich nicht ergeben. Es gab kein Zurück aus diesem Tunnel. Ihre einzige Wahl war, tiefer hineinzugehen, in der Hoffnung, am anderen Ende einen

Ausgang zu finden. Sie brauchte ein Druckmittel, wie Helen gesagt hatte. Vielleicht würden Hammuds Dateien ihr eins verschaffen, wenn sie sie erst mal verstanden hatte.

«Übrigens», sagte Helen. «Gestern Abend

war was im Netz über eine Frau in Not, das eine entfernte Ähnlichkeit mit deinem Dilemma hat. Willst du’s hören?»

«Wird es mich aufmuntern?»

«Da bin ich mir nicht so sicher. In einem Bondage-Forum. Der Link ist

‹alt.sex.bondage›, wenn’s dich interessiert.»

«Nein, nicht besonders. ‹alt.sex.normal› haben sie wahrscheinlich nicht?»

Lina lächelte. In Helens elektronische Phantasiewelt einzutauchen war

wenigstens eine Art Flucht vor ihren eigenen Sorgen.

«Und? Um was ging's? Das, was Ähnlichkeit mit meinem Dilemma haben soll.»

«Die Nachricht war von einer Frau, die sich Sandra nannte. Sie beschrieb eine Situation, in die sie mit

einem Mann geraten war, den sie übers Netz kennengelernt hatte. Sie hatte ihn vorher überhaupt nicht gekannt. Sie hatten Nachrichten in einem Forum ausgetauscht, das ‹Sex Wizard› heißt.»

«Was sind denn

wizards?»

«Leute, die alles wissen. In diesem Fall geben sie Expertenratschläge über Sex. Sie behaupten, sie wüssten, wovon sie reden, aber ich habe das Gefühl, dass es einfach nur geile Studenten sind, die sich das aus Zeitschriften

holen.»

«Und was ist mit der Frau und dem *wizard* passiert?»

«Er verschickte eine Nachricht über Sex und Vertrauen. Er hat gesagt, beim Sex gehe es eigentlich nur darum, sich

in jemandes Arme zu begeben und ihm zu vertrauen, selbst wenn der andere dich verletzen könnte. Aus irgendeinem Grund gefiel Sandra das, und so hat sie sich mit diesem Typ verabredet.»

«Was ist passiert?»

«Sie haben sich in einem

Park getroffen. Sie hat ihn überhaupt nicht zu Gesicht bekommen. Er trat von hinten an sie heran, und bevor sie irgendwas sagen konnte, verband er ihr die Augen und führte sie zu seinem Wagen. Dann fuhr er mit ihr zu einem Motel.

Sie hat sich nicht gewehrt. Sie hat sich ihm völlig anvertraut. Sie dachte, das ist das, was sie wollte. Aber dann wurde es unheimlich.»

«Wie unheimlich?»

«Sehr unheimlich. Er wollte, dass sie eine Menge völlig widerlicher

Dinge tat. Er war wie die beiden Typen vom Büro, die dich mit Honig einschmieren wollen.»

«Was ist mit Sandra passiert?»

«Zum Glück ist ihr nichts passiert. Sie hat geschrien und ist abgehauen. Der

Typ war stinksauer. Er dachte, er mache genau das, was sie wollte. Jedenfalls hat sie eine Nachricht ans Forum geschickt – anonym natürlich –, hat beschrieben, was passiert ist, und andere Frauen gewarnt vor diesem

speziellen *wizard*. Sie hat ihn in höllische Schwierigkeiten gebracht. Hat den Systemverwalter informiert, dass sich ein Perverser im Forum rumtreibt. Der Administrator hat den Namen an die Polizei

weitergegeben. Der Typ ist elektronisch passé.»

«Und was hat das alles mit mir zu tun?»

«Nicht viel, jetzt, wo wir darüber reden. Aber das Wesentliche ist, dass die Frau in eine unangenehme Situation größeren Maßstabs verwickelt war

und sie den Spieß umgedreht hat. Was du auch tun solltest.»

«Richtig. Aber ich hab’s nicht mit Freizeit-Sadisten aus dem Internet zu tun, sondern mit Profis. Wie werde ich mit denen fertig?»

«Ich arbeite an einem Plan. Aber zuerst brauche ich noch eine Tasse Tee. Und du brauchst Ruhe. Geh nach oben und nimm ein Bad. Schlaf ein bisschen. Ich weck dich in ein oder zwei Stunden.»

Lina gehorchte. Im Moment war sie gern

bereit, Helen ganz die Regelung ihres Lebens zu überlassen. Sie badete lange, schlief dann ein und wachte erst am nächsten Morgen gegen zehn wieder auf. Während ihr Gast schlief, ging Helen ins Internet. Sie postete eine

Nachricht in einem Hacker-Forum und bat ihre Tüftlerkollegen um Erklärungen bezüglich der Sicherheitssysteme, die Banken bei der Abwicklung ihrer Geschäfte benutzen. Binnen weniger Stunden hatte sie mehrere Tausend Wörter elektronischer

Ratschläge aus der ganzen Welt erhalten. Es war ein globales Netzwerk von Liliputanern, die bereit waren, Gulliver Ärger zu machen.

26

Helen weckte Lina am nächsten Morgen und zeigte ihr die Zeitung. Der ausführlichste Bericht stand in der Times. Mit einer detaillierten Personenbeschreibung wurde Lina als jene

rätselhafte Frau erwähnt, die von der Polizei überall gesucht wurde. Es wurden auch ‹gutunterrichtete Quellen› zitiert, denen zufolge die Araberin, Miss Alwan, mit zwei palästinensischen Terroristen aus Tunis zusammengearbeitet

habe, um die vertraulichen Dateien eines bedeutenden Londoner Investment-Unternehmens zu stehlen, bei dem sie bisher gearbeitet hatte. Das fragliche Unternehmen bot eine beträchtliche Belohnung

für Hinweise auf Miss Alwans Aufenthaltsort. Lina schüttelte den Kopf. Das musste sie Hammud lassen. Er war verdammt clever.

«Du könntest eine neue Identität gebrauchen», sagte Helen und deutete auf die Zeitung. Mehr, als

Lina eine andere Haarfarbe und neue Garderobe zu verschaffen, konnte Helen nicht tun. Nach einer Stunde in Helens Zimmer erschien die elegante arabische Prinzessin als eine Wasserstoffblondine mit

Omabrille, einem langen Rock, rustikaler Bluse und einem Rucksack. Sie sah fast nordisch aus.

Helen machte Frühstück. Die beiden Frauen aßen in Helens Garten, der von Ranken, Knospen und Blüten völlig überwuchert war und zu

ihrer Unordnung gut passte. Die Morgensonne schien gelegentlich durch die Wolken, erhellte das Grün des Gartens, sodass die Pflanzen im Sonnenlicht zu glitzern begannen und dann wieder in ein dunkleres Grün

wechselten. Lina genoss diesen Augenblick der Flucht aus ihren Sorgen und fragte ihre Freundin, woran sie zur Zeit arbeite.

Helen erzählte, dass sie gerade ein neues Computerspiel entwarf. Es hieß Feminist Alien Invaders. Es ging darum,

dass eine neue Rasse von Frauen aus dem Weltraum auf der Erde gelandet war. Sie waren in jeder Hinsicht mit der menschlichen Rasse identisch, außer dass der Spieler bei diesen Frauen bestimmte Verhaltensparameter

ermitteln konnte, wie Ehrgeiz und Libido. Ziel des Spiels war es herauszubekommen, ob die Feminist Alien Invaders den Planeten erobern oder vernichten würden.

«Die Sache ist nämlich so», sagte Helen, «je größer der Ehrgeiz, desto

größer auch die Lust auf Sex. Erfolgreiche Feminist Aliens denken an nichts anderes. Aber sie haben zu viel zu tun. Und wenn sie ihr Verlangen nicht stillen können, verlieren sie an Kreativität und sind weniger erfolgreich. Das ist

der Trick, verstehst du? Die richtige Kombination hinzukriegen.»

Helen war gerade dabei, einen weiteren Strategiepunkt zu erklären, als das Telefon klingelte. Die beiden Frauen erstarrten, und plötzlich war nirgends ein Laut zu

hören, bis auf das Telefon. Einmal, zweimal, dreimal. Selbst die Vögel und Insekten in der freien Natur schienen verstummt zu sein.

«Du solltest lieber rangehen», sagte Lina. Sie folgte Helen ins Haus. Die

Außenwelt drang in ihre Idylle ein.

«Hallo?», sagte Helen. «Ja, hier ist Miss Copaken. Wer ist da? Kenn ich Sie? … Was möchten Sie?»

Helen schüttelte grimmig den Kopf und legte sich dann ihren Zeigefinger an

die Schläfe wie eine Pistole. «Wer? Buchstabieren Sie Ihren Namen nochmal. A-L-W-A-N. Ja, ich kenne sie. Aber ich hab sie schon eine ganze Zeitlang nicht mehr gesehen … Nein, ich weiß nicht, wo sie ist … Ja, ich

hätte allerdings was dagegen, wenn Sie vorbeikämen. Ich bin gerade dabei, das Haus zu verlassen … Auf Wiederhören.» Helen legte auf. «O Gott», sagte sie.

Lina war auf die Couch gesunken. Sie hielt sich den Kopf und wiegte sich

sanft hin und her, so wie eine Mutter ihr Kind wiegt. «Wer war es?», fragte sie, ohne aufzublicken. Sie wusste es bereits.

«Jemand aus deiner Firma. Er hatte einen Akzent. Die suchen dich. Er hat gesagt, es ist

wichtig.»

«Die wissen, dass ich hier bin, oder?»

«Sie werden sich's wahrscheinlich ausrechnen. Ich glaube nicht, dass ich sonderlich überzeugend geklungen habe.»

«Was soll ich tun?»

«Verschwinden. Sofort. Die können bald hier sein. Du musst los. Schnell. Wir nehmen mein Auto.» Sie streckte ihre Hand zur Couch hin, um Lina hochzuziehen.

«Wo fahren wir hin?» Lina war ganz schlaff.

«Zum Flughafen. Ich hab gestern Abend einen Plan für dich ausgetüftelt. Ich wollte es dir eigentlich im Garten erzählen, aber ich kann’s dir auch unterwegs nach Heathrow erklären. Los, beeil dich!»

Lina stand langsam von der Couch auf und

sammelte ihre wenigen Sachen zusammen. Helen war schon in Aktion. Sie holte eine Reisetasche von oben, packte sie mit Dingen voll, die Lina ihrer Meinung nach brauchen könnte, und brachte sie zu ihr hinunter. In ihrem

Arbeitszimmer stand ein neuer Laptop, den nahm sie und stopfte ihn – zusammen mit Disketten, Anwendersoftware, Modemkabeln, einem Mini-Drucker und einem Netztransformator – in eine Tragetasche. In der Küche schnappte sie sich

eine Handvoll Schokoraspelkekse und steckte sie in eine Plastiktüte. «Und jetzt *los*!», sagte sie.

Helen hatte eine alte Volvo-Limousine, die aus den Jahren stammte, in denen die Autos noch

runde Kotflügel hatten. Sie legte die Tüten auf den Rücksitz und schob Lina auf den Beifahrersitz, zog und zerrte, bis ihre Freundin sich angeschnallt hatte, und dann fuhren sie los. «Pech gehabt, ihr Wichser!», rief sie aus dem Fenster, als sie vom

Haus wegfuhren.

«Und was ist das für ein Plan?», fragte Lina, als sie in die Blackheath Road einbogen. «Wo schickst du mich hin?»

«In die Schweiz», sagte Helen, deren Brüste unter dem T-Shirt auf und ab

wippten, während der Wagen sich durch den Verkehr schlängelte. «Da musst du hin. Weil da das Geld ist. Weil du dir da dein Druckmittel besorgen kannst.»

«Du spinnst, Helen. Das ist doch die Hochburg der Verbrecher. Wenn die

mich da finden, dann bringen die mich wirklich um.»

«*Au contraire*. Die bringen dich um, egal wo sie dich finden. Du fährst deswegen in die Schweiz, weil das der bessere Platz ist, um in das

Computernetz der Bank einzubrechen und das Geld zu finden.»

«Aber ich will nicht in das Netz einbrechen.»

«Und ob du das willst. Ich hab’s dir doch gesagt. Das ist deine beste Chance. Eigentlich deine einzige. Und vielleicht

helfen dir die Schweizer. Sie würden wahrscheinlich gerne erfahren, dass ihre Banken dem zu seiner Zeit größten Despoten der Welt das Geld gewaschen haben. Hör zu, Lina. Das ist mein Ernst. Ich hab mich bei einigen Freunden

sachkundig gemacht, und ich glaube, es wird funktionieren.»

Sie überquerten die Deptford Bridge, holperten über das alte Pflaster und landeten auf der anderen Seite in einem Stau. Helen kurbelte das Fenster herunter, rief zu einem

Taxifahrer hinüber und fragte, wie man um diese Zeit am schnellsten nach Heathrow käme. Er zählte eine Reihe von Richtungsangaben auf. Helen schnappte sich einen Kuli, suchte ein Stück Papier, und als sie

keins fand, schrieb sie sich die Angaben auf die Hand.

«Okay», sagte Lina, als sie weiterfuhren. «Wie werde ich in das Banknetz einbrechen, wenn ich erst mal in der Schweiz bin, angenommen, ich fliege dorthin?»

«Du beginnst mit dem,

was du weißt. Wie zum Beispiel dem Namen der Bank, auf der das Geld liegt. Kennst du den?»

«Ja, ich glaube schon. Das ist die Organisation de Banques Suisses in Genf.»

«Okay. Na bitte. Und jetzt hör mir genau zu,

denn was ich dir jetzt sagen werde, ist mehrere Milliarden Riesen wert. Hörst du zu, Lina?»

«Ja, ich höre.»

«Es ist ganz leicht, wenn du’s richtig machst. Wenn du in Genf ankommst, besorgst du dir als Allererstes eine Broschüre

von dieser Bank. Irgendwas, wo Telefonnummern draufstehen. Dann wählst du die Nummern durch, bis du eine Modemleitung findest. Die haben alle dieses komische Fiepen, auch in der Schweiz. Dann

spielst du so lange mit der Kommunikationssoftware herum, bis du mit der Zentraleinheit in der Bank verbunden bist. Du musst vielleicht verschiedene Paritätseinstellungen ausprobieren und die Baud-Einheiten ein paarmal umstellen, aber

früher oder später kriegst du eine Log-in-Verbindung.»

«Du hast eines vergessen, Helen. Ich hab keinen Computer.»

«Und ob du einen hast. Ich hab dir einen von meinen eingepackt. Damit

wird es gehen.»

«Okay. Wie geht's weiter? Angenommen, ich mache diese alberne Reise. Was ich nicht tun werde.»

«Als Nächstes musst du einen Anmeldenamen finden. Spiel ein bisschen herum, bis du einen Treffer

hast. Da wir in der Schweiz sind, würde ich von Smith oder Jones die Finger lassen. Versuch's mit Larouche oder DeGaulle.»

«Oder Hammud.»

«Genau. Probier's damit. Früher oder später findest du einen, der funktioniert.

So, wenn der Computer den Namen registriert, wird er die Verbindung wahrscheinlich unterbrechen. Das macht er aus Sicherheitsgründen. Er will dich zurückrufen, um sicherzugehen, dass du derjenige bist, der du zu sein behauptest.

Deswegen musst du die Softwareparameter des Modems so einstellen, dass er auf das Schaltkennzeichen nicht mit einer Unterbrechung reagiert. Du willst in der Leitung bleiben. Kannst du mir folgen?»

«Ja.» Lina sah aus dem Fenster zu den Autos, die in die andere Richtung nach Blackheath fuhren. Sie fragte sich, in welchem wohl Hammuds Männer saßen.

«Meinst du, du schaffst es, die Programmänderung

vorzunehmen?», drängelte Helen. «Sonst kann ich das eben für dich machen, wenn wir am Flughafen sind.»

«Behandle mich nicht immer wie ein kleines Kind, Helen. Nur weil ich einen BH trage und kein

Computerfreak bin, heißt das nicht, dass ich blöd bin.»

«Autsch!»

«Tut mir leid.»

«Schon gut. Man will dich umbringen. Da bist du eben ein bisschen angespannt. Versteh ich schon. Also, wie gesagt,

damit der Computer denkt, dass er den Rückrufvorgang in die Wege leitet, musst du einen Wählton aufnehmen und ihn genau im richtigen Moment in die Leitung schicken. So denkt der Computer, dass du

aufgelegt hast, obwohl du immer noch in der Leitung bist. Dann wird der Bankcomputer ein paar Wähltöne aussenden und versuchen, sich mit Pierre oder Jacques zu verbinden oder mit welchem Namen auch immer du dich angemeldet hast. Aber die

Verbindung war nie richtig unterbrochen, verstehst du? Schließlich wird also das magische Wort auf dem Bildschirm erscheinen: *Passwort.*»

«Und dann ist endgültig Schluss. Wie soll ich denn je das richtige Passwort

finden?»

«Nicht einfach. Aber auch nicht unmöglich. Ich hab dir eine Diskette mitgegeben, die sechzigtausend der geläufigsten Passwörter enthält, und du könntest sie durchprobieren, bis du es findest. Aber das ist zu

viel Stress. Außerdem könntest du erwischt werden. Wie man das macht, dürfte sonnenklar sein, zumindest für so eine schräge, aber äußerst erotische Person wie mich.»

Lina lachte. «Verrat der

dummen, hässlichen Lina, wie’s geht.»

«Du rufst die Nummer an, deren Wählton vom Bankcomputer erzeugt wurde, als er dachte, er würde Mr. Big zurückrufen, um die Transaktion zu überprüfen. Das wird wahrscheinlich irgendwo

ein PC sein, bei ihm zu Hause oder auf seinem Schreibtisch. Du wählst also die Nummer und meldest dich in seinem System an. Es wird wahrscheinlich kein Passwort haben. Wenn du drin bist, siehst du dich

um. Geh seine Dateien durch.»

«Aber was suche ich?»

«Irgendwas mit dem Passwort für das Hauptsystem. Alte Datenübertragungsdateien haben es manchmal. Oder versuch mal, eine Datei aufzurufen, die ‹Passwort›

heißt. So dämlich sind die Leute manchmal. Du wirst vielleicht eine Zeitlang brauchen, aber du wirst es finden.»

«Und wenn das Passwort verschlüsselt ist? Was dann?»

«Wenn das Passwort im

Verzeichnis ist, kannst du es mit roher Gewalt knacken. Ich habe ein DES-Dekodierungsverfahren und ein Fünfhunderttausend-Wörter-Verzeichnis auf Diskette. Aber das Passwort wird

wahrscheinlich gar nicht verschlüsselt sein. In Wirklichkeit sind die Schweizer nämlich oberschlampig.»

«Woher weißt du das?»

«Ich hatte einmal einen Schweizer Freund, als ich im Internat war. Er war

oberschlampig.»

«Statistisch nicht signifikant.»

«Stimmt. Das war er nicht.»

«Okay. Nehmen wir an, ich habe das Passwort. Was mach ich dann?»

«Jetzt kannst du anfangen zu spielen. Du

wählst die Bank mit deinem Modem an, beim Aufforderungszeichen antwortest du mit Mr. Wer-auch-immer; du schickst den Wählton durch, du lässt den Bankcomputer so tun, als würde Mr. Wer-auch-immer auf seinem

Gerät zurückrufen, du gibst das Passwort ein, und schon bist du drin. Dann surfst du rum. Vergiss nicht, du musst Zugang zu den Datendateien bekommen, an die du ranwillst. Aber das kriegst du raus, wenn du erst mal in Genf bist.»

«Ich flieg nicht nach Genf.»

«Und ob du nach Genf fliegst. Du kommst aus dieser Sache nur raus, wenn du schneller bist als die. Willst du nochmal die Geschichte von dem Pfahl und den Ameisen im

Jemen hören?»

«Hör auf!», sagte Lina in scharfem Ton. «Keine Witze mehr über Folter. Das ist nicht komisch.»

Sie schwiegen eine Weile. Jetzt, da sie das Verkehrsgewirr an der South Bank verlassen und auf die größeren

Verkehrsadern gekommen waren, kamen sie zügig vorwärts. Sie warf einen Blick auf ihre Freundin, die aus dem Fenster starrte, die Fäuste zu harten Kugeln geballt. «Tut mir leid», sagte Helen leise.

«Ist schon okay. Diese

Sachen sind für mich einfach nicht zum Spaßen, weiter nichts.»

Sie kamen kurz vor eins in Heathrow an. Helen suchte auf dem Verzeichnis der Fluglinien nach Swissair und steuerte das Terminal an. «Es gibt bestimmt viele

Flüge nach Genf. Nimm den nächsten. Halte einfach deinen britischen Pass dem Beamten beim Durchgehen kurz vor die Nase. Da wimmelt’s nämlich garantiert von Typen, die Lina Alwan suchen, aber sie denken

alle, sie ist eine aufgetakelte Araberin und nicht so eine schräge, erotische Schönheit wie du. Also viel Spaß! Und immer die Ruhe bewahren.»

Helen hielt am Bordstein, so nah am Swissair-Check-in, wie sie

konnte. Sie nahm das Gepäck vom Rücksitz und gab es Lina. «Hier ist der Laptop. In der Tasche ist noch ein Zusatz-Akku, ein paar Disketten mit der neuesten Software, ein Drucker und Kabel. Und ein Adapter für diese

dämlichen Ausgänge, die sie da drüben haben. In die Reisetasche hab ich ein paar Kleider, Pullover und Zeugs getan.»

Lina nahm die beiden Taschen und hängte sie sich jeweils über eine Schulter. Helen zog ihre Brieftasche aus ihrer

Handtasche. «Hier ist meine American-Express-Karte», sagte sie. «Vielleicht besser, wenn du so tust, als wärst du ich. Quartier dich in einem guten Hotel ein. Gib mein Geld aus. Wenn ich erst mal Feminist Alien

Invaders verkaufe, werd ich so reich sein, dass es keine Rolle mehr spielt. Und wenn du schon sterben musst, dann sollst du dein restliches Leben ruhig noch genießen. Hast du deinen Pass?» Lina nickte. Sie hatte die Angewohnheit aller

Ausländer, ihre Reisepapiere immer dabeizuhaben.

«Hast du Bargeld dabei?»

«Ein bisschen!» Lina zählte die Scheine in ihrer Brieftasche.

«Hier sind einhundert

Pfund», sagte Helen. «Mehr hab ich nicht. Und hier meine Kreditkarte. Die persönliche Geheimzahl ist null-sieben-zwei-eins. Hol dir noch mehr Bargeld im Flughafen. Und wenn du in Genf ankommst, kauf dir ein paar Sachen zum Anziehen und eine

Zahnbürste.»

«Ich zahl dir alles zurück.»

«Sicher. Und jetzt geh, bevor es zu spät ist. Ruf mich an, wenn du angekommen bist. Aus einer Telefonzelle!»

«Ich hab Angst, Helen.»

«Reiß dich zusammen, Mädchen. Das hier ist eine ganz große Nummer!»

27

Lina verschwand spurlos. Es gab keine Nachricht von ihr, keinen Hinweis auf ihr Schicksal, kein Anzeichen, dass sie überhaupt existierte, bis auf die Fußspuren, die die vielen Menschen

hinterließen, die sie verfolgt hatten. Hoffman saß an diesem Morgen die Zeitung lesend und voller Schuldgefühle in seinem Büro und fragte sich, ob er, wenn er cleverer gewesen wäre, hätte voraussehen können, was passieren würde. Im Laufe

des Vormittags bekam er Besuch von einem Beamten des Scotland Yard. Er war so gekleidet, wie sich ein Polizist legere Kleidung vorstellt – Tweedjacke, Krawatte leicht gelockert, der oberste Hemdknopf offen.

Er stellte sich als Mr. Williams vor. Nachdem er die üblichen Entschuldigungen eines Polizisten von sich gegeben hatte, fragte er Sam, ob er eine Miss Alwan kenne. Sam bejahte das, ohne zu zögern, und sagte, sie seien

befreundet. Es war eins seiner Prinzipien, keine Lügen zu erzählen, die sich leicht aufdecken ließen.

«Und wissen Sie, wo sie jetzt ist, wenn ich fragen darf, Sir?»

«Nein, das weiß ich

nicht», sagte Hoffman.
«Und Sie?»

«Dazu darf ich mich nicht äußern. Aber Tatsache ist, dass sie vermisst wird. Sie hat gestern ihr Büro etwas überstürzt verlassen, und sie ist auch nicht bei sich zu Hause. Sie scheint

ausgeflogen zu sein.»

«Das habe ich auch aus der Zeitung entnommen. Was meinen Sie, wo sie hin ist? Ich würde sie selbst gerne wiederfinden.»

«Ach, das würden Sie tatsächlich, Sir? Und

könnten Sie mir sagen, weshalb?»

Williams wandte die Technik der britischen Polizisten an, sanfte, einschmeichelnde Fragen zu stellen. Die gröbere Art der amerikanischen Cops war nichts für die Briten.

«Weil ich glaube, dass

jemand hinter ihr her ist», sagte Hoffman.

«Nun, das ist nur allzu wahr. *Jemand* ist hinter ihr her.»

Hoffman kniff die Augen zusammen und beugte sich zu dem britischen Polizisten vor. «Wer?»

«Wir, Sir. Wir haben einen Haftbefehl für Miss Alwan.»

«Haftbefehl? Das soll wohl ein Witz sein! Wie lautet die Anklage?»

«Diebstahl, Veruntreuung von Geldern, Mordversuch an einem Postboten. Die Liste ist

ziemlich lang.»

«Diese Beschuldigungen sind lächerlich. Wer hat sie erhoben?»

«Ihr Arbeitgeber. Ein Bursche namens Hammud hat uns gestern Abend benachrichtigt.»

Sam protestierte. Die

Beschuldigungen seien Unsinn, Lina sei keine Diebin, und wenn sie geflüchtet war, dann nur deswegen, weil sie Angst davor habe, was Hammud ihr antun könnte. Beim Reden bemerkte Sam, dass Inspektor Williams ein kleines Notizbuch

hervorgeholt hatte und anfing, sich Notizen zu machen. «Und warum sollte sie vor ihm Angst haben, Sir?», fragte der Polizist in unschuldigem Ton.

«Weil er ein Killer ist.»

Das schrieb Inspektor

Williams nicht auf. Er sah Sam über den Rand seiner Brille an. «Das ist eine ziemlich ernste Beschuldigung, Sir. Ich fürchte, Sie werden irgendwelche Beweise brauchen, um das zu untermauern.»

«Hören Sie, lassen Sie

mich das erklären. Hammud ist hinter Miss Alwan her, weil er glaubt, sie wisse, wo eine Menge Geld geblieben ist.»

«Nun, das ist genau das, was ich meine, Sir. Ich stimme Ihnen zu. Das ist der Grund, warum

Mr. Hammud so besorgt ist. Er sagt, Miss Alwan habe einige vertrauliche Akten entwendet, die genau genommen nicht ihr Eigentum waren.»

«Aber die irren sich. Sie weiß überhaupt nichts. Sie hat bloß Angst. Sie wird gejagt. Sie glaubt, jemand

will sie umbringen. Deswegen ist sie weggelaufen. Haben Sie eine Vorstellung, um wie viel Geld es hier geht?»

«Wie viel wird das wohl sein?» Sein Stift war gezückt. Hoffman erkannte, dass er sich

verplappert hatte. Er war auf dem besten Weg, als Komplize in dem grotesken Verfahren zu erscheinen, das man gegen Lina einleitete.

«Ich weiß nicht. Eine Menge.»

Danach versuchte Sam, vorsichtiger zu sein. Der

Polizist wollte wissen, wann Sam zum letzten Mal mit Lina gesprochen hatte, und er antwortete, es sei gestern Nachmittag gewesen, gegen zwei. Er habe versucht, mit ihr ein Treffen zu vereinbaren, aber das habe sie

abgelehnt. Er habe keine Ahnung, wo sie jetzt sei, und wenn Scotland Yard es herausbekäme, hoffe er, benachrichtigt zu werden. Inspektor Williams wollte Sam noch mehr Fragen darüber stellen, in welchem Verhältnis er zu Lina stand, aber Sam

weigerte sich, noch irgendetwas zu sagen, bevor er nicht mit seinem Anwalt gesprochen hatte. An dieser Stelle schloss der Inspektor sein kleines ledernes Notizbuch. Er überreichte Hoffman eine Karte. Hoffman begleitete

ihn zur Tür.

Nachdem der Beamte gegangen war, fühlte sich Hoffman noch niedergeschlagener als zuvor. Vom ersten Augenblick an, als der philippinische Koch vor seiner Tür gestanden

hatte, bis zum gegenwärtigen war seine Begegnung mit Nassir Hammud eine einzige Katastrophe gewesen. Er zog aus seiner Schreibtischschublade das einzige konkrete Beweisstück, das er hatte

beschaffen können – ein leeres Blatt Papier mit Firmenkopf –, und erkannte, dass er nicht einmal wusste, was das bedeutete. Er hatte sich nicht einmal die Mühe gemacht, Oscar Tradings Telefonnummer in Tunis anzurufen. Er war die

ganze Zeit schlafgewandelt. Als eine Art Buße nahm er den Hörer in die Hand und wählte die Nummer, die auf dem Blatt stand: 216-1-718-075. Nach dem dritten Klingeln meldete sich jemand, der

amerikanisch sprach und das weiche Südstaaten-Näseln hatte.

«Hallo. Kann ich Ihnen helfen?»

«Wer ist da?», fragte Hoffman.

«Kann ich Ihnen helfen?», wiederholte die Stimme. Es war ein Mann,

wahrscheinlich in Hoffmans Alter. In seiner Stimme lag so etwas wie Erwartung, als warte er darauf, dass Hoffman die richtige Antwort gab.

«Was ist das für eine Nummer?», fragte Hoffman. «Mit wem bin ich

verbunden?»

Die Leitung wurde unterbrochen. Der Mann in Tunis hatte aufgelegt. Hoffman probierte es sofort nochmal, aber jetzt war die Leitung besetzt und blieb es für den größten Teil der nächsten Stunde. Als Hoffman

wieder durchkam, lief das gleiche Spiel ab.

«Hallo», sagte die Südstaatenstimme. «Kann ich Ihnen helfen?»

«Ich rufe wegen Oscar Trading an», sagte Hoffman diesmal.

«Einen Moment», sagte

die Stimme und legte das Gespräch auf die Warteleitung. Es entstand eine Pause, die etwa eine Minute dauerte. Während Hoffman wartete, fiel ihm ein, dass jemand versuchen könnte, den Anruf zu verfolgen. Schließlich meldete sich

der Mann wieder.

«Tut mir leid», sagte er. «Ich kann Ihnen leider nicht helfen. Es gibt hier niemand namens Oscar Trading.»

«Welche Nummer haben Sie denn?», fragte Hoffman. Die Leitung war

wieder tot. Als Hoffman es ein paar Minuten später noch einmal probierte, meldete sich das tunesische Amt und sagte, der Anschluss sei nicht mehr in Betrieb.

Während Hoffman sich diesen seltsamen Vorfall durch den Kopf gehen ließ,

erinnerte er sich schwach an eine Begebenheit aus seiner Kindheit. Sein Vater hatte zu Hause in Beirut eine Telefonnummer neben dem Telefon gelassen, die nur in Notfällen benutzt werden sollte. Eines Tages hatte

Sam Hoffman, als kleiner Junge in Beirut, die Nummer gewählt. Eine glatte, selbstsichere Männerstimme hatte sich genau auf die gleiche Weise gemeldet: «Hallo, kann ich Ihnen helfen?» Und dann, als der junge Sam Hoffman nicht die

richtige Antwort gab, hatte er aufgelegt.

An diesem Nachmittag beschloss Hoffman, dass er Verstärkung brauche. Er spielte in der Liga der Täuschung, ohne das Wesen dieses Spiels zu

verstehen. Nachdem er einige Minuten lang über das Problem nachgedacht hatte, rief er einen palästinensischen Bekannten namens Ali Mattar an, der schlicht und einfach der vollendetste Lügner war, der ihm jemals begegnet war.

Ali Mattar war in einem Flüchtlingslager bei Tyrus im Südlibanon aufgewachsen. Wie ein levantinischer Oliver Twist war es ihm gelungen, sich mit Charme und Überredungskunst aus den Lagern herauszuwinden

und sich in ein halbanständiges Leben zu begeben, indem er Informationen an ein halbes Dutzend Geheimdienste lieferte, die zu verschiedenen Zeitpunkten einen Teil von ihm besessen hatten. In einem magischen

Augenblick Anfang der achtziger Jahre hatte er gleichzeitig Syrien, Israel, die PLO und den Iran mit Informationen beliefert. Er kam damit durch, weil angenommen wurde, dass er im Grunde die ganze Zeit für die USA arbeitete.

Was er in gewisser Weise auch tat.

In Wirklichkeit arbeitete Ali jedoch für sich selbst. Dieser wesentliche Egoismus war sein Schutz gewesen. Als junger Mann war er nach Beirut gekommen und hatte bei der amerikanischen

Botschaft einen Job als Fahrer bekommen. Nach ein paar Jahren hatte er gekündigt und ein Reisebüro aufgemacht, wobei er tief in seinem Herzen wusste, dass die freundlichen Amerikaner, die ihm Arbeit

verschafften, Geheimdienstoffiziere sein mussten (obwohl er später versicherte, er habe nie etwas Derartiges vermutet). Ali wusste, was er tat. Er war auf dem Sprung. Damals standen die Vereinigten Staaten für den einzigen Weg aus dem

Land raus.

Ali wurde Ende der sechziger Jahre rekrutiert, wenn man das so bezeichnen kann, und losgeschickt, um in den palästinensischen Untergrund einzudringen. Was ihm auf

bewundernswerte Weise gelang, obwohl er wahrscheinlich auch von den Palästinensern rekrutiert wurde, um die CIA zu unterwandern. Wer konnte schon sagen, wo in der geheimen Kammer seines Herzens seine wahre Loyalität lag, außer

er selbst? Jetzt lebte Ali im Wohlstand in Paris und bewegte sich an den grauen Randzonen der Geheimdienstwelt; er handelte gelegentlich mit den Informationsschnipseln, die ihm zufielen. Sam Hoffman

war ein eifriger Käufer der Informationen über die arabischen Geschäfte gewesen. Was ihm an Ali Mattar so besonders gefiel, war, dass er wirklich Dinge wusste. Er erfand sie nicht. Es war Sam peinlich, dass seine Begegnung mit Ali Mattar,

wie bei so vielen anderen Quellen, durch seinen Vater zustande gekommen war.

«Ich brauche Hilfe, Ali», gestand Hoffman, als er an diesem Nachmittag Mattar in Paris erreichte. Er hasste es, über die

Grenzen hinweg am Telefon Geschäftliches zu besprechen, aber unter diesen Umständen hatte er keine andere Wahl. «Ein paar Tage Arbeit. Ansehnlicher Vorschuss. Alle Spesen bezahlt.»

«Worum geht es, *habibi*?»

«Den Irak.»

«*W'Allah*! Mein Gott, Sam. Ich kann einfach nicht glauben, dass der Herrscher tot ist, nach so vielen Jahren. Das war vielleicht ein Schock für mich. Also, was willst du wissen?»

«Etwas über sein Geld.»

«Ein heißes Thema, mein Freund. Ich glaube, jeder fragt mich zur Zeit danach. Du bist der Dritte, der mich heute anruft. Sehr heißes Thema. Wie viel zahlst du mir?» Er lachte. Sein Lachen bedeutete, dass es teuer

sein würde.

«Zweitausend pro Tag. Plus Spesen. Ich brauche gutes Material, gut genug, um mich damit an die Behörden wenden zu können.»

«Tut mir leid. Das kann ich nicht tun, nicht einmal

für dich, Sam. Das wäre ein Almosen. Andere Leute, du weißt schon, wer, zahlen das Fünffache für das, was ich weiß. Vielleicht sogar das Zehnfache.»

«Okay, dreitausend pro Tag. Mehr kann ich mir nicht leisten. Aber es ist

nicht schlecht für ein paar Stunden Arbeit.»

«Erst vor einer Stunde habe ich ein Angebot von fünftausend bekommen, von dem Mann mit dem Schnitt in der Nase, du weißt, wen ich meine. Was soll ich machen? Ich muss

auch leben.»

Hoffman seufzte. Er mochte Ali, aber das Feilschen konnte er nicht ausstehen. «Viertausend, plus Spesen.»

«Mein Lieber. Reden wir nicht mehr über Geld. Wenn dir gefällt, was Ali herausbekommt, wirst du

ihn dafür bezahlen. Ich kenne dich, Sam.»

«Viertausend», wiederholte Sam. Er wollte ihn nicht im Unklaren lassen.

«Wie du willst, mein Freund. Also, was willst du wissen?»

«Das hab ich dir doch gesagt. Etwas über das Geld des Herrschers. Und wer ihn umgebracht hat und warum. Besonders interessiert bin ich an allem, was du über Nassir Hammud herausbekommen kannst.»

«Ahaa! Da hast du

vielleicht den richtigen Burschen erwischt. Wie viel weißt du schon über Hammud?»

«Ich weiß, dass er unmittelbar vor dem Tod des Herrschers in Bagdad war. Und ich weiß, dass es eine Menge Leute gibt, die

denken, dass er auf dem Geld des Herrschers sitzt.»

«*Mish maouul*! Das ist eine heikle Sache, Sam. Viertausend pro Tag sind nicht genug. Aber okay. Wir haben einen Deal gemacht.»

«Genau. Wir haben

einen Deal.»

«Ich hoffe, du engagierst Ali nicht, um herauszufinden, wo dieses Geld ist. Weil ich das nicht weiß. Und wenn ich es wüsste, würde ich es dir nicht sagen, nicht mal für zehntausend Dollar pro

Tag. Weil ich mir dann das Geld selber holen würde.»

«Nein, ich will das Geld nicht haben. Ich will wissen, wer hinter dem Geld her ist.»

«Alle sind hinter ihm her, mein Lieber.»

«Von den Leuten aus Bagdad, meine ich.»

«Wer ist dein Klient, *habibi*? Vielleicht macht es das für mich leichter, Antworten zu bekommen.»

«Das kann ich dir nicht sagen. Nur dass ich nicht für irgendeine Regierung arbeite. Es ist persönlich.»

«Ich stehe zu deinen

Diensten. Vielleicht sollte ich dich fragen, wie viel dieser Klient dir bezahlt.»

«Das ist leicht. Nichts. Null. *Sifr.*»

«So. Du musst jetzt sehr reich sein, Mr. Sam. Dass du für nichts arbeitest.»

«Hör auf. Schluss mit dem Gerede über Geld.

Ich krieg Bauchschmerzen davon.»

«Okay. Wo soll ich hingehen? Wie wär's mit Tunis?»

«Wieso Tunis?»

«Weil ich da Freunde habe, die mir Dinge erzählen. Und in Bagdad

erzählt jetzt keiner mehr keinem was, glaub mir. Wann soll ich abfliegen?»

«Sofort. Heute Nachmittag. Mit der nächsten Maschine.»

«Aber ich habe hier zu tun. Ich kann nicht einfach so weg. Das kostet zusätzlich was.»

«Hör auf mit dem Scheiß», sagte Hoffman. «Flieg einfach los. Und noch was. Ich möchte, dass du für mich eine Telefonnummer in Tunis überprüfst: 718-075. Sie ist jetzt außer Betrieb, aber ich möchte wissen, von

wem sie war.»

«Moment. Das schreib ich mir auf. 718-075, ja?»

«Ja. Wenn du irgendwas Brauchbares weißt, komm sofort nach London. Erzähl mir nichts am Telefon.»

«Okay. Ich muss wahrscheinlich erster Klasse fliegen. Nur damit

du Bescheid weißt. *Mas salameh.*»

«*Sa'a Salama*», sagte Hoffman und legte den Hörer auf. Mit Ali Mattar zu reden war nicht nur teuer, sondern auch anstrengend. Aber ihm fiel keine andere Möglichkeit

ein herauszufinden, was wirklich vor sich ging.

In derselben Nacht fand die Polizei Randa Aziz' Leiche an einer Straße in Kent, die Richtung Dover führte. Sie saß am Steuer eines Mietwagens. Sie hatten es als Autounfall

getarnt. Der Wagen war gegen einen Baum gefahren, und der Benzintank war explodiert. Das Fleisch war zu verbrannt, um noch feststellen zu können, was ihre Mörder ihr vor diesem Tod angetan hatten. Die

Zeitungen äußerten die Vermutung, dass sie zu derselben «Terrorbande» gehört habe, die versucht hatte, Geld aus einem Londoner Investment-Unternehmen zu stehlen, und dass sie die Kontrolle über ihr Fahrzeug verloren habe auf ihrer Flucht über

den Kanal. Im Übrigen intensiviere die Polizei ihre Fahndung nach der anderen Araberin, die immer noch verschollen sei und die man für die Anführerin der Terrorgruppe halte.

[zur Inhaltsübersicht]

Vier Der Palast des Endes

28

Eine Frau mit kurzen blonden Haaren ging vorsichtig durch das Ankunftsterminal des Genfer Flughafens. Sie trug ein weites Bauernkleid und eine Tasche über jeder Schulter. Sie

zögerte – blickte hinter sich, sah nach vorn –, als wisse sie nicht ganz genau, wo sie hinwollte. Als der Beamte bei der Passkontrolle fragte, warum sie so anders als auf ihrem Bild aussehe – blonde Haare statt schwarze –, lachte sie

nervös und sagte, sie habe mal eine Abwechslung gebraucht. Der Passbeamte verdrehte die Augen, als habe er die Geschichte schon x-mal gehört. Dies war eine Stadt, die von den Leuten das Schlimmste annahm.

Sie war zu Wohlstand gekommen, indem sie Geld für Franzosen versteckte, die ihre Steuern hinterziehen wollten, und später Afrikaner und Asiaten, Araber und Juden mit offenen Armen und Banktresoren empfing. Ein

ganzes Universum von Menschen, die etwas zu verbergen hatten. Was bedeutete da schon einer mehr oder weniger? Eine junge Frau mit auffallend dunklen Zügen, die nicht zu ihrer Haarfarbe passten?

Der Passbeamte winkte Lina Alwan durch. Zuerst bewegte sie sich überhaupt nicht. Sie blickte auf den Boden, mied seinen Blick, sodass sie das Achselzucken und das Wedeln der Hand nicht sah. Erst als ein Deutscher hinter ihr in der Schlange

sie nach vorne schob, war ihr klar, dass sie frei war, das Land zu betreten. Sie erlebte einen weiteren nervenaufreibenden Moment an der Zollkontrolle, als man ihren Computer sehen wollte. Aber sie wurde nur

gebeten, ihn anzustellen. Computer waren kein Problem für den Zoll, solange sie nicht explodierten. Lina fühlte plötzlich eine Euphorie in sich aufsteigen, wie Schaum von Champagner in einem Kelch. Als sie in die Haupthalle des

Flughafens hinaustrat, wollte sie feiern. Sie entdeckte eine Damenboutique und kaufte sich ein neues Kleid, hauteng. Es war viel zu teuer, aber das spielte keine Rolle. Sie bezahlte mit Helens Kreditkarte.

Lina nahm sich ein Zimmer im Beau Rivage, einem großen, alten Hotel am Quai du Mont-Blanc. Es war das einzige Hotel in Genf, dessen Namen sie kannte. Ihr Vater hatte dort immer gewohnt, als er es sich noch leisten konnte, in die Schweiz zu fahren.

Man gab ihr ein absurd großes Zimmer im vierten Stock mit einem Balkon, mit Blick auf das Wasserspiel. Allein schon das Badezimmer wirkte so groß wie eine Kegelbahn: eine lange weiße Halle, mit leuchtend weißen

Handtüchern gesäumt, einem riesigen Waschbecken, Badewanne und Bidet und einem getrennten Raum, in dem sich das WC befand. Lina fühlte sich auf glückliche Weise fehl am Platz.

Es war später Nachmittag. Lina saß fast

eine Stunde lang auf ihrem Balkon, beobachtete das Wasserspiel und empfand Glück, noch am Leben zu sein. Sie war von der hochragenden Wassersäule hypnotisiert, die sich Hunderte von Fuß über die friedliche

Oberfläche des Genfer Sees in die Luft erhob und in nebligen Kaskaden herabstürzte. Sie fühlte sich gleichzeitig wie der aufsteigende Strahl und der fallende Nebel.

Helens tapfere Worte über das Geld, das sie finden müsse, hatten in

London fast einleuchtend geklungen. Aber jetzt, da Lina in der Schweiz war, waren sie nicht mehr als dieser Nebel, der sich in der Luft verflüchtigte. Sie hatte immer noch die Ausdrucke von Hammuds geheimen Dateien dabei,

mit den Namen und den Kontonummern. Aber als sie versuchte, sich zu überlegen, was sie damit machen sollte, war ihr Kopf wie leergefegt. Sie wollte Hoffman anrufen und ihn um Rat fragen, und besonders dringend wollte sie Randa anrufen, um die

sie sich zunehmend mehr Sorgen machte. Aber sie wusste, es wäre verrückt, und so blieb sie noch eine Weile auf dem Balkon sitzen und sah zu, wie das Wasser die letzten Strahlen der Nachmittagssonne einfing.

Schließlich nahm Lina ein Bad, zog ihr neues Kleid an und ging dann hinunter in die Atrium-Bar. Es war Aperitif-Zeit, und der Raum war mit Geschäftsleuten von überall her gefüllt. Lina wurde zu einem Tisch in der Ecke geleitet, abseits

vom Trubel. Sie bat um eine Schweizer Zeitung und ein Glas Mineralwasser. Der Blick aus dem Fenster zeigte das blauschwarze Wasser des Genfer Sees und die verschwommenen Umrisse der Alpen, kaum sichtbar

im Mondlicht. Sie sah sich im Raum um. Die Gäste wirkten alle sehr wohlerzogen und höflich, selbst die Araber. Die Schweiz schien eine beruhigende Wirkung auf die Menschen zu haben.

Als sie ein paar Minuten lang die Zeitung

durchgeblättert und an ihrem Mineralwasser genippt hatte, fiel Lina auf, dass ein Mann sie anstarrte. Er war spindeldürr, teuer gekleidet, mit einer Krawatte von Hermès und goldenen

Manschettenknöpfen. Er war schätzungsweise fünfzig Jahre alt, offensichtlich begierig nach Gesellschaft, und er schien auch leicht angeheitert zu sein. Zuerst sah Lina weg und ließ den Blick über den Kinoführer von *La Suisse* schweifen, als warte sie

auf jemanden und wolle nicht belästigt werden. Aber nach kurzer Überlegung war ihr klar, dass sie auf niemanden und nichts wartete und dass sie in Genf neue Freunde finden musste, und zwar schnellstens. Sie

sah auf und erwiderte seinen Blick, sah ihm geradewegs in die Augen. Er lächelte, zwinkerte ihr sachte zu, und als sie zurücklächelte, nahm er seinen Scotch Soda und kam zu ihr hinüber.

«Hallo», sagte die Bohnenstange. Er hörte

sich wie ein Amerikaner an. *«Ou peut-être je dois dire: bon soir!»* Er schien auch fließend Französisch zu sprechen. *«Aw, kayf tagool hello bilarabee?»* Sein Arabisch war auch nicht schlecht. Linas blonde Haare waren

offenbar keine sonderlich gute Tarnung.

«Sie scheinen ja eine Menge Sprachen zu sprechen», sagte sie.

«Ich heiße Frederick Behr in jeder Sprache. Und Sie?»

«Helen», sagte Lina.

«Sie sehen so aus, als

brauchten Sie einen Freund.»

«Jeder braucht einen Freund in einer fremden Stadt. Leben Sie hier?» Wenn er die Frage verneinte, hatte Lina vor, sich die Rechnung bringen zu lassen und zu gehen.

Ein weiterer Tourist nützte ihr nichts. Für den Fall, dass er die Frage bejahte, wusste sie nicht genau, was sie tun wollte.

«Ja, in der Tat, ich gehöre zur lokalen Flora. Oder Fauna. Ich verwechsel die beiden immer.» Er leerte seinen

Scotch und winkte dem Kellner, um einen weiteren zu bestellen. «Wie steht's mit Ihnen?», fragte er, auf Linas Glas deutend. Sie bestellte ein Glas Lillet mit Eis.

Lina brauchte nicht lange, um die wesentlichen

Einzelheiten aus ihm herauszubekommen. Frederick Behr («Nennen Sie mich Fred!») war ein Amerikaner aus Boston, der das Genfer Büro eines Wirtschaftsprüfungsunterne leitete. Er selbst war kein Bankier, aber zu seinen Kunden zählten einige der

größeren Schweizer Banken. Seine Frau hatte ihn vor einem Jahr verlassen, und sein Freizeitvergnügen bestand darin, sich in Hotelbars herumzutreiben mit der Absicht, hübsche Frauen anzusprechen. Es war

unvermeidlich, dass Fred Behr auch über sie etwas wissen wollte. Lina hatte noch nicht viel Zeit gehabt, sich eine neue Identität auszudenken, und so sagte sie das, was ihr spontan einfiel, und dachte sich eine Geschichte aus, während sie sie erzählte.

«Ich bin in Genf, um die Angelegenheiten meines Vaters zu regeln», sagte sie. «Er ist vor einigen Monaten gestorben.»

«Das tut mir leid», sagte Fred. «Hat er hier gelebt?»

«Nein. Er war Iraker. Aber ich glaube, er hat

einen Teil von seinem Geld hier gehabt. Sogar eine ganze Menge, aber auf einem Geheimkonto. Und jetzt ist er tot, und meine Mutter und ich wollen das Geld finden. Und ich brauche Hilfe.» Sie sah ihn verschämt an. Das allermindeste wäre, so

rechnete sie sich aus, dass sie eine kurze Einführung in die Welt der Schweizer Banken bekam.

«Hmmm», sagte Fred und betrachtete sein Highball-Glas. «Wissen Sie, wo er es hatte? Hoffentlich nicht bei einer

dieser Privatbanken.»

«Nein, ich glaube nicht.»

«Das ist schon mal gut. Diese *banques privées* sind zu klein, wenn Sie mich fragen. In einer kleinen Bank kann man nichts verstecken. Das ist zu auffällig. Ein großer Transfer per Kabel, und

alle sagen: ‹He! Was macht denn der alte Freddie da, schiebt hundert Millionen Dollar herum?› Das funktioniert nicht. Man kann sein Geld nur in einer großen Bank verstecken. Es verliert sich in der Menge, genauso wie

Menschen. Bei welcher Bank war er denn?»

«Wir glauben, es war die Organisation de Banques Suisses.»

«Dann haben Sie Glück, meine Liebe. Das dürfte leicht sein.»

«Was sollte ich tun?»

«Gehen Sie einfach zu

dem Geschäftsführer der OBS-Zweigstelle, mit der Ihr Vater zu tun hatte, und sagen Sie ihm, dass Sie wegen des Geldes gekommen seien. Wenn Sie die Kontonummer kennen und belegen können, dass Sie die

nächste Angehörige sind, dann wird er es Ihnen aufmachen. *Zut!*»

«Aber das ist gerade unser Problem. Mama und ich wissen nicht, welche Zweigstelle Papa benutzt hat, und wir wissen nicht, welcher Betreuer das Konto geführt hat. Wir

kennen nur die Kontonummern. Was sollten wir tun? Es macht meine Mutter ganz verrückt.»

«Rührendes Problem», sagte Fred. Er kippte seinen zweiten Scotch, während er über die Sache

nachdachte, und bestellte sich noch einen. «Wie gut wissen Sie über Schweizer Banken Bescheid?»

«Gar nicht. Deswegen bin ich hier. Um mehr zu erfahren.»

«Nun, vielleicht kann Onkel Fred Ihnen ein paar nützliche Tipps geben.

Hätten Sie das gerne?»

Lina nickte. «Ja bitte.»

«Das Erste, was Sie über Schweizer Bankgeschäfte wissen müssen, ist, dass sie groß und geheim sind. Wie ein unterirdischer Fluss, der mitten durch das Land

fließt. Sie können ihn nicht sehen, aber er beherrscht alles und ist enorm. Es liegen über eine Billion Dollar auf Schweizer Konten. Haben Sie das gewusst? Und das Erstaunliche ist, dass der größte Teil dieses Geldes gestohlen ist. Ich will nicht

das Andenken Ihres Vaters beleidigen, aber die meisten Leute, die ihr Geld auf einer Schweizer Bank deponieren, machen das, weil es schmutzig ist.»

«Das ist ja alles sehr interessant», sagte Lina und lenkte ihn wieder zu

ihrem speziellen Problem zurück. «Aber mit wem sollte ich denn jetzt bei der Organisation de Banques Suisses sprechen?»

«Ich bin bereit, Ihnen das zu sagen. Aber nur wenn ich Sie zum Essen in meinen Club einladen darf.»

Lina protestierte gerade so viel wie nötig und willigte dann ein. Sein Club hieß The Gargoyle und befand sich gegenüber vom Hotel auf der anderen Seeseite. Die Tür wurde von einer großen, hart aussehenden Blondine

bewacht. Sie erkannte Fred durch das Guckloch und ließ ihn herein.

Sie gingen nach unten in ein großes und üppig dekoriertes Gewölbe. Auf der einen Seite befand sich ein kleines Restaurant, auf der anderen eine große Bar und Diskothek. Der

Club war arenenförmig angelegt, und jede Ebene hatte ihre eigenen Couch-Sitzecken, deren Bezüge ein Leopardenmuster hatten. Lina ließ den Blick durch den Raum schweifen. Die meisten Männer schienen Araber

zu sein. Sie waren dunkelhäutig, gepflegt, trugen teure Anzüge und Schuhe. Jeder Tisch hatte anscheinend seinen eigenen Häuptling, umgeben von seinem persönlichen Gefolge: Assistenten, Brüder, Cousins und Leibwächter

und natürlich Frauen. Das war die andere Auffälligkeit in dieser Bar. Es waren fast alles blonde Europäerinnen – aufgereiht wie die festverzapften Möbel in den Ausstellungsflächen von IKEA.

«Höllischer Laden», sagte Fred. Er winkte lächelnd einigen anderen Gästen zu und führte Lina vom Barbereich weg zum Restaurant. Sie hatten noch nicht lange gesessen, als Lina wieder anfing.

«Und wie arbeiten sie?», fragte sie. «Die großen

Banken wie die OBS, meine ich. Wie gehen die vor?»

«Sie sind ja unermüdlich, meine Liebe. Sie hören sich wie eine Zeitungsreporterin an.»

«Mich interessiert nur, was Sie mir zu erzählen

haben, Fred.»

«Hmmm.» Er lächelte. «Die großen Banken sind wie Fabriken, mein neugieriges Schätzchen. Das ist die Wahrheit. Nur ein oder zwei Leute ganz oben wissen wirklich, wem das Geld gehört. Die Befehlsempfänger, die die

Konten betreuen, schieben bloß Papier durch die Gegend. Und sie sind schrecklich überarbeitet. Ein Kontenverwalter kann bis zu zweihundert Konten betreuen.»

«Weiß er, wem das Geld gehört?»

«Nein. Das läuft alles wie am Fließband. Wirklich! Da haben Sie die teuersten Banker der Welt, die Ihrem Konto weniger Aufmerksamkeit schenken, als Sie von Ihrer örtlichen Sparkasse bekommen würden. Aber die Gebühren sind

astronomisch.

Astronomisch. Und wissen Sie, warum? Weil sie etwas Teures verkaufen, nämlich *Geheimhaltung*.»

Drüben bei der Bar tat sich was. Ein besonders reicher arabischer Herr war eingetroffen, in einen

Zweireiher gequetscht, der zu eng über seinem massigen Bauch saß und dennoch zugeknöpft war. Sein Gesicht war unrasiert, aber die Hände waren sorgfältig manikürt. Er wurde von drei Blondinen begleitet, die wie Heliumballons hinter ihm

herschwebten.

«Drei!», sagte Fred und schlug sich mit der Handfläche gegen die Stirn. Er war inzwischen ziemlich betrunken.

«Wieso bloß drei?»

Er lachte und beugte sich zu Lina vor. «Wissen

Sie, warum die nach Genf kommen? Um sich aufzupäppeln! Hier gibt’s eine Klinik, die auf die Behandlung von Impotenz spezialisiert ist. Der Arzt gibt einem eine Spritze in das gute Stück, und danach hat man stundenlang einen Steifen.

Das hab ich zumindest gehört. Habe selbst noch nie Probleme damit gehabt.»

«Fred!»

«Entschuldigung.»

«Ich dachte, wir unterhalten uns über Schweizer Banken.»

«Richtig. Genau. Schweizer Banken.»

«Erzählen Sie mir was über die Kunden. Wie setzen die sich überhaupt mit der Bank in Verbindung? Kommen sie normalerweise persönlich vorbei?»

Er sah sie neugierig an.

Sie war wirklich entschlossen, über Bankgeschäfte zu reden.

«Einige machen das», sagte er langsam und zog dabei eine Augenbraue hoch. Je betrunkener er wurde, desto misstrauischer schien er

zu werden. «Die kommen hier alle zwei oder drei Jahre vorbei, um nachzusehen, was der Stand der Dinge ist. Sie treffen sich mit einem der Chefs, der ihnen einen Überblick über das Konto gibt und wie das Geld investiert wird. Sie

überprüfen gemeinsam das Schließfach. Vielleicht essen sie zusammen Mittag im privaten Speisesaal der Bank. Dann fliegt der Kunde wieder selig nach Hause nach Zaire oder Abu Dhabi und träumt von seinem Geld.»

«Aber einige Einzahler kommen nicht persönlich.»

«Richtig. Manchmal ist das Geld so heiß, dass der Kunde um die Schweiz lieber einen großen Bogen macht. Oder er kann nicht persönlich kommen. Er wird also einen Mittelsmann bestimmen –

jemand, der bevollmächtigt ist, in seinem Namen mit der Bank zu verhandeln. Und dieser Typ unternimmt dann die regelmäßigen Stippvisiten. Was für einer war Ihr Herr Papa?»

«Wie bitte?»

«Ihr Vater», sagte Fred

mit einem Zwinkern.

«Wäre er selbst gekommen, oder hätte er jemanden geschickt?»

«Oh, ich glaube, er hätte jemanden geschickt.» Lina hatte das Gefühl, dass Fred allmählich hinter ihr Täuschungsmanöver kam, aber sie war entschlossen,

trotzdem weiterzumachen. Sie dachte an die Dokumente, die sie von Hammuds vertraulichen Dateien ausgedruckt hatte. Vielleicht konnte Fred ihr damit weiterhelfen.

«Hören Sie, Fred», sagte sie. «Das wird Ihnen

wahrscheinlich wie eine wirklich dämliche Frage vorkommen. Aber haben Sie jemals von einer Bank gehört, die ‹M› heißt und ein Büro in der Rue des Banques hat?»

Fred schüttelte den Kopf. «Kann ich nicht genau sagen. Aber das ist

eindeutig eine von den Privatbanken. Die machen diese Spielchen mit Initialen. Soll wohl besonders diskret wirken.»

«Wie kann ich mehr über diese Bank ‹M› herausfinden?»

«Was ist es Ihnen denn

wert?» Fred zwinkerte ihr wieder zu. «Und die unsinnige Geschichte über Ihren Vater können Sie jetzt auch mal lassen.»

Lina wich auf ihrem Stuhl zurück. «Was meinen Sie damit?»

«Ich meine damit, dass ich Ihnen nicht glaube, was

die Story mit ihrem Vater angeht. Ein arabisches Mädchen kommt nicht allein nach Genf, um Daddys verschollenes Geld zu suchen. Das kauf ich Ihnen einfach nicht ab.»

Auf Linas Gesicht machte sich Verzweiflung

breit. Sie war allein. Der arme, ritterliche, lüsterne Fred war alles, was sie hatte. Sie sah ihn zärtlich und hilflos an.

«Ich stecke in Schwierigkeiten, Fred. Ich brauche Hilfe.»

Er kniff die Augen zusammen, als versuche

er, sie schärfer ins Blickfeld zu bekommen. «Sind Sie eine Gaunerin?»

«Nein. Sehe ich wie eine aus?»

Er musterte sie sorgfältig und schüttelte dann den Kopf. Die Antwort war Nein. «In was

für Schwierigkeiten stecken Sie denn?»

«Es geht um Geld.»

«Das ist klar. Aber wessen? Um Ihres oder das von jemand anderem?»

«Von jemand anderem. Er glaubt, ich will es ihm stehlen, aber das will ich

gar nicht. Ich will nur herauskriegen, wo es ist, damit ich mich schützen kann.»

«Wem gehört das Geld?»

«Niemandem. Es hat mal einem sehr mächtigen Mann gehört, aber er ist

gestorben.»

Fred schüttelte den Kopf. «Woher soll ich wissen, ob das nicht alles ein großer Quatsch ist?»

Lina nahm seine Hand und drückte sie. «Sehen Sie mich an. Sehen Sie meine Augen an. Sehe ich so aus, als hätte ich

Angst?»

«Ja», sagte er.

«Tatsächlich habe ich Todesangst. Sie müssen mir helfen. Sie sind der einzige Mensch, den ich habe.»

«Was soll ich für Sie tun?»

«Ich muss wissen, mit wem ich bei der OBS über einige Nummernkonten reden kann. Und ich muss wissen, wie ich mit dieser Privatbank ‹M› in Verbindung treten kann. Es könnte mir das Leben retten. Ich weiß, dass das wahrscheinlich albern und

melodramatisch klingt, aber es ist die Wahrheit.»

«Ich mag Sie», sagte Fred verträumt. «Sie sind nett, auch wenn Sie eine erbärmlich schlechte Lügnerin sind.»

«Vielen Dank. Aber ich lüge nicht. Ich bin wirklich

in Gefahr.»

«Ja, ja. Wie auch immer. Der Mann, den Sie bei der OBS sprechen müssen, heißt Pierre Marchand. Er ist einer der Geschäftsführer, der Mann, der für die Geschäfte in Genf zuständig ist. Er ist ein

komischer kleiner Schweizer. Sehr geheimniskrämerisch, selbst für hiesige Verhältnisse. Er überwacht alle großen arabischen Konten. Er redet nie mit jemandem, aber wenn Sie meinen Namen erwähnen,

wird er mit Ihnen sprechen. Rufen Sie ihn morgen in seinem Büro an. Bei der Privatbank handelt es sich mit ziemlicher Sicherheit um den Crédit Mercier. Sie wird von einem Mann namens Maurice Mercier geführt, und wenn der *Privat* sagt,

dann meint er das auch. Ob Sie’s glauben oder nicht, aber seine Nummer ist nirgends verzeichnet.»

«Und Marchand? Könnten wir versuchen, ihn heute Abend zu Hause zu erreichen? Ich muss sobald wie möglich aktiv

werden.»

«Hören Sie, wir sind hier in der Schweiz. Man kann nicht einfach Leute mitten in der Nacht anrufen. Das macht man nicht.»

«Unsinn! Man ist hinter mir her. Mein Leben ist in Gefahr. Haben Sie Kleingeld? Ich werde mir

Marchands Nummer von der Auskunft besorgen und ihn anrufen.»

«Um ihm was zu sagen?»

«Das weiß ich noch nicht. Das überlege ich mir, wenn ich seine Nummer habe.»

«Sie sind ja wahnsinnig», sagte Fred. Aber er lächelte. Er gab ihr fünf Schweizer Franken und zeigte ihr, wo die Telefonkabine war.

Marchands Telefonnummer zu bekommen war nicht

schwer. Er wohnte im Norden außerhalb der Stadt, an der Route de La-Capite. Als sie sich darauf vorbereitete, die Nummer zu wählen, überlegte sie, was sie sagen könnte. Vielleicht lag es am Wein, den sie getrunken hatte,

oder an der befreienden Erfahrung, an einem fremden Ort zu sein, oder einfach an der Notwendigkeit, ein Risiko einzugehen, wenn sie überleben wollte. Aber Lina kam ein abwegiger Gedanke: Wenn es schon ihr Ziel war, in den OBS-

Computer hineinzukommen, wieso nicht gleich das anpeilen, was sie haben wollte – nämlich Marchands Passwort –, anstatt nach Helens kompliziertem Plan zu operieren? Aber wie? Sie konnte einigermaßen

sicher annehmen, dass Marchand, wie die meisten Chefs, nichts von Computern verstand, was die Sache erleichtern würde. Und es könnte auch hilfreich sein, dass es Nacht und er höchstwahrscheinlich zu Hause war. Und am

allerhilfreichsten wäre es, wenn sie es schaffen könnte, irgendwie sein Verantwortungsgefühl anzusprechen, selbst wenn sie ihn gleichzeitig dazu brachte, etwas ungeheuer Verantwortungsloses zu tun. Nüchtern hätte sie

dieses Rätsel niemals lösen können. Aber während sie den Hörer in der Hand hielt, dachte sich Lina einen Plan aus, der so absurd einfach war, dass er so spätabends, vor allem wenn Marchand auch ein Glas Wein getrunken hatte,

tatsächlich funktionieren könnte. Und wenn er nicht funktionierte, nun, dann würde sie am nächsten Tag etwas anderes probieren.

«Entschuldigen Sie, Monsieur Marchand», sagte sie in ihrem besten

Schulfranzösisch, als er abnahm. «Hier ist Dominique, die neue stellvertretende Systemadministratorin der Bank. Es tut mir leid, Sie so spät zu stören, aber wir haben ein Problem, und man hat mir gesagt, ich soll Sie anrufen.»

«Kenne ich Sie?», fragte Marchand. Er klang steif und förmlich, aber in seiner Stimme lag etwas Entferntes, als wäre er schläfrig oder vielleicht ein bisschen angeheitert.

«Nein, Monsieur. Ich bin neu. Ich wurde vor einem

Monat aus London versetzt. Ich arbeite im Computerraum. Ich bin heute Abend allein hier.»

«Haben Sie Zanetti angerufen? Er ist dafür zuständig.»

Linas Antwort kam, ohne zu zögern. «Ja, Monsieur, natürlich. Er hat mir

gesagt, ich soll Sie anrufen.»

Marchands Stimme entspannte sich sofort. Die Befehlskette war hergestellt. «Was für ein Problem gibt es, Dominique?»

«Bedauerlicherweise ist

das System abgestürzt, und wir haben einige unserer Dateien verloren.» Sachte, ermahnte sie sich. Nicht zu schnell.

«Ist es was Ernstes? Muss ich vorbeikommen?»

«Nein, nicht sehr ernst. Wir versuchen, die Dateien heute Nacht

wiederherzustellen, damit das System morgen früh wieder einsatzbereit ist.»

«Gut.» Er klang erleichtert. Er musste nicht vorbeikommen. «Was brauchen Sie von mir?»

«Wir versuchen, zuerst die Passwörter zu

rekonstruieren, und wir müssen wissen» – *sachte jetzt, sodass es sich logisch anhört* –, «wie viel Buchstaben in Ihrem waren.»

«Was hat Zanetti gesagt?»

«Er hat gesagt, ich soll Sie anrufen.»

«Ah! Aha. Also gut. Warten Sie, das waren – eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs – sechs Buchstaben. Haben Sie das gebraucht?»

«Ja, Monsieur. Da ist noch eine Sache. Wir haben die letzten drei

Buchstaben verschlüsselt, aber ich fürchte, das System hat die ersten drei verstümmelt. Das ist das Problem.»

«Brauchen Sie sie?»

«Ja, bitte.» Entspannt. Höflich. Vorsichtig.

Marchand räusperte sich. «Ich kann Ihnen das

Passwort nicht nennen, Dominique. Das wissen Sie.» Er dachte an Sicherheit, selbst spätnachts.

«Ja, Monsieur. Natürlich. Das ist verboten.»

«Also gut. Die ersten drei Buchstaben sind *s, e,*

c. Hilft Ihnen das weiter?»

«Ja, Monsieur. Bis morgen früh müsste alles wieder normal laufen. Haben Sie vielen Dank. Und ich bitte nochmal um Entschuldigung für die Störung.»

«Keine Ursache. Sagen Sie Zanetti, dass ich gern

geholfen habe.» Und er freute sich tatsächlich, einer neuen Angestellten spätabends geholfen zu haben, überzeugt, dass er nichts Unangebrachtes getan hatte. Was konnten drei Buchstaben schon für Schaden anrichten? Die

Passwörter waren gut verschlüsselt. Das System war sicher. Das wurde ihm täglich von Zanetti bestätigt.

«Gute Nacht», sagte sie mit süßer Stimme.

Fünf Minuten später kam Lina zum Tisch zurück, mit frischem

Lippenstift auf dem Mund und einem großen Lächeln auf dem Gesicht. Sie sah aus, als hätte sie soeben im Lotto gewonnen. Fred begrüßte sie mit einer galanten Geste und hielt ihr den Stuhl. Es schien ihm Spaß zu machen, den

Kavalier zu spielen.

«Und? Haben Sie von dem alten Marchand alles bekommen, was Sie haben wollten?»

«Nein», sagte Lina, immer noch lächelnd. «Er war nicht da.» Sie nahm einen großen Schluck von ihrem Drink.

«Ach kommen Sie. Ich muss sagen, Sie sehen äußerst zufrieden aus.»

«Das kommt daher, dass ich glücklich bin, hier in Ihrer Gesellschaft zu sein, Fred.»

Fred lachte. «Sie sind wirklich eine erstaunliche

Lügnerin! Ich habe keine Ahnung, was hier los ist. Aber Sie müssen schon ein sehr kluges Mädchen sein.»

«Ich *bin ein kluges Mädchen*. Und außerdem völlig ausgehungert. Ich hab den ganzen Tag nichts gegessen. Rufen Sie den

Kellner.»

Lina überflog gerade die Speisekarte, als sie ihn sah, aus dem Augenwinkel heraus. Ein Araber, der die Treppe herunterkam. Sie bemerkte ihn zuerst kaum. Es gab schon so viele

Araber in dem Restaurant, dass sie nicht mehr auf der Hut war. Erst als er in den Speisesaal trat und anfing, die einzelnen Tische abzusuchen, wurde Lina aufmerksam. Er war dunkelhäutig, mit dichtem lockigem Haar und schweren Augenlidern. Sie

erstarrte kurz und zog dann die Speisekarte wie ein Schild zu sich heran. Es war ein Gesicht, das sie erst einige Tage zuvor gesehen hatte, in einer Gruppe palästinensischer Leibwächter, die vor Nassir Hammuds Schreibtisch in

London postiert gewesen waren. Irgendwie mussten sie herausbekommen haben, dass sie in Genf war. Der Palästinenser hatte sie noch nicht entdeckt. Er war jetzt in der anderen Ecke des Raumes und unterhielt sich mit ein paar Bekannten.

Aber wenn Lina blieb, wo sie war, würde er sie auf seiner Runde durch den Raum früher oder später entdecken. Sie beugte sich zu Fred vor und flüsterte ihm ins Ohr.

«Es tut mir schrecklich leid, Fred, aber ich muss

sofort gehen. Ich fühle mich nicht wohl.» Sie stand schnell vom Tisch auf und steuerte auf den Ausgang zu.

«Warten Sie, um Himmels willen!», rief er. «Sie können jetzt nicht einfach weg!» Sämtliche Blicke richteten sich auf

sie, einschließlich der von Hammuds Sicherheitsbeamten. In der verlegenen Stille, die auf Freds Ruf folgte, rannte Lina die Treppe hinauf zur Eingangstür. Fred stürmte hinter ihr her. Der Palästinenser folgte einige

Sekunden später.

Fred holte Lina draußen vor der Tür ein. Sie hatte ihre hochhackigen Schuhe ausgezogen und rannte auf Strümpfen den Bürgersteig entlang.

«Was ist passiert?», keuchte er. «Wo rennen Sie denn hin?» Lina rannte

weiter, sodass Fred gezwungen war, so gut er konnte, mit ihr mitzuhalten. Die Straße war fast menschenleer. Das Pflaster glänzte gelblich im Licht der Straßenlaternen. Lina bog links in eine Gasse ein und rief Fred

zu, ihr zu folgen. Erst als sie die Gasse zur Hälfte entlanggerannt waren, merkte Lina, dass es eine Sackgasse war. Am Ende befand sich eine Backsteinmauer und dahinter eine Zeile Wohnblocks. Lina warf einen Blick zurück die

Gasse hinunter. Der palästinensische Sicherheitsbeamte bog gerade um die Ecke. Zum Umkehren war es jetzt zu spät.

Lina rannte auf die Mauer zu und rief Fred zu, er solle sich beeilen. Als er

sie erreichte, drehte sie sich zu ihm um und packte seine Hand. Er zitterte von der Aufregung und dem Alkohol. Der Palästinenser war nur noch zwanzig Meter entfernt. Sie zog ihren Rock hoch und warf die Schuhe über die Mauer.

«Fred! Helfen Sie mir hoch. Schnell!»

Fred machte mit den Händen einen Steigbügel und hievte sie hoch, bis sie sich am Mauersims festhalten konnte. Er sah zu, wie sie ein Bein über die Mauer schwang und

dann das andere. Und dann war sie verschwunden. Als Lina auf den schützenden Wohnhauskomplex zurannte, hörte sie Freds angeheiterte Stimme auf der anderen Seite der Mauer. «Moment, mein Herr. Sie brauchen nicht

weiterzugehen. Ich kann alles erklären.»

29

Früh am nächsten Morgen zog Lina aus dem Beau Rivage aus, um sich etwas Diskreteres zu suchen. Als sie am Empfang stand und ihre Rechnung bezahlte, fiel ihr ein junger Mann in einem schnieken

Leinenanzug auf, der in der Lobby saß und sie anstarrte. Er sah nicht wie ein Iraker aus, und deshalb beachtete sie ihn zunächst nicht sonderlich. Als sie zum Ausgang ging, um sich ein Taxi zu nehmen, kam der Mann auf sie zu und stellte sich vor. Er

hatte lockige Haare und den drahtigen Körper eines Sportlers. Er schüttelte ihr aufdringlich die Hand, zu freundlich für einen Fremden um acht Uhr morgens. Erst als er den Namen eines gemeinsamen Bekannten

erwähnte, war sie plötzlich aufmerksam.

«Ich bin ein Freund von Sam Hoffman», sagte er. «Ich dachte, Sie brauchen vielleicht etwas Hilfe.»

«Wobei?», fragte sie misstrauisch.

«Wegen Hammud», sagte er. Er streckte die

Hand aus, um ihr die Tragetasche abzunehmen, die den Laptop-Computer enthielt.

Lina wich zurück, plötzlich misstrauisch. Sie wusste, Sam würde nicht irgendjemanden schicken, um sie zu beschützen.

«Ich brauche keine Hilfe», sagte sie abwehrend, und rief dem Portier zu, ihr ein Taxi zu besorgen. Der Mann folgte ihr zum Ausgang, wo er ihr eine Visitenkarte gab. Er hieß Martin Hilton. Der Name kam ihr irgendwie bekannt vor, aber sie

konnte ihn nicht einordnen. Auf der Rückseite hatte er die Telefonnummer seines Hotels und die Worte «Seien Sie vorsichtig» geschrieben.

Während sie das Taxi bestieg, sah sich Lina noch einmal um, ob ihr

irgendjemand folgte. Die Straße war leer, bis auf ein paar Lastwagen, die morgendliche Lieferungen machten, und einen Jogger, der in Richtung des Seeparks trabte, der «Die Perle des Sees» hieß. Sie versuchte sich daran zu erinnern, was die Leute

im Film immer taten, um ihre Verfolger abzuschütteln. Cary Grant war einmal in ein großes Gebäude gegangen, war drinnen herumgelaufen und hatte es durch einen anderen Ausgang wieder verlassen. «Fahren Sie

mich zu einem Kaufhaus», sagte sie zu dem Fahrer. Er setzte sie vor einem großen Gebäude in der Rue du Rhône ab, am Südufer des Genfer Sees. Sie betrat das Kaufhaus, ging eine Rolltreppe hoch, dann wieder eine hinunter, schaute in der

Buchabteilung vorbei, kaufte sich ein französisches Wörterbuch und trat dann durch einen anderen Ausgang hinaus in eine Seitenstraße, in der sie ein anderes Taxi heranwinkte.

Der Fahrer war ein

korpulenter Schweizer. Sie bat ihn, ihr ein ruhiges, preiswertes Quartier zu empfehlen, wo sie wohnen könnte. Er fuhr sie zu einer kleinen Pension im südwestlichen Vorort der Stadt, in der Nähe des Güterbahnhofs. Es war ein schlichtes, freundliches

Haus, mit zwei Gästezimmern, das von einer Schweizerin namens Madame Jaccard geführt wurde. Lina erklärte der Frau, dass sie eine Studentin aus London und zu Forschungsarbeiten nach Genf gekommen sei.

Das Einzige, was sie brauche, sagte sie zu Madame Jaccard, sei eine direkte internationale Telefonleitung in ihrem Zimmer. Sie benutze für ihre Forschungsarbeit einen PC, erklärte sie, und es sei vielleicht nötig, per Telefon mit einem

Großrechner woanders zu kommunizieren. Die anfallenden Gebühren würde sie selbstverständlich bezahlen, versprach sie. Die Schweizerin war einverstanden. Im Gästezimmer befand sich

ein Telefon, und sie könne es benützen, wie sie wolle, solange sie ihre Rechnung bezahlte. Die Vorstellung, dass Computer per Telefon kommunizierten, schien sie völlig zu faszinieren. So etwas Kompliziertes, und dann noch eine Frau!

Während Lina ihre wenigen Habseligkeiten auspackte, überlegte sie sich wieder, ob sie Sam anrufen sollte, um ihn nach dem geheimnisvollen Mr. Hilton zu fragen, entschied sich dann aber dagegen. In London

anzurufen wäre riskant und, was viel wichtiger war, Zeitverschwendung.

Lina wusste, dass sie sich beeilen musste. Irgendwann würde Pierre Marchand seinen Kollegen Zanetti in der EDV-Abteilung anrufen und ihn fragen, ob das Problem mit

dem Computer geklärt sei. Zanetti würde antworten: «Was für ein Problem?», und Marchand würde merken, dass man ihn reingelegt hatte. In der anschließenden Panik würden sie umgehend Marchands Passwort

ändern. Also musste sie schnell handeln. Sie schloss Helens Laptop an und las sich schnell in die Betriebsanleitung ein. Nach zwanzig Minuten fühlte sie sich sicher genug, um den Angriff auf den Computer der OBS zu starten.

Zuerst musste Lina das einfache Rätsel von Marchands Passwort lösen. Der Hinweis war ein Wort mit sechs Buchstaben, das mit *sec* begann. Sie schlug das französische Wörterbuch auf, das sie aus dem

Kaufhaus hatte, und blätterte zum Buchstaben *S*. Das erste Wort, das sie sah, war *sec*, aber das waren nur drei Buchstaben. Dann kam *sécant*, ein Wort mit sechs Buchstaben, das «schneidend» bedeutete. Das war theoretisch

möglich, aber Lina fand, dass es als Passwort untypisch für Marchand wäre. Leute wollten gerne in die Irre führen, wenn sie ein Passwort aussuchen, aber nicht so radikal. Sie setzte ihre Suche fort. *Sécession, séchage,*

sécher, «trocknen». Das hatte sechs Buchstaben, aber als Passwort ergab es auch keinen Sinn. Lina setzte ihre Jagd fort. *Sécot, secouement, secourable, secourir, secousse.* Und dann sah sie es, es sprang geradezu aus dem Wörterbuch

heraus.

Secret, wie in «geheim, privat, verborgen, zurückhaltend, reserviert, diskret». Das Wort hatte sechs Buchstaben, und es schrie geradezu danach, ein Passwort zu sein. Lina sah auch noch den Rest

durch, zur Sicherheit. *Secrétaire, sécrétement, sécréter, sectaire, secte, sectuer, section, séculaire, secundo, sécurité.* Das war alles für sec. Es musste *secret* sein.

Lina schätzte, dass sie das Passwort geknackt hatte, aber sie brauchte

immer noch die Nummer der Datenkommunikationsleitun der OBS, bevor sie durch die elektronische Eingangstür wandern konnte. Sie holte sich das Genfer Telefonbuch, das neben dem Bett lag, und

fand die Hauptnummer für die OBS: 391-6000. Darunter war eine Reihe von Abteilungsanschlüssen aufgelistet: 6100 für Verwaltung, 6200 für Geschäftskunden, 6300 für Privatkunden, 6400 für Großkunden, 6500 für Handel und Verkauf, 6600

für Einzelhandelsgeschäfte. Angesichts dieser Liste vermutete Lina, dass die EDV-Abteilung der Bank unter «Verwaltung» fiel, die die Anschlüsse zwischen 6100 und 6200 hatte. Sie fing an zu wählen. Sie

brauchte fünfzehn Minuten und fast vierzig Anrufe, bevor sie mit «391-6138» einen Treffer erzielte und den hohen elektronischen Ton hörte, der bedeutete, dass sie einen Computer am Apparat hatte.

Lina war beinahe so weit. Sie ging in Gedanken

noch einmal Helens Anweisungen vom Vortag durch. Dann holte sie aus ihrer Handtasche den Text mit dem Titel «Konten», den sie einige Tage zuvor aus Hammuds Dateien kopiert hatte. Er enthielt die Nummern der fünf

Konten bei der OBS: N4 808.537-0, N4 808.537-1, B2 218.411-0, B2 218.411-1, B2 218.411-2. Wenn Linas Vermutung zutraf, dann waren diese einfachen Zahlen die Adresse, bei der mehrere Milliarden Dollar lagen.

Los geht’s, sagte sie

sich. Sie rief das Telekommunikationsprogra auf und tippte den Wählbefehl ein. Das Gerät piepte die Zahlen aus: 3-9-1-6-1-3-8. Es gab eine Pause, dann ein Klingeln, dann einen hohen Ton, dann ein kratziges

elektronisches Geräusch. Auf ihrem Bildschirm sah sie die Worte «Dial complete», dann «Ringing» und dann «Connect». Dann erschien das Aufforderungszeichen «Enter username» mit der Aufforderung an sie, sich anzumelden. Das war ein

gutes Omen. Die Schnittstelle der OBS war auf Englisch.

Sie tippte *marchand* ein und wartete darauf, dass das System sein Passwort verlangte. Aber zu ihrer Überraschung erschien «Login incorrect» auf dem

Bildschirm, gefolgt von der Wiederholung des Befehls «Enter username». Was war los? Hatte man Linas Täuschung von der vergangenen Nacht bereits entdeckt und Marchand ganz aus dem System entfernt? Ruhig bleiben, ermahnte sie sich. Es gab

eine viel einfachere Möglichkeit, nämlich die, dass mehr als ein Marchand bei der Bank arbeitete.

Sie probierte es nochmal und tippte diesmal *marchandp*, indem sie den Anfangsbuchstaben seines

Vornamens hinzufügte. Aber es gab wieder keine Verbindung, und die Aufforderung «Enter username» erschien wieder. Jetzt begann sie sich Sorgen zu machen. Nach drei erfolglosen Versuchen wurde normalerweise die Leitung

unterbrochen und eine elektronische Nachricht an den Supervisor geschickt. Lina hatte noch eine Chance. Diesmal tippte sie *pmarchand ein*, mit dem Anfangsbuchstaben vorne statt hinten. Welch ein Wunder! Es funktionierte.

Lina machte sich für das bereit, was als Nächstes kam. Helen hatte sie gewarnt, es könnte eventuell eine automatische Unterbrechung geben, damit der Computer zurückrufen und überprüfen konnte, dass

der Anruf von einer autorisierten Nummer kam. Aber die Unterbrechung ereignete sich nicht. Offensichtlich gab es kein automatisches Rückrufverfahren. Vielleicht waren die Schweizer wirklich so

schlampig, wie Helen behauptet hatte. Jetzt kam die letzte Hürde. Auf dem Bildschirm erschien das Zeichen «Enter password», Lina gab *secret* ein, das Wort, das nach ihren Schlussfolgerungen Marchands Passwort sein

musste. Der Bildschirm löste sich auf und baute sich wieder auf, zeigte das Logo der OBS und dann ein kurzes Optionsmenü. *Ja!* Die Bank hatte sein Passwort noch nicht geändert. Sie war drinnen.

Das Menü auf dem

Bildschirm bot ihr vier Optionen an: «Banking», «Trading», «Markets» und «Personnel». Lina wählte die erste Option. Der Bildschirm baute sich auf mit einer neuen Aufforderung, ob sie Informationen über Einzelhandelsgeschäfte,

Geschäftskonten, Handel und Verkehr oder Privatgeschäfte wünsche. Lina wählte den letzten Eintrag. Eine letzte Aufforderung fragte Lina, ob sie Informationen über reguläre oder Nummernkonten

wünsche – *r* oder *n* –, und Lina gab *n* ein.

Ein neues Aufforderungszeichen funkelte sie an. «Enter account number», «Kontonummer eingeben». Sie war beinahe am Ziel. Lina lehnte sich in ihrem Korbstuhl zurück und sah

aus dem Fenster ihres kleinen Zimmers. Ein paar Passanten gingen über die Straße, jeder mit seinen eigenen Problemen beschäftigt. Die Banker waren in ihren Zählhäusern. Das Geld lag in den Tresorräumen und

schlief. Der Kuckuck wartete gehorsam hinter der Tür seiner Kuckucksuhr. Lina war das einzige freie Elektron in dem geordneten Universum Genfs. Sie wandte sich wieder ihrem Computer zu, der so geschickt war, und sah

wieder auf ihre Liste mit den Kontonummern. Neben das Aufforderungszeichen tippte sie die erste der beiden Kontonummern in Nassau. «N4 808.537-0.»

Der OBS-Computer verdaute ihre Anfrage, und

der Bildschirm war einen Augenblick leer. Lina fragte sich, ob sie vielleicht einen besonderen Sicherheitsschirm getroffen hatte, der den Zugang zu vertraulichen Konten einschränkte. Aber bald baute sich das Bild wieder auf und bot Lina

zwei Optionen an, «Status» und «Kontostand». Sie wählte Letzteres mit einem Gefühl erregter Erwartung. Sie fragte sich, ob die nächste Zahl, die auf dem Bildschirm erscheinen würde, hundert Millionen

oder Milliarden sein würde. Sie war vollkommen unvorbereitet auf das, was dann tatsächlich vor ihr erschien: ‹Kontostand – N4 808.537-0: SF 10,000›.

Das kann nicht stimmen, dachte Lina. Das waren kaum mehr als fünftausend Dollar.

Wahrscheinlich der Mindestkontostand, der erforderlich war, um so ein Konto offen zu halten. Sie musste einen Fehler gemacht haben, obwohl sie sich nicht vorstellen konnte, was es hätte sein können. Sie verglich noch

einmal die Kontonummer mit der auf dem Ausdruck, um sicherzugehen, dass es die richtige war, und ging ihre Schritte noch einmal durch. Ruhig Blut, ermahnte sie sich. Probier die nächste. Sie verfuhr mit der zweiten Nassauer Kontonummer genauso

wie mit der ersten, gab diesmal nach dem Aufforderungszeichen «N4 808.537-1» ein. Die Antwort funkelte ihr entgegen.

‹Kontostand – N4 808.537-1: SF 10,000.›

Lina schüttelte den Kopf.

Das war eigenartig. Sie probierte das dritte Konto, auf ein anderes Ergebnis hoffend. Es war das erste von den dreien, die von den in Panama registrierten Strohfirmen eröffnet worden waren. Vielleicht war das gesamte Geld auf die Konten in

Panama verlegt worden. Sie gab die Zahlen langsam mit einem Finger ein, um sicherzugehen, dass ihr kein Fehler unterlief. B2 218.411-0. Diesmal würde ihr doch bestimmt eine Millionensumme

entgegenstrahlen. Aber der Bildschirm zeigte den gleichen Betrag:

‹Kontostand – B2 218.411-0: SF 10,000.›

Noch ein leeres Sparschwein. Lina wiederholte die Übung noch zweimal. Die Nummernkonten, in die

Coyote Investment seine Profite geschüttet hatte, enthielten jetzt alle nur armselige zehntausend Schweizer Franken. Praktisch gesehen waren sie leer. Der riesige Notgroschen des Herrschers, versteckt, um

seine Familie langfristig zu unterstützen, war verschwunden.

Lina rieb sich die Augen. Einen kurzen Moment war ihr zum Weinen zumute. Sie hatte sich so viel Mühe gegeben, hatte so viel riskiert, diese Tür zu öffnen. Und jetzt musste

sie feststellen, dass nichts dahinter war.

Es gab in Genf nur noch eine andere Tür, an der sie anklopfen konnte, aber Lina wusste nicht, wie. Sie legte sich aufs Bett in ihrem kleinen Zimmer und

ließ sich das Problem durch den Kopf gehen. Nach einigen Minuten des Nachdenkens rief sie den Concierge vom Beau Rivage an, der sich am Tag zuvor sehr hilfsbereit gezeigt hatte. Es tue ihr furchtbar leid, ihn zu stören, sagte sie, aber sie

habe die Telefonnummer ihrer Privatbank, Crédit Mercier, verloren. Ob er sie zufällig kenne? Und natürlich kannte er sie. Lina wählte die Nummer, die der Concierge ihr gegeben hatte, und lauschte auf das Klingeln.

Die Chance, Mercier zu erreichen, war gering, aber ihr blieben wenig Alternativen. Als sich eine Schweizerin meldete, fragte Lina, ob sie Monsieur Maurice Mercier sprechen könne.

«Wen kann ich melden?» Die Stimme der

Frau war steif und scharf wie der Stachel eines Stachelschweins.

«Salwa Bazzaz», sagte Lina, indem sie den Familiennamen des Herrschers als ihren eigenen angab.

Die Sekretärin bat sie

dranzubleiben, und es schien eine Ewigkeit zu dauern, bis sie sich wieder meldete. «Monsieur Mercier würde gerne wissen, weswegen Sie anrufen.»

«Ich möchte Erkundigungen über die Konten meines Onkels

einholen», sagte Lina so hoheitsvoll, wie sie nur konnte. «Ich bin gerade in Genf eingetroffen und möchte Monsieur Mercier so bald wie möglich sprechen.»

Es gab wieder eine lange Pause, während die

Sekretärin ihren Chef informierte. Ein Schweizer Bankier musste vorsichtig sein. Und doch konnte man gelegentlich auch zu vorsichtig sein und einen potenziellen Kunden beleidigen. Die Sekretärin meldete sich wieder, jetzt in einem etwas

freundlicheren Ton, strahlte etwas mehr Wärme aus, die sie den Milliarden von Dollar schuldig war, die sich dank der Herrscherfamilie im Verlauf der Jahre bei der Firma Crédit Mercier angesammelt hatten.

«Monsieur Mercier kann Sie morgen um zehn empfangen», sagte sie.

Lina feierte ihren Erfolg, indem sie am frühen Nachmittag einen Spaziergang machte. Es war gefährlich, ihren Unterschlupf zu verlassen,

aber es war ein sonniger Frühlingstag, und sie hasste das Gefühl, von ihrer Angst eingesperrt zu sein. In einem Laden, der sich in der Nähe des Bahnhofs befand und geöffnet hatte, kaufte sie sich einen Hut, dem

jeglicher Schick fehlte, und einen grünen Mantel. Als sie sich im Spiegel betrachtete, fand sie, dass sie beinahe wie eine Schweizerin aussah. Sie setzte ihren Spaziergang fort, blieb wann immer möglich im Schatten, den Kopf gesenkt, aber sie

wurde wie durch einen Magnet zum Genfer See gezogen.

Vom Südende aus sah der See wie ein langes wässriges Juwel aus, das in den tiefen Spalten der Alpen eingelegt war. Die Frühlingssonne spiegelte

sich glitzernd auf der Oberfläche des Wassers wider, während darüber das Wasserspiel seine neblige Fontäne ausspie. Dies war genau der Stadtteil, den sie meiden musste, aber der Jardin Anglais am Südufer des Sees war so voller

Menschen, die zu einem Nachmittagsspaziergang unterwegs waren, und sie dachte, sie wäre unsichtbar unter all den Passanten am Kai.

Lina blieb stehen, um zuzusehen, wie ein Schwarm kleiner

Segelboote mit möwenweißen Segeln über das Wasser schoss. Der Wind wurde stärker, und eins der Boote, das vor dem Wind segelte, schien sich fast aus dem Wasser zu heben, sodass es wie auf Schlittschuhen über die Oberfläche des Sees direkt

auf sie zuraste. Als der Wind drehte, machte das Boot eine scharfe Wende und glitt auf die Mont-Blanc-Brücke zu. Erst dann, als Linas Blick zur Brücke wanderte, sah sie eine Gestalt, die in der Nähe der Steinfassade

stand, die Hände in die Manteltaschen gesteckt. Was Lina Angst machte, war, dass der Mann sie direkt ansah.

Sie setzte sich in nördliche Richtung in Bewegung, von der Brücke weg. Nach hundert Metern blieb sie bei einem kleinen

Park stehen, der am See lag, fand eine Bank und blickte sich um. Der Mann in dem Mantel hielt sich immer noch hinter ihr. Sein Verhalten hatte eine Dreistigkeit, die sie zermürbend fand. Er war jetzt näher gekommen,

und sie erkannte das gewellte Haar, die scharfen Züge und diesen maskulinen Gang. Es war derselbe Mann, der sie in der Lobby des Beau Rivage angesprochen und behauptet hatte, ein Freund von Sam Hoffman zu sein. Er hatte ihr eine

Visitenkarte mit seinem Namen gegeben, Martin Hilton, und der Mitteilung «Seien Sie vorsichtig». Und jetzt verfolgte er sie auch noch.

Nur keine Panik und bloß nicht wegrennen, dachte Lina. Erteil ihm eine

Lektion. Sie sah einen Polizisten, der etwa dreißig Meter entfernt in einem Wachhäuschen am See stand, und ging direkt auf ihn zu. Als Martin Hilton sah, wo sie hinging, blieb er plötzlich stehen.

«Dieser Mann da verfolgt mich», rief sie auf

Französisch dem Polizisten zu und zeigte auf den Mann im Mantel. «Er hat versucht, sich vor mir zu entblößen.»

Der Polizist trabte los, auf den Mann zu, und befahl ihm händefuchtelnd, stehen zu bleiben. Hilton

sprintete davon, raste über die Straße und in das Gewühl des Geschäftsviertels. Der Polizist kehrte mit einer behäbigen und zufriedenen Miene zu der Stelle zurück, an der Lina gestanden hatte, um ihr ein paar beruhigende Worte zu

sagen. Aber sie war verschwunden. Während der kurzen Verfolgungsjagd war sie in eine andere Richtung geflohen und wieder in den Schutz der Anonymität getaucht.

30

Sam Hoffman lag das Nichtstun nicht. Er saß in seinem Büro und führte nutzlose Telefonate, bis er es nicht länger aushielt, ging ins Fitnesscenter, um seine Wut abzureagieren, dann ins China-Restaurant

und kehrte danach in sein Büro zurück, um weitere überflüssige Telefonate zu tätigen. Am Tag nach Linas Verschwinden wartete Hoffman darauf, dass sie sich bei ihm melden würde, wenn sie noch lebte. Am darauffolgenden Tag

begann er sich zu fragen, ob sie vielleicht schon tot war. Noch einen Tag später ging er auf einer seiner rastlosen Runden zu Scotland Yard, um die Polizei zu drängen, Ermittlungen gegen Hammud einzuleiten. Aber

die wollten ihm nur noch mehr Fragen zu Lina Alwans angeblichen kriminellen Aktivitäten stellen. Hoffman gab sich unkooperativ und forderte die Polizei geradezu auf, ihn doch als Mitverschwörer zu verhaften, sofern sie

irgendwelche Beweise hätten. Worauf man ihn bat zu gehen.

Am gleichen Abend kehrte Ali Mattar aus Tunis zurück. Hoffman hatte ihn ein paar Tage später zurückerwartet und war überrascht, den

Palästinenser vor seiner Tür zu finden. *«Ahlan, ahlan!»*, begrüßte Hoffman seinen Kollegen. Er freute sich schon, einfach nur ein freundliches Gesicht zu sehen. Seine Beschäftigung in den letzten paar Stunden hatte darin bestanden,

Tesafilmstückchen zwischen Daumen und Zeigefinger hin und her zu rollen.

«Ich brauche einen Drink», sagte Ali und ließ seine massige Gestalt auf die Couch sinken. Er war jemand, der selbst einen

großen Raum klein wirken ließ: hochgewachsen und kräftig, mit langen lockigen Haaren und einem herabhängenden Schnurrbart. Hoffman fand, dass er wie ein Alt-Hippie aussah und nicht wie jemand, der mit geheimen Informationen

handelt, aber das machte gerade Alis Charme aus. Hoffman goss ihm großzügig Whisky ein.

«Und was hast du rausgekriegt?», fragte er.

«Eine oberfaule Sache, Sam! Hab die ganze Story hier oben.» Er klopfte sich

an den Schädel. «Ich musste sofort herkommen, um dir diese große Nachricht zu geben.»

«Dann schieß mal los. Ich bin ganz Ohr.»

Ali sah enttäuscht aus. «Wieso die Eile? Willst du nicht erst reden? Mach dir einen Drink. Frag mich

nach meiner Familie, plauder über alte Zeiten. Du weißt schon, die arabische Art.»

«Nein. Zuerst das Geschäftliche. Dann können wir über alte Zeiten plaudern, solange du willst.»

«Du bist heute nicht sonderlich entspannt, *habibi*.»

«Mach mir keinen Druck, Ali. Ich dreh hier durch. Ich brauche Informationen.»

«Okay, okay. Ich hab zu viel rausgefunden. Das wirst du nicht glauben. Große Verschwörung. In

Tunis dreht alles durch. Vielleicht willst du mir das Doppelte zahlen für gute Arbeit.»

«Lass den Scheiß über das Geld. Das meine ich ernst.»

«Okay. Hier kommen meine Knüller. Erinnerst du

dich an die Palästinensische Befreiungsfront, diese Gruppe in der PLO, die ihr ganzes Geld aus Bagdad bekommt? Der Mann, der da das Sagen hat, ist ein alter Kumpel vom Herrscher in Bagdad. Die sind zusammen jagen

gegangen und all so was. Erinnerst du dich an den?»

«Nein.»

«Okay. Auch egal. Also, sein Stellvertreter ist mein alter Freund Ayad, der mir einige Gefallen schuldig ist. Weißt du, dass ich ihm mal das Leben gerettet habe?

Er hatte sich in Beirut versteckt, nachdem die Syrer versucht hatten, ihn umzubringen, und ich habe ihn jeden Tag besucht und Tricktrack mit ihm gespielt. Und diese Syrer haben nochmal versucht, ihn umzubringen, weil sie zu viel Angst vor ihm hatten.

Aber ich habe es rausbekommen und Ayad gesagt, er solle zu den Camps in Tyrus fliehen, wo ich aufgewachsen bin, und da hat ihn meine Mutter versteckt, und keiner hat was erfahren. Und das hat er nie vergessen. Und

später, als ich von der Fatah verhaftet wurde und sie mich beschuldigt haben, ein CIA-Mann zu sein, hat Ayad mich gerettet. Er ist ins Gefängnis gekommen und hat ihnen befohlen, mich freizulassen, und er ist so ein großer Mann, wie

konnten die da nein sagen? Die haben alle Angst vor dem Irak. Also bin ich jetzt hier, dank Ayad. Was sagst du dazu?»

«Faszinierend. Ich würde mir die ganze Geschichte liebend gerne

ein anderes Mal anhören.»

«Okay. Ayad erzählt mir also, was los ist. Nur damit du weißt, dass das, was ich dir jetzt erzähle, erstklassige, hervorragende, sehr teure Informationen sind. Direkt aus Bagdad.»

«Kapiert. Jetzt komm

endlich zur Sache. Was hast du herausbekommen, verdammt nochmal?»

«Okay. Los geht’s. Der Mann, der den Herrscher umgebracht hat, heißt Osman. Er ist sein Cousin, glaube ich. Er lebt irgendwo in Europa und will

an das Vermögen der Familie. Aber er mag die Brüder des Herrschers nicht. Osman sagt, die sind zu gierig. In den letzten paar Monaten haben sie großen Familienkrach. Mein Gott, Sam! Was sollen wir bloß mit diesen verrückten

Arabern machen? Und dann vor ein paar Tagen, paff!»

«Osman drückt ab?»

«Und ob. Nur jemand aus der Familie kann so nah an den Herrscher rankommen, verstehst du? Deswegen benutzen sie

Osman. Und was meinst du, wer seit so vielen Jahren für Osman arbeitet?»

«Sag's mir.»

«Du weißt es, Sam. Ja, wirklich.»

Sam überlegte einen Moment. Ali hatte recht. Er wusste es. «Nassir

Hammud?»

«Und ob, Hammud. Mein Freund Ayad erzählt mir, die arbeiten schon seit Jahren zusammen, in Geldangelegenheiten. Die haben zu viele Geschäfte gemacht. Weißt du noch, diese Kampfflugzeuge, die

der Herrscher von den Franzosen kaufen wollte, vor langer Zeit? Osman war mit Hammud zusammen bei der Abwicklung dieses Geschäfts. Wie gefällt dir diese oberfaule Sache, na?»

«Sie gefällt mir.»

«Ich habe noch mehr. Was glaubst du, wer Osman und Hammud Rückendeckung gegeben hat, als sie so im großen Stil hinter dem Herrscher her waren?»

«Schluss mit den Ratespielen. Sonst kürze

ich dir den Vorschuss.»

«Bitte, du tust mir zu weh, aber ich sag’s dir trotzdem. Die, die Osman und Hammud unterstützen, sind nämlich meine Freunde in Tunis. Die Palästinenser. Die Fatah kauft schon seit Jahren Leute im Palast

des Herrschers. Eine Million für diesen, eine Million für jenen. Und bald schon nagen sie an der Sicherheit des Herrschers wie Ratten am Käse – bis nichts mehr übrig ist! Und dann, paff!»

«Gutes Material, Ali.

Aber wer steckt hinter den Palästinensern?»

«Die Saudis, glaube ich. Die müssen es sein.»

«Die Saudis?»

«Und ob. Auch das sind ganz dicke Freunde von Hammud. Die fressen alle aus demselben Napf, verstehst du, was ich

meine?»

«Ja, verstehe.» Hoffman dachte an seinen Freund Jalal, in seinem Vergnügungspalast am Hyde Park Square, wie er verächtlich geschnaubt hatte, als Sam ihn gefragt hatte, wer Hammud

schütze. «Wer war noch an der Operation beteiligt, außer den Palästinensern und den Saudis?»

Ali starrte einen Augenblick lang aus dem Fenster und sah dann Hoffman mit ernster Miene an. «Vielleicht die Amerikaner?»

«Nochmal?»

«Es gibt eine Menge Amerikaner in Tunis, *habibi*. Ein paar freundliche Gesichter.» Seine Augen leuchteten, aber Sam schüttelte den Kopf.

«Du rätst jetzt nur, oder?»

Der Palästinenser zuckte die Achseln. «Bei solchen Fragen, mein Freund, sind die Antworten immer geraten. Aber du willst sie wissen, und ich kriege sie raus. Diese Informationen kosten mehr, weil sie so heiß sind, aber ich habe sie für dich besorgt.»

«Ich denk drüber nach. Was ist mit Osman passiert, nachdem er den Herrscher erschossen hat?»

«*Haram*. Pech für ihn. Er denkt, er hat jeden im Palast bezahlt, aber die Brüder des Herrschers

erwischen ihn, einen Tag nachdem er abgedrückt hat. Auch eine hässliche Sache.»

«Was haben sie mit ihm gemacht?»

«Sie haben ihm die Eier abgeschnitten und sie ihm in den Mund gestopft, noch lebend. Die waren

ziemlich sauer.»

«Anscheinend. Und Hammud?»

«Die haben Hammud zuerst erwischt und ihn sich vorgenommen. Hat ihn einen Finger gekostet, aber er wurde gerettet. Ein paar von seinen

Palästinenserfreunden sind aufgetaucht. Ein Glückspilz, was?»

«Das mit Hammuds Finger wusste ich schon, aber nicht das mit Osmans Eiern. Das war neu für mich.»

«Siehst du! Ich hab’s dir ja gesagt! Gute Arbeit, die

ich geleistet habe! Jeden Penny wert.»

«Was hast du sonst noch rausbekommen?»

«Okay. Der Grund, warum der Herrscher und seine Brüder mit Osman gestritten haben, war also Geld. Hammud und

Osman haben die Familie ja schon lange Zeit bestohlen! Der Herrscher hatte darauf vertraut, dass sie das Geld außerhalb des Irak verstecken, und dann musste er feststellen, dass sie sich nebenbei kleine Häppchen rausgepickt haben. Na ja,

vielleicht nicht ganz so kleine!»

«Wie viel haben sie gestohlen?»

«Vielleicht eine Milliarde. Vielleicht mehr.»

«Eine Milliarde Dollar?»

«Ja. Vielleicht mehr. Und du zahlst für Ali nur

viertausend am Tag. Wallab! Mein Gott, Sam.»

«Hör auf! Wer hat in Bagdad jetzt das Sagen?»

«*Moukhabarat*, genau wie immer. Diese Bande kriegt ihre Löhne vielleicht aus Riad.»

«Und was ist mit der Familie des Herrschers?

Ist jetzt Schluss, jetzt, wo sie Osman erledigt haben?»

«Von wegen! Für die Irakis ist nie Schluss. Es gibt immer noch jemand, den man umbringen kann.»

«Und hinter wem sind

sie her?»

«Hinter jedem. Die trauen jetzt keinem mehr, nachdem Hammud sie beschissen hat. Die trauen Hammuds Leuten nicht mehr. Die tun alles, um die Kohle in die Hände zu kriegen.»

«Wen setzen sie unter

Druck?»

«Willst du alle Einzelheiten? Sogar mein Freund Ayad hatte Mühe, sich alle Namen zu merken.»

«Ja, bitte. Alle Einzelheiten, an die du dich erinnern kannst.»

«Okay. Zuerst haben sie Druck auf Hammuds Firma in London gemacht. Die heißt Wolf oder so ähnlich. Die haben diesen Armenier nach Bagdad zurückgeholt und ihn windelweich geschlagen, bis er ihnen alles erzählt hat. Er sollte ihr Mann sein und

Hammud im Auge behalten, aber es sieht so aus, als hätte er ziemlichen Mist gebaut. Und so sorgen sie dafür, dass er nicht vergisst, was er für ein Glück hat, noch alle seine Arme und Beine zu haben, und dann

schicken sie ihn nach London zurück, damit er sich um das Geld der Familie kümmert.»

«Gut. Was ist dann passiert?»

«Hammud kommt nach London zurück, mit ein paar von diesen Palästinensern. Vielleicht

Ayads Jungs. Die Engländer haben sie reingelassen. Keine Ahnung, wieso. Diese Engländer müssen Hammud anscheinend mögen.»

«Was hat Hammud gemacht, als er zurück

war?»

«Er übernimmt wieder diese Firma.»

«Coyote. Die Firma heißt Coyote Investment.»

«Du bist zu clever, Sam. Vielleicht arbeitest du für Ali. Dann machen wir richtiges Geld.»

«Nein danke. Erzähl

weiter. Du wolltest mir gerade sagen, was Hammud gemacht hat, als er wieder da war.»

«Richtig. Hammud übernimmt wieder das Ruder. Gleich am ersten Abend schickt er seine neuen palästinensischen

Leibwächter zum Haus von diesem Armenier. *Paff.* Kein Armenier mehr da. Dann knöpfen sie sich irgendein irakisches Mädchen vor, und du weißt schon …» Er winkte mit seiner Hand ab, als wollte er sagen: «Wen interessiert das schon?»

«Moment!», sagte Hoffman. «Langsam. Was für ein Mädchen?»

«Ich weiß nicht. Vielleicht Laura. Oder Lucy. Ich weiß nicht. Irgendein Name mit L. Ayad wusste es nicht mehr genau. Sie arbeitet

für Hammud.»

«Wieso sind die hinter ihr her?»

«Weil die denken, dass sie weiß, wo das Geld ist. Alle Geheimnisse kennt. Sie hat sie aus dem Computer gestohlen, als Hammud und der Armenier gerade nicht geguckt

haben. Die denken, die arbeitet vielleicht für die Israelis.»

«Für die Israelis? Wie kommen die denn da drauf?»

«Weil sie irgendeinen Lover hat, der für die Israelis arbeitet.»

Hoffman versuchte, nicht allzu interessiert zu wirken. «Und wer ist das?»

«Hat Ayad nicht gesagt. Soll ich ihn fragen?»

«Nein. Auf keinen Fall. Was haben sie mit dem irakischen Mädchen gemacht?»

«Nichts. Die haben sie

nicht erwischt. Haben versucht, sie zu packen, aber sie ist ihnen durch die Lappen gegangen.»

«Sie haben sie nicht erwischt?», wiederholte Hoffman, dem das Herz eine Spur schneller schlug.

«Nein, nicht erwischt.»

«Und wo ist sie jetzt?»

«Weiß ich nicht. Aber wenn sie sie kriegen, dann geht’s ihr dreckig, und zwar saumäßig!»

«Woher weißt du das?»

«Weil die’s ernst meinen mit dem Geld. Die schätzen, das ist alles, was da ist. Der Herrscher

ist tot. Der Kalte Krieg vorbei. Es gibt keine Freifahrten mehr mit CIA oder KGB. Nicht mal mehr Kriege mit Israel. Jetzt gibt’s nur noch Geld. Das Gleiche gilt für die Brüder des Herrschers. Die wollen die Kohle auch um jeden

Preis haben. Jeder will sie unbedingt.»

«Mein Gott!», sagte Hoffman.

«Was ist los? Gefallen dir die Informationen nicht? Die sind erstklassig. Niemand weiß davon, außer uns beiden.»

«Nein, die Informationen

sind fabelhaft. Ich habe nur Angst davor, was diese Wahnsinnigen anstellen könnten.»

«Nicht Alis Problem. Tut mir leid. Ende der Story. Bis auf eine Sache, die du mich noch gefragt hat.»

«Die Telefonnummer.»

«Ja, stimmt. Aber es ist nicht sehr interessant. Vielleicht hast du dich mit der Nummer geirrt. Ich hab Ayad gefragt, der seinen Freund beim tunesischen *Moukhabarat* gefragt hat, der seinen Freund bei der tunesischen PTT gefragt hat. Aber ich glaube, es

war vielleicht ein Irrtum. Ein großes Nichts.»

«Was war das für eine Nummer?»

«Irgendein Apparat in der US-Botschaft in Tunis. Einen, den sie nie viel benutzen. Nicht mehr in Betrieb. Tut mir leid. Gib

mir eine andere Nummer, und ich kann es nochmal probieren.»

Die US-Botschaft. Hoffman rieb sich die Augen. Er war müde und hatte Mühe, das Puzzle, das sich vor ihm zusammengesetzt hatte, klar zu erkennen. «Nein,

Ali. Das ist schon okay. Es muss eine falsche Nummer gewesen sein. Danke, dass du es probiert hast.»

«Und was soll ich jetzt tun, Sam?»

Hoffman dachte einen Augenblick darüber nach.

Es war so, als hätte Lina sich in einem Spinnennetz verfangen, das immer größer wurde. Das Netz war überall, aber die Spinne blieb unsichtbar. Hoffman fiel nichts anderes ein, als dass man irgendwie versuchen müsste, sie zu

verscheuchen. Er ging zum Büro-Safe, zählte ein dickes Bündel Scheine ab und ging dann wieder zu seinem Informanten.

«Hier sind zehntausend Dollar für die zwei Tage. Es ist mehr, als wir vereinbart hatten, aber die

Informationen waren es wert. Ich gebe dir weitere zehntausend, wenn du noch etwas für mich tust.»

«Okay. Und was ist das? Keine Waffen. Ich arbeite ausschließlich mit Informationen.»

«Keine Waffen. Ich möchte, dass du wieder

nach Tunis fliegst und deinem Freund Ayad eine Nachricht überbringst, die er an die Leute weitergeben soll, die in Bagdad den Betrieb führen.»

«Okay. Kein Problem. Wie lautet die Nachricht,

bitte?»

«Sag ihnen, wenn sie dieser Irakerin irgendwas antun, dass sie dann großen Ärger mit der CIA kriegen werden. Klar? Sie sollen die Finger von ihr lassen, sonst sitzen sie tief in der Scheiße.»

«Dann arbeitet sie also

für die Agency, diese Irakerin? Gar nicht für die Israelis?»

«Sie ist bloß ein absoluter Niemand. Es ist egal, für wen sie arbeitet. Und sie weiß nichts über das Geld.»

«Und von wem, soll ich

sagen, kommt die Nachricht?»

«Sag einfach Hoffman. Nenn nicht meinen Vornamen.»

«So! Dein Vater gibt dir diese Nachricht? *W'Allah!* Sonderbar! Aber okay. Die kennen alle deinen Vater. Er hat versucht, die Hälfte

von ihnen in Beirut zu rekrutieren.»

«Tu einfach, was ich dir sage, Ali. Okay? Sag deinen Freunden, dass niemand irgendwelchen Scheiß mit diesem Mädchen machen soll. Weder die Irakis noch die

Palästinenser noch die Saudis noch sonst irgendjemand. Wenn die ihr was antun, dann blüht ihnen mehr Ärger, als sie sich vorstellen können. Sag ihnen, dass das Hoffman sagt. Kapiert?»

«*Hader ya rayees!*» Er salutierte schnittig. «Wann

soll ich fliegen? Vielleicht morgen?»

«Heute Abend. Es gibt spätabends eine Maschine. Du schaffst es gerade so, wenn du gleich gehst.»

«Heute Abend ist nicht sehr günstig, *habibi*. Ich

hatte an ein großes Rendezvous mit einer alten Freundin gedacht, wenn ich nur die Nummer vom Hostessenservice wiederfinde. Heute Abend ist nicht so gut.»

«Es muss heute Abend sein.» Hoffman ging zum Safe und kam mit weiteren

tausend Dollar wieder.

«Das ist für deine Extraausgaben», sagte er. «In Tunis gibt’s eine Menge nette Mädchen.»

31

Die Rue des Banques lag wie ein schwerer Goldbarren im alten Geschäftsviertel von Genf. Die altehrwürdigen Bankhäuser des Kantons säumten beide Seiten der Straße; sie waren in

dunklen Gebäuden untergebracht, die Genfer Diskretion und Anständigkeit verkörperten. Es gab keine Neonreklamen oder überhaupt irgendwelche Firmenschilder, die herausragten, um Kunden anzulocken; es gab

keinerlei Werbung, denn die Banken dieses Bezirks zogen es vor, keine Geschäfte mit der Öffentlichkeit zu machen. Die meisten waren *banques privées*. An ihren Türen waren schlichte Messingschilder mit dem

Namen der Bank: Hentsch, Lombard-Odier. Die großen Namen der Schweizer Bankenwelt. Einigen der Privatbanken war selbst das eine zu öffentliche Form der Werbung. An ihren Türen hingen nur die Hausnummern oder selbst

das nicht. Denn diese Etablissements existierten nicht im normalen Universum der Bankenwelt. Sie waren wie schwarze Löcher, die Geld durch ihre unsichtbaren Türen einsaugten.

Lina ging die Rue des

Banques entlang auf der Suche nach der Nummer elf. Der Morgenhimmel war genauso grau wie die Architektur, sodass die gesamte Straße im Schatten zu liegen schien. Lina hatte Mühe, die Nummern durch ihren Schleier hindurch zu

erkennen. Sie hatte ihn noch am selben Morgen gekauft, zusammen mit einem nüchternen Geschäftskostüm und einem Kopftuch, um ihre Rolle als Frau des Orients, die gerade ihren geliebten Onkel verloren hat, noch

überzeugender zu gestalten. Es war schwierig, durch den Spitzenstoff hindurchzusehen. Weiter oben in der Straße konnte sie ein paar Männer in Mänteln ausmachen, die Banker zu sein schienen, im Begriff, ihre Zählhäuser

zu betreten. Sie ging weiter die Straße hinauf. Sie kam an der Nummer sieben vorbei. Auf dem Schild stand LEBON. Die Nummer neun war C & CIE. Daneben, in einem Gebäude, das noch grauer als seine Nachbarn

aussah, befand sich ein schlichter Eingang mit einem schweren Messingklopfer und einem Schild, auf dem einfach nur M stand.

Lina stand vor der Tür und probte ein letztes Mal ihren Text. Sie hatte sich auf ihre Rolle sorgfältig

vorbereitet, und jetzt, kurz bevor der Vorhang aufgehen sollte, fühlte sie sich fast mutig. Sie hob den Messingklopfer, spürte sein Gewicht in ihrer Handfläche und ließ ihn herabfallen. Die Tür ging sofort auf. Eine

gutgekleidete junge Frau, die dort auf Linas Ankunft gewartet zu haben schien, fragte sie nach ihrem Namen und bat sie dann, mitzukommen. Sie gingen nach links einen schmalen beigefarbenen Korridor entlang, dann rechts an drei kleinen Türen vorbei.

Vor der letzten blieb die Frau stehen, öffnete sie und forderte Lina mit einem Kopfnicken auf, den kleinen Konferenzraum zu betreten. Dann schloss sie die Tür und ließ Lina allein. Es war kaum ein Wort gewechselt worden.

Der Konferenzraum war einfach und wohnlich. Vor einem Schreibtisch stand ein bequemer, gutgepolsterter Sessel für den Kunden und hinter dem Tisch ein Holzstuhl mit einer geraden Lehne für den Bankier. Hinter dem Tisch war ein Fenster,

das auf einen kleinen Garten hinausging, der nicht breiter war als der Konferenzraum. Eine kleine Backsteinmauer umgab den Garten auf drei Seiten, sodass niemand in den Raum hineinsehen konnte.

Lina starrte auf diesen geheimen Garten hinaus. Er gehörte offensichtlich zu der planmäßigen Verwirrung bei Crédit Mercier. Das Gebäude war wie ein Labyrinth angelegt worden, um die Privatsphäre der Bankkunden zu schützen.

Jeder Besucher konnte sicher sein, während er in seinem persönlichen Konferenzraum saß, von keinem anderen Besucher gesehen zu werden. Der Ölminister von Sharjah würde nie erfahren, dass er dieselbe Bank benutzte

wie der Finanzminister von Peru. Der Oberkommandierende der Armee in Kenia würde nie das Gesicht des Sprechers des russischen Parlaments sehen müssen. Sie waren heimliche Brüder. Lina setzte sich in den Sessel und wartete auf den Mann,

der alle Gesichter sah.

Nach fünf Minuten ertönte ein sehr leises Klopfen an der Tür. Bevor Lina antworten konnte, betrat ein kompakter Mann den Raum. Er hatte ergrauende Haare, einen sorgfältig gestutzten

grauen Schnurrbart und trug einen grauen dreiteiligen Anzug. Die einzige Andeutung von Farbe kam von seinen Augen, die einen eigentümlichen Blauton hatten und unberechenbar über der verbindlichen Nüchternheit seines

Gesichts und seiner Gestalt zu leuchten schienen. Er schloss hinter sich die Tür, bevor er die Hand ausstreckte und sich vorstellte. «Mercier», sagte er mit einer winzigen Verbeugung. Keinen Vornamen, keinen Titel. Er

hatte die delikaten Manieren von jemandem, der sein Leben lang mit schmutzigem Geld umgegangen war, ohne sich jemals die eigenen Finger dreckig gemacht zu haben.

Lina hob den Schleier etwas an und murmelte:

«Salwa Bazzaz.» Dann ließ sie ihn wieder vors Gesicht fallen. Mercier forderte sie auf, Platz zu nehmen, deutete mit der Hand auf ihren Sessel, wie der Chefkellner eines noblen Restaurants. Seine Taktik bestand darin, besser

erzogen zu wirken als seine Gäste und gleichzeitig ganz zu ihren Diensten zu stehen.

«Also, Miss Bazzaz», sagte er. «Wie kann ich Ihnen helfen?»

Lina überlagerte ihr Englisch mit einem irakischen Akzent, so wie

sie als Kind in England gesprochen hatte. «Ich bin gekommen, um mich über die Konten meines Onkels zu erkundigen. Gott schenke seiner Seele Frieden.»

Die Miene des Bankiers war teilnahmsvoll und leer.

«Eine große Tragödie, Miss Bazzaz. Mein Beileid. Aber darf ich fragen, wieso Sie zu mir kommen?»

«Weil mein Onkel ein Kunde Ihrer Bank war.»

Der Bankier legte die Hände auf seinem Schoß zusammen. Er schloss die Augen, sodass er ein

Porträt Grau in Grau war: grauer Anzug, graue Haare, graue Art. «Ich muss Sie um Verzeihung bitten, Miss Bazzaz», sagte er. «Ich möchte nicht unhöflich sein, aber es ist ein Prinzip dieser Bank, dass wir über

unsere Geschäftsbeziehungen mit niemandem sprechen außer mit dem Kunden persönlich.»

«Aber der Kunde ist verstorben, Monsieur. Und das Geld gehört seiner Familie. Und ich habe von ihr den Auftrag

bekommen, Erkundigungen einzuholen.»

«Ich verstehe, Miss Bazzaz. Aber das ändert leider nichts am Prinzip unserer Bank.»

Lina schniefte empört. Sie hatte sich darauf

vorbereitet. «Wenn Sie nicht mit mir reden wollen, dann gehe ich zu den Vereinten Nationen. Oder zu CNN. Mein Onkel hatte gute Kontakte zu CNN. Ich werde ihnen von dem Schweizer Bankier erzählen, der das Geld meines Onkels gestohlen

hat.»

«Aha», sagte der Bankier. Er veränderte ganz geringfügig die Stellung auf dem Stuhl, während er über die Vorstellung von Fernsehkameras in der Rue des Banques

nachdachte. «Sagen Sie, Miss Bazzaz, können Sie sich vielleicht irgendwie ausweisen?» Er fragte das so sanft, so höflich, dass es fast wie eine Entschuldigung klang. Aber Lina war vorbereitet. Sie hatte absichtlich ihre sämtlichen Ausweise in

ihrem Zimmer gelassen, für den Fall, dass er irgendwas sehen wollte.

«Mein Pass liegt im Hotel», sagte sie. «Aber ich habe einen anderen Ausweis. Er ist besser für Sie, glaube ich.»

«Nun, dann könnten Sie

ihn mir vielleicht zeigen.»

«Ich habe die Nummern der Konten meines Onkels in Genf. Meine Familie hat gesagt, ich soll sie Ihnen geben.»

«Ja, wirklich. Das wäre sehr hilfreich.»

Lina griff in ihre Handtasche nach dem

Blatt mit der Überschrift «Konten», lüftete ihren Schleier und las die Zahlen auf dem ersten Blatt vor. «Zuerst bei der Organisation de Banques Suisses. Mein Onkel hatte dort fünf Konten, auf die er die Gewinne seiner

Londoner Holdinggesellschaft überweisen ließ. Die Nummern sind N4 808.537-0, N4 808.537-1, B2 218.411-0, B2 218.411-1 und B2 218.411-2. Soll ich sie noch einmal vorlesen?»

«Nein danke», sagte

Mercier. Er hatte aus der Innentasche seines Jacketts einen Handcomputer geholt und die Zahlen eingetippt, während Lina sie vorlas. Jetzt betrachtete er die Anzeige. «Aha», sagte er.

«Aber als ich gestern bei

der Organisation de Banques Suisses angefragt habe, um mich nach diesen Konten zu erkundigen, wurde mir gesagt, dass sie leer sind. Das ganze Geld wurde woandershin transferiert. Ich frage mich, wer das getan hat, wenn mein

Onkel tot ist.»

«Da kann ich Ihnen leider nicht helfen.» Mercier saß steif auf seinem Stuhl, aber sein Blick flitzte hin und her wie ein blaues Leuchtfeuer.

«Deswegen dachte ich, dass das Geld vielleicht

hierher transferiert worden ist. Weil mein Onkel sein Konto hier bei Ihnen hatte und es ein ganz spezielles Konto ist, das nur im Notfall benutzt werden soll. Können wir jetzt darüber reden?»

«Es tut mir aufrichtig leid, Miss Bazzaz. Aber

wie ich Ihnen schon sagte, haben wir unsere Vorschriften. Und ich kann mich leider nicht über die Angelegenheiten eines verstorbenen Kunden äußern, außer unter sehr ungewöhnlichen Bedingungen.»

Sie blickte ihn kokett an, jetzt bereit, ihre letzte Überraschung loszulassen. «Würde es helfen, wenn ich Ihnen die Kontonummer meines Onkels bei Ihnen gebe?»

«Ja, schon», sagte Mercier und zog seine Krawatte zurecht. «Das

würde etwas helfen, im Sinne unserer Vorschriften. Wenn Sie die Nummer haben, geben Sie sie mir doch.» Er nahm wieder den Computer in die Hand.

Lina suchte in ihrer Handtasche nach der

‹Notfall-Akte› und hielt sie sich dicht vors Gesicht. «Die Nummer ist Z 068621.»

Mercier tippte die Zahlen ein, wartete einen Moment und nickte dann sanft. «Nun», sagte er. «Das ist aber höchst interessant.» Die blauen Augen

glitzerten vor Überraschung. Die Nummer stimmte genau.

«Was ist interessant, Monsieur?»

«Dass Sie über diese spezielle Nummer verfügen, Miss Bazzaz.»

«Wieso nicht? Dies ist

das Konto meines Onkels», wiederholte Lina, ein Zittern von Zorn in ihrer Stimme.

«Ja. Aber es ist ein sehr privates Konto, wissen Sie. Ein höchst ungewöhnliches Konto.»

«Jetzt nicht mehr. Jetzt gehört es der Familie.»

«Vielleicht, Miss Bazzaz. Aber ich muss Sie um eine weitere Legitimation bitten. Die PIN-Zahl bitte.»

«Die was?» Lina hatte keine Ahnung, was er meinte.

«Die PIN-Zahl. Die verlangen wir für sämtliche

von unseren vertraulichsten Konten, als zusätzliche Sicherheitsvorkehrung. Wenn Sie sie nicht haben, dann kann ich mit Ihnen leider nicht weiter über diese Angelegenheit reden.»

«Die PIN-Zahl?», sagte

sie wieder.

«Ja, ja. Auf Französisch nennen wir es *le code personnel* oder einfach nur den *code*.»

Plötzlich starrte es sie aus der kurzen, zwei Zeilen umfassenden ‹Notfall-Akte› an: «Code

0526.» Sie räusperte sich. «Selbstverständlich habe ich die PIN-Zahl, Monsieur. Natürlich. Sie heißt null-fünf-zwei-sechs.»

Mercier tippte die Zahlen in seinen Computer. Er schloss die Augen und öffnete sie wieder, weit wie die Welt. Sein dünner

Mund verzog sich leicht, und Lina meinte ein kleines Pfeifen zu hören. Nur ein Atemhauch, aber hörbar. «Also, Miss Bazzaz, ich muss mich wirklich aufrichtig entschuldigen, aber ich muss Ihnen mitteilen, dass ich ein

Problem habe.»

«Wieso? Soll ich die Zahl wiederholen?»

«Nein. Die Zahl ist vollkommen korrekt. Das ist mein Problem.»

«Was soll das heißen? Sie haben mich um zwei Legitimationen gebeten, und ich habe sie Ihnen

gegeben. Was verlangen Sie jetzt noch?» Ihre Stimme klang angestrengt, als wäre sie innerlich wirklich aufgewühlt. Mercier reichte ihr ein Seidentaschentuch, mit dem sie sich die Augen betupfte.

«Ich will versuchen, es Ihnen zu erklären», sagte Mercier. «Ihr Onkel hat, wie Sie richtig sagen, ein Konto bei dieser Bank unterhalten. Ein ziemlich großer Betrag, wie Sie sich vorstellen können. Aber die Bedingungen, die für dieses Konto vereinbart

wurden, sind sehr ungewöhnlich. Wegen der erforderlichen Diskretion und der Tatsache, dass es Ihrem Onkel nicht möglich war, die Bank aufzusuchen, wurde vor vielen Jahren ein Treuhänder bestimmt. Ein

fiduciaire. Und es ist mir untersagt, ohne seine Genehmigung in irgendeiner Weise über dieses Konto zu verfügen.»

«Das ist doch alles Unsinn. Wovon reden Sie da?»

«Damit meine ich, dass

wir nicht direkt mit Ihrem Onkel geschäftlich verkehrt haben, sondern stets über einen Mittelsmann. Der Nutznießer dieses Kontos war nicht mit dem Unterschriftsberechtigten identisch, wenn Sie mir folgen können. Was die

Situation jetzt etwas schwierig macht.»

«Wieso? Was ist daran so schwierig?»

«Schwierig deswegen, weil ich widerstreitende Anweisungen bezüglich der Verfügung über das Konto erhalte.»

«Es tut mir leid, aber ich

verstehe es immer noch nicht.»

«Meine liebe Miss Bazzaz, innerhalb der letzten vierundzwanzig Stunden habe ich noch mit einer anderen Person gesprochen, die behauptet, die Erben und

Nutznießer dieses Kontos zu repräsentieren. *Das* ist das Problem.»

«Wer?»

«Ein Geschäftspartner Ihres Onkels. Ich muss seinen Namen leider vertraulich behandeln.»

«Er ist ein Betrüger», sagte Lina.

«Das glaube ich nicht. Er legte die gleiche Legitimation wie Sie vor, um seine Anspruchsberechtigung zu belegen, nämlich die Nummer dieses speziellen Kontos. Eine Nummer, die nur Ihrem Onkel und

seinem von ihm ernannten Repräsentanten bekannt war. Sie sehen also, es ist ein Rätsel.»

«Er ist ein Betrüger», wiederholte Lina. «Was werden Sie tun?»

«Ich warte auf Anweisungen.»

«Anweisungen? Von wo

werden Sie Anweisungen erhalten?»

«Von dem Mittelsmann, den ich erwähnt habe und der seit vielen Jahren die Interessen Ihres Onkels in seinen Geschäftsbeziehungen mit dieser Bank vertritt.»

«Ist dieser Mann ein Iraki?», wollte Lina wissen. Sie nahm an, er spreche von Hammud.

«Nein, Mademoiselle. Kein Iraki. Er ist Amerikaner, wenn Sie es unbedingt wissen möchten.»

«Amerikaner? Wieso

fragen Sie einen Amerikaner, was mit dem Geld meines Onkels geschehen soll? Mein Onkel hat Amerika gehasst.»

«Aber nein, da irren Sie sich gewaltig, Miss Bazzaz. Ihr Onkel hat

Amerika nicht gehasst, ganz gleich, was er öffentlich geäußert hat. Das kann ich Ihnen versichern.»

Lina war verwirrt. Weshalb sollte der Herrscher sich einen Amerikaner aussuchen, um sich in seiner

geheimsten Bankbeziehung vertreten zu lassen? Es machte keinen Sinn. «Diesen Mittelsmann, wann werden Sie ihn sehen?»

«Irgendwann diese Woche, nehme ich an. Er hat angerufen und gesagt,

er treffe bald in Genf ein. Es dürfte also nicht mehr lange dauern.»

«Und Sie werden von ihm Anweisungen erhalten?»

«Ja, das nehme ich an. Ich werde ihm die Situation erklären. Und er wird einen Vorschlag machen, wie

vorgegangen werden soll.»

Lina schüttelte den Kopf in gespieltem Zorn. «Dann gehe ich auf der Stelle zu CNN. Ich werde sie in Paris anrufen. Sie werden heute Nachmittag hier sein.»

Mercier hob sanft die

Hand. «Nein, nein. Bitte tun Sie das nicht. Warten Sie, bis ich mit dem amerikanischen Herrn gesprochen habe. Dann wäre es mir ein Vergnügen, Sie noch einmal zu empfangen und diese Angelegenheit ausführlicher mit Ihnen zu

besprechen. Mehr als ein Vergnügen. Das versichere ich Ihnen. Aber bis dahin kann ich nichts unternehmen.»

Lina sah ein, dass ihr nichts anderes übrigblieb, als sich einverstanden zu erklären. «Wann können

Sie mich wieder empfangen, bitte?»

«Sehr bald. Rufen Sie mich in ein paar Tagen an, um einen zweiten Besuch auszumachen. Bis dahin dürfte ich Ihnen etwas Positives berichten können.»

«Ich werde Sie anrufen.

Und sollte es noch immer Probleme geben, schalte ich CNN ein.»

«Vielen Dank, Miss Bazzaz. Ich bin Ihnen sehr dankbar für Ihre Geduld.»

Mercier verneigte sich leicht, ein oder zwei Zentimeter, zog sich zur

Tür zurück und machte sie hinter sich zu.

Kurz danach kam die Empfangsdame, um Lina durch den schmalen Flur hinauszubegleiten. Sie gingen den Weg zurück durch das Labyrinth, die Flure entlang, die mit Gemälden von Schweizer

Almen und jungfräulichen Gipfeln geschmückt waren. Sie sollten erhebend wirken, eine Art stille Hymne auf das Geld. Es gab im gesamten Gebäude keinen Hinweis darauf, dass die Bank fleißig damit beschäftigt war, Gelder für

die korruptesten und käuflichsten Männer auf dem Planeten zu waschen.

«Welche Tür, Madame?», fragte die Empfangsdame, als sie ihren Rundgang beendet hatten. Lina wusste nicht genau, was sie meinte, bis die Frau ihr erklärte, dass

die Bank außer dem offiziellen Eingang an der Vorderfront des Gebäudes noch einen zweiten, privateren Ausgang besaß.

«Die vordere», sagte Lina. Ihr Spiel war vorbei.

Einen Augenblick später

begriff sie, dass sie einen katastrophalen Fehler begangen hatte.

Am Bordstein der Rue des Banques stand, direkt vor der Tür, eine Mercedes-Limousine mit getönten Scheiben. Neben dem Wagen stand, nur wenige Meter von Lina

entfernt, der palästinensische Leibwächter, der sie im Gargoyle Club entdeckt hatte. Er trug jetzt Bluejeans und Sonnenbrille, und alle Welt hätte ihn für ein männliches Model beim

Fototermin halten können. Am Bordstein, vor und hinter dem Auto, waren zwei weitere junge Männer in Freizeitkleidung. Lina suchte die Straße nach einem Polizisten oder wenigstens einem Passanten ab, aber der Boulevard war leer. Die

wenigen Passanten, die normalerweise vielleicht da gewesen wären, waren stattdessen weiter oben auf der Place Bel-Air, wo ein arabischer Herr zusammengebrochen war und eine Traube Neugieriger um sich

versammelt hatte.

Lina öffnete den Mund zu einem Schrei. Aber im selben Moment hupte der Mercedes und übertönte sie. Der Palästinenser und seine beiden Helfer kamen auf sie zu; die schwere Tür hinter ihr war verschlossen. Sie stieß

nochmal einen Schrei aus, der wieder ein Hupen auslöste, und raste dann den Bürgersteig entlang, weg von dem Mercedes. Aber der Mann, der diese Seite bewachte, war mit einem Satz bei ihr, und sie rannte voll gegen seine

Schulter, die so hart war wie ein Metallpfosten. Sie prallte zurück und stürzte, und im gleichen Augenblick packte der Palästinenser sie mit einem Arm von hinten, und mit der anderen Hand drückte er ihr ein Taschentuch auf Nase und Mund. Im

nächsten Moment sackte sie schlaff in seine Arme. Die Hintertür des Mercedes ging auf, und sie fiel wie eine Leiche auf den Rücksitz.

Während sich dieses Ballett abspielte, schien die gesamte Straße

menschenleer gewesen zu sein. Aber als der Mercedes Richtung Flughafen davongefahren war, öffnete ein muskulöser Mann mit lockigen schwarzen Haaren die Tür eines gemieteten Opels, der ein paar Häuser weiter schräg

gegenüber von Crédit Mercier geparkt hatte. Während des Spektakels vor der Nummer elf hatte er sich auf seinem Sitz heruntergeduckt, sodass er von der Straße aus nicht zu sehen war. Aber jetzt ging Martin Hilton zu

einer Telefonzelle und rief die Zentrale an.

32

Lina erwachte auf dem Steinfußboden eines verdunkelten Raumes. Als sie die Augen aufmachte und nur Dunkelheit sah, wurde sie von einer panischen Angst ergriffen, erblindet zu sein, gefolgt

von einem Gefühl der Höhenangst, als würde sie durch den Weltraum in diesen schwarzen Kasten fallen. Sie setzte sich auf und berührte ihre Kleidung und stellte fest, dass sie immer noch dasselbe Kostüm trug, das sie in Genf getragen hatte. Das

munterte sie für einen Moment auf, bis sie unter ihre Bluse fühlte und feststellte, dass ihr BH nicht mehr da war. Jemand hatte ihn ihr ausgezogen, aber sie hatte keinerlei Erinnerung an die vorangegangenen

Stunden, keine Ahnung, wo sie war und wie sie dorthin gekommen war.

An dem Geruch, der den Raum beherrschte, erkannte sie, dass sie in Bagdad sein musste. Es war der scharfe Geruch von menschlichen Exkrementen, vermischt

mit dem Geruch von Essen, Schweiß und Verwesung. Das Aroma war ein Ersatz für Licht in dem verdunkelten Raum. Es war die einzige Botschaft an ihre Sinne. Lina spürte Übelkeit in sich aufsteigen und auch das

Bedürfnis, sich nach so vielen Stunden zu erleichtern. Sie tappte auf allen vieren zu der Quelle des Gestanks, wich aber sofort zurück, als ihre Hand eine Öffnung im Boden fand und etwas Feuchtes berührte. Sie stand auf und hockte sich

über diese primitive Toilette. Als sie fertig war, griff sie automatisch nach Toilettenpapier, und als sie erkannte, dass es keines gab, tupfte sie sich mit dem Saum ihres Rocks ab.

Die Schreie begannen, als Lina sich an der rauen

Betonwand ihrer Zelle entlangtastete. Es war die Stimme einer Frau, so scharf und unmittelbar, dass Lina dachte, sie käme aus ihrer eigenen schwarzen Zelle. Sie sank voller Angst zu Boden, aber als das Heulen andauerte, wurde ihr klar,

dass es von außerhalb ihrer Zelle kam. Die Frau kreischte, zuerst in blankem Entsetzen – *nein, nein, nein* – und dann vor Schmerz, als die Schläge begannen. Lina hörte ein Zischen, als etwas durch die Luft peitschte, gefolgt

von einem grauenhaften Knall, als es auf Haut traf, dann ein markerschütternder Schrei. Und wieder und wieder. Während die Schläge fortgesetzt wurden, hörte Lina, wie die Frau vergeblich um Gnade flehte – *«Ya sayyidi!» O*

Herr! Und schließlich, als der Schmerz selbst die Kraft zu schreien gebrochen hatte, hörte Lina das gedämpfte Klagen ihrer Gebete – «*Ya sitr! Ya kafidh!*» *O Retter. O Beschützer* – als sie sich der Bewusstlosigkeit

näherte. Und schließlich hörte Lina eine Männerstimme, erschöpft von der Verausgabung, die *«Koussa!» – Fotze*! – schrie. Und dann Stille. In dieser Stille wusste Lina mit absoluter Sicherheit, wo sie sich befand. Sie befand sich im Qasr al-

Nihayya. Im Palast des Endes.

Lina lag mehrere Stunden lang auf dem Boden, unfähig zu schlafen, zu verängstigt, um sich auch nur zu bewegen. In ihrem Kopf hallte das Schreien der

Frau nach. Manchmal schlugen sie sie mit einer Eisenstange, manchmal mit einer Kette, manchmal auf ihr Gesäß, manchmal zwischen die Beine. Lina versuchte, an etwas anderes zu denken, aber sie wusste, dass es für sie nichts anderes gab. Der

kalte Stein an ihrer Wange fühlte sich fast wohltuend an. Sie fragte sich, ob sie den Kopf lange genug gegen den Steinboden schlagen konnte, um das Bewusstsein zu verlieren, und stellte fest, dass ihr der Mut dazu fehlte. Ihre

Hoffnung, dachte sie, war ihr britischer Pass. Die konnten sie nicht so brutal behandeln wie diese arme Frau, deren Tortur sie mit angehört hatte. Sie war keine Irakerin mehr. Sie war eine Frau des Westens. Die würden es nicht wagen. Aber die

Hoffnung verblasste in der Dunkelheit im Widerhall der Schreie. Hin und wieder hörte Lina Schritte draußen vor ihrer Zelle und leise Stimmen, die Arabisch sprachen; dann dachte sie, sie würde jetzt abgeholt, aber die

Geräusche erstarben immer wieder. Nach vielen Stunden hörte sie, wie ein Schlüssel in ein Schloss gesteckt wurde, und dann wurde ihre Tür aufgestoßen.

«Steh auf», sagte eine Stimme. Das plötzlich hereinströmende Licht

blendete Lina, und sie hatte zuerst Angst hinzusehen. Als sie die Augen öffnete, sah sie einen Mann Mitte dreißig, in einer Lederjacke und Bluejeans. Seine Schuhe, die keinen Meter vor Linas Gesicht aufragten, waren

Trotteure mit kleinen Quasten dran, wie sie bei Brook Brothers verkauft wurden. Er war dünn wie ein Windhund und stand in krummer Haltung vor ihr. Das Einzige, was ihn eindeutig als Iraker kennzeichnete, war die Härte in seinem Blick.

Lina stand auf. Im Licht konnte sie endlich die Dimensionen des Raumes sehen, in dem sie gefangen gehalten worden war. Es war eine grobe Betonzelle, vielleicht fünf Quadratmeter groß. Die Wände waren kahl, bis auf

ein paar verzweifelte Botschaften, die von vorangegangenen Insassen gekritzelt worden waren. Bitten an geliebte Menschen und an Gott den Allmächtigen, ihrer in ihrem Leiden zu gedenken. Durch die Tür konnte sie einen schmalen Gang

sehen, mit einem Fenster, das auf einen Innenhof ging. Es war Tag draußen. Die Sonne schien.

«Bitte nicht schlagen», sagte Lina auf Englisch. «Ich bin britische Staatsangehörige.»

Der Mann fauchte auf

Arabisch: *«Indary!» Dreh dich um.* Er holte einen dicken Stoff aus seiner Tasche und verband ihr damit fest die Augen. Dann legte er ihr ein Seil um den Hals, wie eine Hundeleine, und zog daran. «Komm», sagte er.

Sie stolperte ihm einen

langen Gang entlang hinterher; sie bogen einmal nach rechts. Sie gingen in die Richtung, aus der einige Stunden zuvor die Schreie gekommen waren. Schließlich blieben sie stehen, und sie hörte ihn eine Tür aufmachen und

spürte dann den Zug der Schlaufe, als er sie hereinzog. Als die Tür geschlossen war, löste er die Augenbinde, nahm die Leine ab und befahl ihr, sich hinzusetzen. Der Stuhl hatte Riemen auf den Armlehnen.

«Ich heiße Kamal»,

sagte er und baute sich vor ihr auf. «Ich werde dich heute verhören. Ich bin der Nette. Ich bin aufs College gegangen. Ich mag Eiskrem. Ich bin genau wie du. Aber du musst mir die Wahrheit sagen. Nichts als die Wahrheit.»

«Was werden Sie mit mir machen?», fragte Lina, wieder auf Englisch.

Er antwortete auf Arabisch: «Ich werde dir Fragen stellen. Du wirst auf Arabisch antworten, oder ich werfe dich aus dem Fenster da.» Er zeigte auf eine kleine

Öffnung am hinteren Ende des Raumes.

«Ich möchte bitte mit dem britischen Botschafter sprechen», sagte sie, diesmal auf Arabisch.

Der Mann lachte bloß. «Du träumst. Es gibt keinen britischen

Botschafter für dich. Es gibt nur mich.» Er ging zum Stuhl und schnallte die Riemen um ihre Unterarme.

«Bleib, wo du bist. Ich bin gleich wieder da!» Er lächelte. Er fand das komisch. Er verließ den Raum durch eine

Seitentür, sodass Lina sich jetzt etwas genauer umsehen konnte. Direkt vor ihrem Stuhl war ein einfacher Metalltisch, auf dem sich eine ungeöffnete Flasche Johnny Walker Black Label und eine Stange Marlboro

befanden. An einer Wand hing eine vergilbte irakische Fahne. Auf der anderen ein Plakat, auf dem die Staatspartei gefeiert wurde. Es waren ein paar Blumen abgebildet und die Worte *«Kull al-shaab shaddat warid, wa al-rhia hizbiyya»* – «Das

ganze Volk ist ein Blumenstrauß, und der Duft ist die Partei».

Unter diesem unpassenden Blumenplakat stand ein Holztisch. Es waren darauf eine Reihe von Instrumenten ausgelegt,

wie die Bohrer und Stocher bei einem Zahnarzt. Dann war da noch ein Stück Elektrokabel, etwa einen Meter lang, das in einer dünnen Plastikhülle eingewickelt war. Daneben ein Gerät aus Holz und ein zweites, größeres, das mehr wie ein

Baseballschläger aussah. Dann kam irgendeine elektrische Vorrichtung, mit Drähten, die aus der Konsole herausragten, und daneben ein Eimer Wasser. An der Wand waren in Abständen von etwa einem Meter

Metallringe angebracht. In einer Ecke des Raumes befand sich ein Untersuchungstisch, wie beim Gynäkologen, mit Metallbügeln, um die Beine auseinanderzuhalten. Neben dem Stuhl war ein Tablett mit Instrumenten, die Lina nicht sehen

konnte.

Die Tür ging wieder auf, und der Mann in den Bluejeans kam zurück. Er hatte eine Aktenmappe in der Hand. Lina zitterte jetzt. Sie hatte versucht, tapfer zu sein, aber der Anblick des Verhörraums

mit den Folterinstrumenten hatte sie aus der Fassung gebracht. «Angst?», fragte der Mann.

Lina nickte.

«Gut», sagte er. «Ich hab dir ein paar Fotos mitgebracht. Von jemandem, den du kennst, glaube ich. Ich möchte,

dass du sie dir anguckst.»

Er warf die Mappe auf Linas Schoß, wobei eins der Fotos auf den Boden fiel. Es war von Randa Aziz. Das Gesicht war erkennbar, obwohl schmerzverzerrt. Sie war von der Hüfte aufwärts

nackt. Blut rann ihren Bauch herunter.

«Es gibt noch mehr Fotos», sagte der Mann. «Sieh sie dir an.»

Lina saß reglos da, versuchte, ihr Schluchzen zurückzuwürgen. Ihr Kopf war immer noch von der Mappe abgewandt, und die

Augen waren geschlossen. Der Mann in den Bluejeans hob die Hand und schlug Lina auf die Wange.

«Sieh sie dir an!», wiederholte er.

Lina schlug benommen die Mappe auf. Es war immer dasselbe. Eine

blutige Vagina. Ein fehlendes Ohr. Ein zertrümmertes Gesicht, das aus Stirn, Nase und Mund blutete. Ihre liebste Freundin, in diesen unsagbaren Posen vor der Kamera.

«*Haram*», sagte der Mann in den Bluejeans.

«Was war deine Freundin für eine Idiotin. Wir wollten doch bloß die Informationen haben, und sieh dir an, was wir mit ihr tun mussten! Ich hoffe, du bist nicht so dumm.»

«Ist sie tot?», fragte Lina leise. Es war das Einzige,

was sie wissen wollte. Als der Mann nickte, verspürte sie eine seltsame Erleichterung. Es würde nicht ewig dauern. Irgendwann würde sie erlöst werden, wie Randa.

«Aber du musst nicht sterben, *habibti*.» Er lächelte, ein ernstes

Lächeln, wie von jemandem, der sich zu sehr bemüht, einen Gast zu beeindrucken. «Um dich zu retten, brauchst du nur meine Fragen zu beantworten. Das ist alles. Verstanden?»

«Ja», flüsterte sie, aber

sie wusste, dass es eine Lüge war. Nach dem, was sie mit Randa gemacht hatten, würden sie sie nie mehr freilassen. Sie würde ihm sagen, was sie ihm sagen musste, um es schnell hinter sich zu bringen. Sie würde ihm alles sagen, was er hören

wollte. Das über Hammuds Dateien, über das Computerband, über Hoffman. Nichts davon spielte noch eine Rolle. Sie hatte den Palast des Endes erreicht.

«Dann fangen wir jetzt an. Und denk dran, nur die

Wahrheit. Sonst habe ich hier meine Freunde zum Nachhelfen.» Er zeigte auf die Sammlung von Geräten, die auf dem Holztisch bereit lagen.

Lina nickte. Sie wollte so schnell wie möglich alles hinter sich haben.

Der Mann zündete sich

eine Marlboro an. «Wann hast du angefangen, für die Israelis zu arbeiten?»

Lina sah ihn verständnislos an. «Was?», sagte sie. Was hatten die Israelis damit zu tun? Das war eine Frage, auf die sie am

allerwenigsten vorbereitet gewesen war.

Die Stimme des Mannes wurde lauter, zorniger. «Die Israelis. Die Juden. Wann hast du angefangen, für sie zu arbeiten? Wer hat dich angeworben?»

«Bitte», sagte Lina. «Ich arbeite nicht für die

Israelis. Ich kenne keine Israelis.»

«Ich hab dir doch gesagt, keine Lügen, und schon lügst du. Du machst mich traurig. Traurig, weil ich dir wehtun muss.»

«Nein. Bitte. Ich bin ehrlich. Ich kenne keine

Israelis. Ich hasse die Israelis. Bitte. Ich bin Araberin.»

«*Ya kaybul!*», sagte er, den Namen des bevorzugten irakischen Folterinstruments nennend. Er nahm das Elektrokabel vom Holztisch und schlug sich damit

gegen seine Jeans. «Weißt du, wir haben hier ein Sprichwort. *‹Mat jawah alkaybulat.› Sie starb unter den Kabeln.* Also keine Mätzchen mehr. Antworte mir!»

«Wirklich. Ich arbeite nicht für …»

Sie sprach den Satz nicht zu Ende. Der nächste Laut war ein Schmerzensschrei, als die Metallpeitsche sie über Arm und Brust erwischte. Es brannte wie ein Feuerschlag, mit einer solchen Heftigkeit, dass sie zuerst dachte, eine ihrer

Rippen wäre gebrochen.

«*Kalba!*», kreischte er. «*Yehudiya kalba! Inti mudhah lilhizb wa mudhahd lil-thawra! – Judenhündin! Du bist gegen die Partei und gegen die Revolution!* Jetzt beantworte meine Frage.

Wo wurdest du angeworben?»

Sie schrie jetzt, ein durchdringender Hilfeschrei, und hatte Mühe, genug Luft zu bekommen. Nach diesem ersten Schlag war sie bereit, ihm zu erzählen, was immer er wollte, aber

sie wusste nicht, welche Lüge die richtige war. Ihr Schluchzen schien ihn noch zorniger zu machen. Der Arm ging wieder hoch, und das Kabel sauste nieder und traf sie diesmal quer über den Rücken. Es fühlte sich an, als wäre ihr

ein Striemen Haut abgerissen worden.

«*Gahba!*», brüllte er. *Hure!* «Wer hat dich angeworben, du Judenhure? Wo sind deine reichen Londoner Freunde jetzt, um dich zu retten?»

«*Min fadluk, sayyidi, min fadluk!*» *Bitte, Herr, bitte.*

Sie schluchzte hilflos, die Arme an den Stuhl geschnallt. «Ich kenne keine Israelis.»

«Wer hat dich angeworben?», schrie er. Er war jetzt ein Wahnsinniger. Die krumme Gestalt in Bluejeans war

ein fauchendes Tier geworden. Er peitschte ihr mit dem Kabel über die Brust, zerschnitt das Fleisch auf beiden Brüsten.

«Sam Hoffman», sagte sie. Es rutschte einfach heraus. Sie wusste nicht, ob es die Antwort war, die ihr Folterer haben wollte,

aber er schien sich zu beruhigen und sah sie prüfend und neugierig an. Das Kabel ließ er herunterhängen.

«Sam Hoffman? Wann hat er dich angeworben?»

«Ich weiß nicht. Ich bin mir nicht sicher.» Sie

konnte nicht mehr aufhören zu weinen, was das Denken und das Sprechen erschwerte.

«Ich hab genug Lügen von dir gehört!» Er zeigte auf den Untersuchungstisch mit den Bügeln. «Jetzt wird's ernst.» Er schnallte einen

Arm los und begann, sie zum Tisch zu ziehen.

«Nein!», schrie sie. «Ich sag Ihnen alles, was Sie wollen.»

«Wann hat Hoffman dich angeworben?»

Sie überlegte und begriff, dass es egal war,

was sie sagte. «Vor einem Monat. Bei der Party der Darwishs.»

«Und wie viel Geld hat er dir angeboten?»

«Zehntausend Pfund. Sie haben es auf mein Konto in London eingezahlt.»

Der Folterer sah sie

skeptisch an.

«Zehntausend Pfund?»

«Ja.» Hatte sie eine zu niedrige Zahl genannt?

«Vielleicht waren es auch zwanzigtausend. Ich weiß es nicht mehr.»

«Und was war dein Auftrag?»

«Nassir Hammud auszuspionieren und alle Informationen an Israel weiterzugeben.»

Er schlug sich wieder mit dem Kabel gegen seinen Oberschenkel. Er sah unglücklich aus, aber Lina verstand nicht, warum. Sie gestand alles, was er, wie

sie meinte, wissen wollte.

«Und was hast du Nassir Hammud gestohlen?»

«Alles. Alles, was ich im Computer finden konnte. Alle geheimen Dateien. Alle Bänder. Ich hab sie einem Israeli in der Botschaft gegeben.»

Der Folterer war schließlich mit seiner Geduld am Ende. «*Ya ghabiya!*», schrie er. «Du Idiotin! Das sind doch alles Lügen, stimmt's?»

Lina wusste nicht, ob sie weiterlügen oder die Wahrheit sagen sollte, und so sagte sie nichts.

«Alles Lügen!», schrie er wieder. Lina zuckte zusammen, in Erwartung des nächsten Schlages, aber er kam nicht. Kamal warf das Kabel angewidert auf den Holztisch zurück. Er kannte ihren Fall gut genug, um zu wissen, dass

sie einfach Dinge erfand. Sie war bei der Party der Darwishs nicht von Hoffman angeworben worden. Sie hatte nicht zehntausend Pfund bekommen, geschweige denn zwanzigtausend, und sie lieferte niemandem in der israelischen Botschaft

irgendwelche Geheimnisse. Sie meinte nur, das seien die richtigen Antworten. Das war das Problem mit der Folter: Sie war gut, um die Wahrheit hervorzuholen, aber sie war genauso gut, um Lügen zu erzeugen. Sie

würden wieder von vorne anfangen müssen.

«Du bist eine Lügnerin», sagte ihr Peiniger. «Du bist so schwach! Hast so viel Angst! Du bist gar keine Irakerin. Du erzählst mir, was du meinst, erzählen zu müssen, um den Schmerz zu vermeiden.

Aber so funktioniert das Spiel hier nicht. Weißt du, was wir machen, wenn wir jemanden finden wie dich, der so schwach ist, dass er uns irgendwas erzählt, weil er so viel Angst hat?»

«Nein», flüsterte Lina.

«Wir machen ihm noch

mehr Angst.»

«Min fadluk, sayyidi!»

Ihre Bitte war ein einziger Laut, kaum vernehmbar.

«Zieh dich jetzt aus.» Er machte die andere Schnalle auf, mit der ihr Arm an der Lehne festgebunden war.

Lina war so benommen

vor Angst, dass sie einfach gehorchte. Sie zog die blaue Jacke ihres Kostüms aus und knöpfte die Knöpfe ihrer weißen Baumwollbluse auf und dann die Knöpfe an den Ärmeln. Als die Knöpfe alle aufgeknöpft waren, hielt

sie einen Moment inne, aus Scham. Aber ihr Peiniger bedeutete ihr weiterzumachen, und sie zog die Bluse aus. Dort, wo die Peitsche sie an ihren Brüsten getroffen hatte, war ein verfärbter Streifen, ein widerliches Ocker. Der Mann hob das

Kabel, als wollte er sie wieder schlagen, ließ es dann aber langsam herabsinken, streichelte den Striemen und schob das Kabel unter jede Brust, um das Gewicht zu fühlen.

«Alles ausziehen», sagte er und klopfte mit der

Metallpeitsche gegen ihren Rock. Sie zog am Reißverschluss und ließ den Rock zu Boden fallen, sodass sie jetzt nur noch in Slip und Strumpfhose vor ihm stand. Trotz ihrer Angst war da ein Teil in ihr, der dachte, wenn sie dem Mann ihren Körper gab,

würde er vielleicht nachsichtig sein. Sie versuchte, ihn anzulächeln. Aber aus seiner Miene sprach Zorn – Verachtung für ihre Schwäche und Weiblichkeit –, nicht Begierde. Mit der Spitze des Elektrokabels

stocherte er am Schritt ihrer Stumpfhose, und sie zog sie auch noch aus, sodass alle ihre Kleidungsstücke in einem Haufen auf dem Boden lagen. Sie versuchte, mit der einen Hand ihre Scham zu bedecken und mit der anderen ihre

Brüste, aber der Mann schob ihre Hände mit dem Kabel weg.

«Komm mit», sagte er. Er öffnete die Seitentür und führte sie in einen anderen Raum. In der Mitte stand ein Untersuchungstisch, der

mit Metallbügeln ausgestattet war. Lina wurden die Knie weich, als sie ihn sah. An den Wänden waren Bilder von nackten Frauen aus billigen türkischen Pornoheften. Hier sollte sie also hingebracht werden.

«Wir nennen das hier

den Vergewaltigungsraum», sagte er in einem sachlichen Ton. Er schob sie in Richtung des Untersuchungstisches. Lina sträubte sich, weil sie dachte, er wollte sie in diesem Moment nehmen,

aber er ließ das Kabel so hart über die Rückseite ihrer Schenkel sausen, dass sie zu Boden fiel.

«Steh auf.» Er packte sie im Nacken und drückte ihren Kopf zu dem verschmutzten Laken, das den Tisch bedeckte. Der Baumwollstoff war von

Samen verkrustet. Die Mitte war blutrot. Er presste ihr das Gesicht in das Laken, sodass ihre Nase von dem Gestank gefüllt und ihr Mund gegen den Schmutz gepresst war.

«Sieh es dir an. Riech

es. Koste es», sagte er. «Wenn du mir noch mehr Lügen erzählst, wird das hier dein Bett.» Er riss das schmutzige Laken von dem Tisch und warf es ihr entgegen. «Das ist jetzt dein Kleid. Trag es.»

Lina wurde in eine

Gemeinschaftszelle gebracht, etwa so groß wie die, in der sie zuvor gefangen gehalten worden war, aber mit einem Dutzend oder mehr Frauen vollgestopft. Einige zischten, als Lina hereingestoßen wurde –

noch ein Körper und so wenig Platz –, und als der Wärter Lina anspuckte und sie eine Jüdin nannte – *«Yehudiya!»* –, wichen die anderen Frauen zurück, hatten allein schon vor dem Wort Angst. Einige deuteten auf die verblassenden

Überbleibsel ihrer blondierten Haare und heulten, weil sie sicher eine Jüdin sei! Seht euch ihre Haare an. Keine richtige Araberin würde solche Haare haben. Lina kauerte auf dem Boden, in das schmutzige Laken

gehüllt. Nach ein paar Minuten spürte sie die Berührung einer Hand auf ihrem Rücken. Sie zuckte erst zurück, aber die Hand klopfte ihr weiter sanft auf den Rücken. Schließlich sah Lina auf und erblickte das Gesicht einer Frau um die fünfzig. Ihr Haar war

weiß und ihr Körper dürr, aber sie hatte die nachdenklichen Augen einer Lehrerin.

«*Khatiya*! Du armes Mädchen», sagte sie. «Bist du gerade erst angekommen?»

«Ja», sagte Lina. «Ich

bin gerade erst gekommen. Sie haben mir meine Kleidung weggenommen.» Sie weinte wieder.

«Wo bist du her? Diesen seltsamen Akzent habe ich seit Jahren nicht mehr gehört.»

«Aus London. Mein

Vater hat den Irak vor langer Zeit verlassen. Vor den Ereignissen.»

«*W'Allah*! Was machst du hier?»

«Das weiß ich nicht», log sie. «Es muss irgend ein Irrtum sein.»

Die Frau streichelte ihr

die Wange und zeigte auf die schlafenden Körper überall um sie herum. «Dieser Raum ist voll von Irrtümern, *habibti*. Die meisten Frauen hier wissen nicht, warum sie verhaftet wurden. Ich selbst weiß es auch nicht. Ich habe vorher an der

Universität gelehrt, bevor sie mich abgeholt haben, vor fünf Jahren, und ich weiß es immer noch nicht. Zuerst haben sie behauptet, ich sei gegen den Herrscher, jetzt behaupten sie, ich sei für ihn. Es spielt keine Rolle.

Sie brauchen keine Gründe.»

Während sie miteinander redeten, hörte Lina den hohen, dünnen Klagelaut eines weinenden Babys und dann ein Rascheln auf dem Boden, ganz nah, als die Mutter dem Kind ihre Brust gab.

«Ist das etwa ein Baby?», flüsterte Lina. Ein Neugeborenes in dieser dunklen, feuchten Zelle erschien Lina wie die Möglichkeit, doch noch zu leben. «Wie ist es hierhergekommen?»

Die ältere Frau

streichelte Lina sanft, wie eine neue Schülerin, die die Regeln nicht verstand. «Hier werden viele Babys geboren. Zu viele. Du hast den Vergewaltigungsraum gesehen?»

«Ja.» Lina schauderte.

«*Haram*. Es ist schrecklich, im Gefängnis

ein Kind zu bekommen. Das Allerschlimmste.»

«Warum?», fragte Lina. Das sanfte Nuckeln des Babys, das sich wieder in den Schlaf saugte, klang fast wohltuend. Etwas, wofür es sich zu leben lohnte.

«Weil ein Kind dich viel verletzlicher macht. Das ist die grausamste Waffe, die sie haben – die Möglichkeit, Kinder leiden zu lassen –, und sie benutzen sie oft. Zu oft.»

«Was meinen Sie damit?» Lina verstand immer noch nicht. Es gab

eine Stufe der Grausamkeit, die jenseits ihres Vorstellungsvermögens lag.

«Siehst du die Frau da drüben?» Sie deutete auf einen Haufen Knochen in einem schmutzigen Kleid.

«Sie wollten Informationen über ihren Mann haben, den sie verdächtigen, eine Verschwörung gegen die Partei zu betreiben. Als sie nicht reden wollte, nahmen sie ihre drei Kinder in einem Hubschrauber mit, hoch über die Wüste, und warfen eins nach dem

anderen hinaus, bis sie ihnen sagte, wo sich ihr Mann versteckte. Sie würde jetzt gerne sterben, aber sie lassen sie nicht.

Und siehst du die da?» Sie deutete auf einen weiteren formlosen Haufen auf dem Boden. «Sie hatte

sich in den Bergen hinter ihrem Dorf versteckt. Sie haben versucht, ihre Kinder dazu zu bringen, ihnen zu sagen, wo sie war, und als sie es nicht verraten wollten, haben sie die Kinder mit Benzin übergossen und angezündet. Zwei Jungs.

Acht und sieben.»

«Hören Sie auf», sagte Lina. Aber die ältere Frau redete weiter in ihrer gedämpften, sibyllinischen Stimme. Dies war ihre einzige Rache: die Wahrheit zu sagen.

«Und die da. Ihr Mann

war ein Anführer der Rebellen. Er musste zusehen, wie die Wärter des Herrschers sie und ihre drei Töchter vergewaltigten. Dann legten sie seinen Töchtern benzingetränkte Reifen um den Hals und befahlen ihm, sie anzuzünden. Als

er sich weigerte, haben sie ihn erschossen, und dann zwangen sie seine Frau, es zu tun.

Und die da, die bei der Tür schläft. Sie war schwanger, als sie verhaftet wurde. Sie bekam das Baby im

Gefängnis, und als sie ihre Fragen nicht beantworten wollte, nahmen sie ihr das Kind aus den Armen und schlugen es gegen die Wand, bis es tot war. Die ist jetzt verrückt. Sie ruft immer nur nach ihrem Kind.»

Lina weinte leise. «Bitte

erzählen Sie mir nichts mehr», sagte sie. «Ich möchte nur noch sterben.»

«Sterben», sagte die ältere Frau. «Ja, das wollen wir hier alle. Das sagen die Wärter. *Leima tekurfach, khatiya – Lass dich vom Tod aufkratzen,*

du armes Ding. Aber nicht einmal der Tod ist eine Erlösung. Ihre Grausamkeit verfolgt dich selbst dann noch. Sie schicken dich in einem versiegelten Kasten nach Hause, sodass niemand deine gebrochenen Knochen und zerschlagene

Haut sehen kann, sodass du nicht wie eine gute Muslimin für deine Beerdigung vorbereitet werden kannst. Da ist nur dieser versiegelte Kasten, auf dem das Wort *Feigling* oder *Verräter* draufsteht. Das ist alles, was du in die

Ewigkeit mitnimmst. Sie sind die Schlimmsten, die Schlimmsten.»

«Was soll ich tun? *Allah yestur?*»

«Deine Würde bewahren. Lass dir von ihnen keine Angst machen. Sie wollen dir mit allem Angst machen. Den

Geräuschen. Den Geräten. Der Art zu reden. Den Demütigungen. Alles, um dir Angst zu machen. Das ist ihre einzige wirkliche Waffe. Der Rest ist nichts. Wenn du deine Angst bezwingen kannst, sind sie die Verlierer.»

«Was soll ich tun?»

«Sei tapfer, *habibti*. Sei tapfer. Sei tapfer.»

Am nächsten Morgen wurde Lina von einem Wärter geweckt, der sie aus dem Pulk von Frauen, die auf dem Boden lagen, hochriss. Sie wickelte das

dreckige Laken um sich und wandte sich um, um der alten Frau, die mit ihr gesprochen hatte, auf Wiedersehen zu sagen. Aber der Wärter zerrte an ihrem Arm und gab ihr keine Gelegenheit, sich umzudrehen. Als sie ging,

stimmten einige der älteren Frauen ein leises Weinen an. Eine Klage für die Dahingegangene.

Lina wurde in einen kleinen Raum am Ende des Ganges geführt. Auf einem Tisch lagen das blaue Kostüm und die weiße Bluse, die sie zuvor

getragen hatte. Sie waren gewaschen und gebügelt worden, und es gab auch frische Unterwäsche. Im Raum gab es ein kleines Waschbecken mit Seife und Handtüchern. Lina befürchtete zuerst, dass es ein Trick war. Sie

wollten, dass sie für ihre Folter sauber und frisch gewaschen war. Sie widerstand dem Drang, solange sie konnte, aber nachdem sie eine halbe Stunde lang in ihrem zerfetzten Laken gekauert hatte, wusch sie sich und zog sich an. Als sie ihr

feines französisches Kostüm und ihre neue Unterwäsche angezogen hatte, hatte sie ein schlechtes Gewissen, weil sie an die Frauen dachte, die da in Lumpen in der Zelle lagen. Aber sie durfte nicht mehr daran denken.

Sie dachte jetzt nur noch an sich.

Kamal kam sie erst nach einigen Stunden holen. Er trug dieselben Bluejeans und Quastenschuhe wie am Vortag. Aber heute hatte er statt der Lederjacke einen

doppelreihigen blauen Blazer an. Er rauchte eine Cohiba-Zigarre und wirkte sehr mit sich zufrieden, wie ein Dandy, der im Begriff war, sich ins Nachtleben zu stürzen. Er streckte den Arm aus, um ihr förmlich die Hand zu schütteln, als

begrüße er sie in einem Club, bei dem sie jetzt offiziell Mitglied geworden war.

«Wie fühlen Sie sich?», fragte er. «Verheilen die Wunden gut?»

«Ja», sagte sie.

«Gestern warst du dran, verhört zu werden. Heute

haben wir beschlossen, dass du zugucken kannst, wie jemand anders verhört wird. Ist das nicht um Klassen besser?»

Sie antwortete nicht. Sie sah ihn verständnislos an. Was meinte er?

«Aber vielleicht gefällt dir

das Zugucken auch gar nicht. Vielleicht denkst du, dass du lieber die Rollen tauschen möchtest, dass *du* es bist, die unsere Fragen beantwortet. Ja. Das können wir machen. Aber nur wenn du die Wahrheit sagst. Sonst machen wir beides mit

dir.»

Sie verstand immer noch nicht, aber sie wagte es nicht nachzufragen. Im nächsten Moment verband Kamal ihr die Augen und führte sie den Gang hinunter. Sie bogen mehrmals um die Ecke,

einen Gang hinunter und dann den nächsten. Bis sie zu einem Raum kamen, wo Lina die Laute anderer Menschen hörte. Als sie den Raum betrat, hörte sie eine Männerstimme brüllen.

«*Heyaha*. Da ist sie ja. Da ist ja unsere

Informantin. Die, die uns von deinen Verbrechen erzählt hat.»

Kamal entfernte das Tuch. Lina öffnete die Augen und stieß einen kleinen Schrei aus. *«Yumma!» Mami.* An einem Seil an der Wand

hing die freundliche Irakerin, die sie am Abend zuvor angesprochen hatte. Die wenigen Lumpen hatte man ihr vom Leib gerissen. Ihr Körper war nur noch eine Ansammlung von Stangen. Die Haut war durchscheinend vom Alter, die Brüste hingen wie leere

Säcke herab. Über ihr stand ein Mann mit einem riesigen Kopf und einem massigen Körper. Er hielt eine Metallpeitsche – eine *kaybul* – in der Hand. Er redete mit der weißhaarigen Frau.

«Die Lady aus London

hat dich denunziert. Sie hat uns alles gesagt, was du ihr gestern Abend erzählt hast. Deine ganzen Parolen gegen die Partei. Deine ganzen Verschwörungen gegen das irakische Volk. Wie du dich mit den Juden gegen die arabische Nation

verschworen hast. Sie hat uns alles erzählt. Sie hat dich verraten.»

Lina sagte nichts. Die alte Frau sah ihr direkt in die Augen. Lina sah weg.

«*Ya gabha!*», brüllte der Mann mit dem großen Kopf und hob die

Metallpeitsche. «O du Hure! Wir müssen dich für diese schrecklichen Verbrechen gegen die Nation und die Partei bestrafen.» Er ließ die Metallpeitsche mit voller Wucht auf die alte Frau herunterkrachen, deren gebrechliche Gestalt wie

ein Haufen Zweige erbebte.

Lina schrie so laut, dass der Schrei der alten Frau kaum zu hören war.

«*Ya kalba!*», fluchte der Folterer, hob seine Metallpeitsche und ließ sie wieder herunterkrachen. *O*

du Hündin! Von der alten Frau kam ein erstickter Laut, und dann kam der nächste Schlag und der nächste.

Wieder schrie Lina. Diesmal war es ein Wort. *«Kafi!» Aufhören!* Die alte Frau wand sich jetzt stumm in den Seilen,

baumelte wie ein groteske Puppe. Sie sah wieder Lina an. In ihrem Blick war kein Zorn. Nur Vergebung.

«Hört auf!», schrie Lina wieder. Aber es war zu spät. Ein weiterer Schlag sauste auf die Frau nieder. Anstatt zu schreien, stieß

sie einen erstickten Laut aus, und ihr zerschlagenes Gesicht lief bläulich an. Während Lina die Agonie der alten Frau beobachtete, sah sie plötzlich das Gesicht ihrer Tante Soha, die etwa so alt wie diese arme Frau gewesen war und unter

den gleichen grauenhaften Umständen gestorben sein musste.

«Nehmt mich!», rief Lina. «Ich tausche mit ihr. Hört auf! Nehmt mich stattdessen.»

Der Mann mit der Metallpeitsche brach

seinen nächsten Schlag ab. Aber für die alte Frau kam die Rettung zu spät. Ihr Kopf war schlaff zur Seite gekippt. Sie ließen sie einen Augenblick da hängen und leerten einen Eimer Wasser über ihr aus, in der Annahme, sie würde dadurch wieder zu

sich kommen, aber es war zu Ende mit ihr. Später sahen sie, dass sie sich ein Stück ihrer eigenen Zunge abgebissen hatte, als sie mit den Schlägen begonnen hatten. Sie war in die Ewigkeit befreit worden.

«Willst du, dass wir dich jetzt verhören oder später?», fragte Kamal.

«Jetzt», sagte Lina. Sie war bereit zu sterben.

«Dann machen wir es später.» Kamal lachte. Es war komisch. Sie führten Lina wieder ab, den Gang hinunter. Sie waren alle

erschöpft. Das Verhör würde am nächsten Tag beginnen.

33

Sam Hoffman ging gerade über den Hanover Square, als er von hinten von jemandem angestupst wurde. Er beachtete es zuerst nicht. Er war unterwegs zur Bibliothek des British Museum, wo es

eine vollständige Sammlung der Schweizer Bankvorschriften gab, die ihm vielleicht einen neuen Ansatz für einen Angriff auf Nassir Hammud bieten könnte. Aber er wurde wieder angestupst, fester diesmal, und er hörte eine Stimme nah an seinem

Ohr.

«Nicht umdrehen», sagte die Stimme. «Ich habe Nachrichten von Ihrer Freundin Lina.»

Hoffman fuhr sofort mit seinem Kopf nach links herum und sah, einen Schritt hinter sich, das

sonnengebräunte Gesicht von Martin Hilton.

«Idiot», raunte Hilton. «Ich hab doch gesagt, Sie sollen sich nicht umdrehen. Wissen Sie denn nicht, dass Sie beobachtet werden?»

«Verpiss dich», sagte Hoffman. «Wer beobachtet

mich?»

«Alle. Halten Sie den Mund und tun Sie, was ich sage, dann berichte ich Ihnen was über Lina. Ich möchte, dass Sie in einer Stunde in Kew Gardens sind, vor dem Palmenhaus. Wenn Ihnen

niemand folgt, gehe ich auf Sie zu und bitte Sie um eine Zigarette. Dann können wir uns unterhalten. Genau in einer Stunde.»

Sie kamen zu einer Ecke. Hilton machte eine Wende von neunzig Grad, um die Straße in die

andere Richtung zu überqueren. «Lebt sie?», flüsterte Hoffman, aber Hilton gab keine Antwort. Er war schon dabei, über die Straße zu gehen.

Eine Stunde später stand Hoffman vor dem

Glaspavillon des Palmenhauses, starrte auf den Rosengarten, der das Gebäude umgab, und fragte sich, wo Hilton steckte. Nach Kew war es eine längere Fahrt; es lag am äußersten Westrand Londons, aber er konnte sich nicht vorstellen, dass

Hilton sich bei irgendetwas verspätete, egal was es war. Hoffman wartete fünf Minuten, dann zehn, dann fünfzehn, und wollte schon fast aufgeben, als ein Mann mit einem Van-Dyke-Bart und einem Strohhut ihn um eine

Zigarette bat. Zuerst dachte er, der Mann sei ein Homosexueller, der mit ihm anbändeln wollte, bis er das gutgetarnte Gesicht Martin Hiltons erkannte.

«Gehen wir spazieren», sagte Hilton. Er lotste Hoffman zu einem Weg, der zur japanischen

Pagode führte, am hinteren Ende von Kew Gardens.

«Wo ist Lina?», fragte Hoffman sofort. Er musste es wissen, und er hatte Angst vor der Antwort.

«In Bagdad. Sie wurde gestern in Genf

geschnappt und in ein Flugzeug gesetzt. Wir wissen, dass es in Bagdad gelandet ist.»

«Lebt sie?»

«Das wissen wir nicht. Wir nehmen an, dass sie ins Hauptgefängnis gebracht wurde. Was danach mit ihr passiert ist,

wissen wir nicht.»

«Wer ist ‹wir›? Sie reden ständig von ‹wir›.»

«Der Staat Israel.»

«Scheiße. Ihr seid genau das, was sie jetzt braucht.»

Hiltons Augen blitzten auf, aber er ging weiter.

«Im Moment hat sie niemanden außer uns. Aber leider können wir nichts für sie tun. In Bagdad befinden wir uns auf ziemlich dünnem Eis.»

«Scheiße», fluchte Hoffman wieder.

Sie passierten ein weiteres gläsernes

Gewächshaus. Unter dem großen Gewölbe aus Glas und Eisen befand sich ein Miniaturregenwald mit Wasserlilien und blühenden Kamelien. Es war wie ein kleines Gefängnis, das den Dschungel gegen seinen

Willen mitten in London festhielt. Hoffman wandte sich an den israelischen Agenten.

«Was kann ich tun, um sie da rauszuholen?»

«Das kommt darauf an, ob Sie irgendwelche Beziehungen in Bagdad haben.»

Hoffman überlegte einen Moment. «Nein.»

«Oder ob Sie jemanden kennen, der auf jemanden in Bagdad Einfluss hat. Zum Beispiel jemand mit Geld oder mit politischem Einfluss.»

Hoffman dachte wieder

nach. Der Gedanke war ihm zuwider, aber er wusste, dass die Antwort Ja lautete. Sein alter Freund und neuerer Feind, der Prinz. «Vielleicht», sagte er.

«Dann sollten Sie den Einfluss, den Sie haben, möglichst schnell

einsetzen. Ich glaube nämlich, dass Ihnen nicht mehr viel Zeit bleibt.»

Sie näherten sich dem zierlichen Turm der japanischen Pagode. Hoffman drehte sich zu seinem Gefährten um. Der Israeli sah lächerlich aus

mit seinem Spitzbart und dem Strohhut. «Wieso erzählen Sie mir das alles?», fragte er. «Was springt für euch dabei raus?»

«Eine Gelegenheit, dem Irak Schwierigkeiten zu bereiten und verschiedenen Leuten, die

das Regime unterstützen. Ihre Freundin Lina scheint die ideale Unruhestifterin zu sein, wenn wir es schaffen, sie am Leben zu halten.»

«Sie sind wirklich ein Stück Scheiße», sagte Hoffman. «Sie benutzen

sie nur.»

Hilton verdrehte die Augen. Hoffman war ein Dummkopf. «Ja, ja, wie ungezogen von mir.»

«Sie Arsch. Tun Sie was, um ihr zu helfen.»

«Zeit, zu gehen», sagte der Israeli. «Ta-ta.» Er warf Hoffman einen

Handkuss zu und bog auf einen anderen Weg ein. Er führte zu einem weiteren Phantasiegebäude – einer Bogenruine, die so aussah, wie sich irgendein Monarch alter Zeit eine römische Ruine vorgestellt haben mochte. Hoffman blieb

allein neben der Imitation der japanischen Pagode zurück.

Hoffman versuchte, das Unvermeidliche zu vermeiden. Er rief Asad Barakat in seinem Büro an, aber seine Sekretärin sagte, der palästinensische Bankier sei geschäftlich

unterwegs. Er versuchte es sogar bei seinem Vater in Athen, in der Hoffnung, er habe einen Vorschlag, wie man auf das neue Regime in Bagdad Druck ausüben könnte. Aber sein Vater war auch geschäftlich unterwegs.

Somit blieb nur noch eine Möglichkeit übrig, und als Sam in seinem BMW Richtung Hyde Park Square fuhr, erkannte er, dass er seit einem halben Jahrzehnt auf dieses Treffen hinsteuerte, wie ein Bumerang, der zu der Stelle zurückkehrt, von der

er geworfen worden war.

In Prinz Jalals Vergnügungspalast brannte Licht, und vor der Tür stand der Rolls-Royce Corniche. Er musste also zu Hause sein. Sam hatte beschlossen, sich nicht anzumelden. Es würde

leichter sein so. Die Tür wurde wie üblich von dem britischen Sicherheitsbeamten geöffnet. Gerade noch sichtbar hinter ihm, auf der Treppe, die zu seinen Privatgemächern führte, war der Prinz. Er hatte ein langes weißes *thobe* an.

Mit seiner kaffeebraunen Hautfarbe und seinem glänzenden Bart sah er wie irgendein Gott aus, gerade im Begriff, die himmlische Treppe emporzusteigen. Der Prinz drehte sich um, und als er Hoffman sah, machte er kurz eine

verlegene Miene. Denn zufälligerweise hielt er in diesem Moment einen halbwüchsigen Jungen an der Hand. Er gab dem Jungen einen Klaps auf den Hintern und schickte ihn nach oben.

«Mein lieber Sam», sagte der Prinz und kam

die Treppe herunter, seinem Besucher entgegen. «So eine Überraschung. Ich dachte, ich würde dich erst in fünf Jahren wiedersehen. Wie schön. Wie schön.» Er ergriff Sams Hand und küsste ihn zärtlich auf

beide Wangen.

«Tut mir leid», sagte Sam. «Ich komme ungelegen.»

«Nein, überhaupt nicht, mein Lieber. Ich habe keine Geheimnisse vor dir. Ich hätte dir meinen jungen Freund vorstellen sollen. Wunderschöner Junge. Sie

haben ihn, glaube ich, in Dänemark gefunden. Wunderschöne Stimme, wie von einem Engel. Abwechslung ist die Würze des Lebens, nicht wahr?»

«Ja», sagte Sam. «Die Würze des Lebens.»

Der Prinz führte Sam in

einen der unteren Salons. Der Prinz ließ sich auf einer riesigen Couch nieder und lud Sam ein, sich zu ihm zu setzen. Er klatschte in die Hände, und es erschienen Diener mit Tee und Gebäck und einer Wasserpfeife. In der Schale lag ein Stück

Haschisch von der Größe eines Zuckerwürfels. Der Prinz nahm einen langen Zug und bot seinem Gast den Pfeifenstiel an. Als Sam ablehnte, ließ er die Hand in seinen Schoß sinken und sah seinen Besucher verträumt an.

«Nun, was führt dich zu mir, so bald nach unserem letzten Treffen? Hast du es dir wegen der rumänischen Mädchen anders überlegt? Sie sind leider keine Jungfrauen mehr, aber noch sehr schmackhaft.»

«Nein. Darum geht es nicht. Eigentlich wollte ich

auf einen anderen Vorschlag zurückkommen, den du mir gemacht hast.»

«Ah, gut. Und welcher war das?»

«Der, den du mir vor fünf Jahren gemacht hast, dass ich dir helfen sollte, dein Geld zu verstecken.

Du hast neulich gesagt, dass das Angebot noch steht, und jetzt bin ich interessiert.»

Jalal streckte seine Hand aus. Sein Kopf kam aus einer Wolke von Haschisch heraus. «Endlich, mein Lieber. Du hast das Licht erblickt.

Ahlan wa sahlan.

Willkommen in der Bruderschaft zivilisierter Männer.»

«Aber es gibt eine Bedingung, Jalal. Ich möchte für meine Hilfe nicht bezahlt werden.»

«Wieso nicht?»

«Weil ich möchte, dass du mir stattdessen einen Gefallen tust. Ich möchte, dass du das Geld, mit dem du mich bezahlen würdest, benutzt, um das Leben von jemandem zu kaufen, der mir nahesteht.»

«Wie rührend. Wer ist der Mann?»

«Nein. Es geht um eine Frau.»

«Ah, *habibi*. Ich bin gerührt. Natürlich werde ich dir helfen. Diese Art von Austausch verstehe ich. In einer gewissen Weise ist eine Frau noch wertvoller als Geld, nicht

wahr? Wer ist es?»

«Eine Irakerin. Sie heißt Lina Alwan. Sie arbeitet für Nassir Hammud.»

«Der schon wieder.» Jalal machte eine Handbewegung, als würde er etwas Unerfreuliches von seinem Teller schieben. «So ein

Langweiler. Na ja. Wo befindet sich diese Frau, die ich für dich erwerben soll?»

«In Bagdad. Sie ist dort im Gefängnis. Sie wurde gestern dorthin gebracht, aus Genf. Kannst du sie rausholen?»

«Schwierig, aber nicht unmöglich. Geld funktioniert überall, mein Lieber. Sogar in Bagdad. Das ist das eiserne Gesetz der Welt. Und der Zufall will es, dass der Botschafter dort ein Freund von mir ist. Ich kann nichts versprechen,

aber ich hätte es so gern, dass du in meiner Schuld stehst, also werde ich mir die größte Mühe geben.»

«Danke», sagte Hoffman. Er berührte sein Herz, wie es ein Araber tun würde, um seine Dankbarkeit zu zeigen.

Aber der Prinz lachte. Dies war etwas Geschäftliches.

«Und jetzt müssen wir über deine Seite des Deals sprechen, mein lieber Sam. Weil ich etwas Besonderes für dich tue, muss ich dich bitten, etwas Besonderes für mich zu tun. Das ist doch fair, oder

nicht?»

«Ja, das ist fair. Sag mir, was du von mir willst, und ich mach’s.»

Der Prinz hielt kurz inne und strich sich mit dem Zeigefinger über die feinen gekämmten Haare seines Bartes. «Ich habe in der

Türkei einen Freund», sagte er schließlich. «Er hat mir im Verlauf der Jahre sehr viel geholfen. Ein Bankier übrigens. Und jetzt hat er Ärger mit der Justiz. In der Türkei, in Amerika, überall. Er hat immer noch irgendwo Geld – ich glaube, auf den

Cayman-Inseln – aus der Zeit vor dem Zusammenbruch seiner Bank. Aber er hat zu viel Angst, irgendwas damit zu machen, weil er befürchtet, dass die Behörden in den USA oder Großbritannien dahinterkommen und ihm

das Leben noch schwerer machen. Du siehst also, er braucht Hilfe. Und du bist genau der Bursche, der ihm helfen kann. Mit einem sehr guten Ruf. Mit guten Beziehungen. Genau der Richtige.»

«Was soll ich für ihn tun?»

«Ihm eine Bank in Amerika kaufen. Aus irgendeinem Grund ist er überzeugt, dass das der einzige sichere Weg ist, sein Geld zu behalten. Bedauerlicherweise ist es illegal für ihn, eine Bank in Amerika zu besitzen. Vor

allem mit all diesem Geld, das er gestohlen haben soll, wie die Leute behaupten. Du musst also offiziell der Eigentümer sein. Aber um all das kümmern wir uns schon. Das klingt doch nicht schwierig, oder?»

Sam schüttelte

teilnahmslos den Kopf. Den Handel hatte er schon in Gedanken abgeschlossen, bevor er an der Tür des Prinzen geklingelt hatte.

«Wunderbar! Ich werde die nötigen Dokumente von meinem Anwalt in

Washington aufsetzen lassen. Du wirst vielleicht in die Staaten reisen müssen, wenn sie die richtige Bank gefunden haben – die Dokumente unterzeichnen und solche Sachen. Lästig, aber nicht zu ändern.»

Sam nickte. Er spürte,

wie sein Selbstverständnis, an dem er in den letzten fünf Jahren gearbeitet hatte, zerbröckelte. Wie sich herausstellte, konnte jemand wie er nicht verhindern, sich die Hände schmutzig zu machen. Er konnte nur so lange

unabhängig sein, wie er nicht darauf angewiesen war, jemanden um einen Gefallen zu bitten; wenn er es aber tun musste, dann musste auch er in die Scheiße hineinwaten, genau wie alle anderen. Ihm war schwer ums Herz. Er wollte Jalals Haus

verlassen, aber der Prinz hatte ein triumphierendes Lächeln auf dem Gesicht, als hätte er in einem Streitgespräch recht behalten.

«Lass uns feiern, mein lieber Sam, jetzt, wo wir wieder Freunde sind.

Vielleicht ist Kinozeit? Ich habe einen neuen Film, den ich gestern von einem kuwaitischen Freund bekommen habe. Er heißt ‹Philippinische Krankenschwestern›. Er hat Teile davon selbst gefilmt, bei sich zu Hause. Er versicherte mir, dass

alles authentisch ist.»

«Nein», sagte Hoffman. «Keine Filme.» Hoffman fiel das Gesicht von Ramón Pintas Frau ein, auf dem Polizeifoto, das der philippinische Koch ihm an jenem Tag in seinem Büro gezeigt hatte, an

jenem Tag, der ihm jetzt wie eine Ewigkeit her schien.

«Einen Drink vielleicht? Die Pfeife? Etwas Gesellschaft?»

Sam erhob sich von der Couch. «Ich muss gehen», sagte er.

«Natürlich. Das verstehe

ich. Du bist nervös wegen deiner kleinen Freundin. Wie heißt sie nochmal?

Lina Alwan. Ich kümmere mich umgehend darum. Sobald ich meinen Freund in der Türkei angerufen habe, um ihm die gute Neuigkeit zu erzählen.»

Robert Hatton gab an diesem Nachmittag eine Luncheon Party im privaten Speisesaal der Anwaltsfirma Hatton, Marola & Dubin in Washington. Er hatte darum gebeten, nicht gestört zu werden, und so

behelligte man ihn nicht mit dem Anruf von dem Londoner Klienten. Das Luncheon war ein wichtiges Ereignis für Hatton. Es war das Jahrestreffen einer Gruppe, die er viele Jahre zuvor gegründet hatte und

die insgeheim als ‹Freunde von Arabien› bekannt war. Es war eine erlesene Washingtoner Gruppe: drei ehemalige Regierungsfunktionäre, ein halbes Dutzend pensionierte Beamte des Außenministeriums, mehrere prominente

Mitglieder der Washingtoner Anwaltskammer.

Für die hochrangigen Mitglieder der ‹Freunde von Arabien› galt das jährliche Treffen als Zelebrierung eines großen Unternehmens, das es

schon über fünfzig Jahre gab. Hätte irgendjemand von der Existenz dieser Gruppe gewusst, hätte er sie zweifellos als elitär imperialistisch, proarabisch, rassistisch oder wie auch immer verurteilt. Aber die Mitglieder betrachteten

eine derartige Einstellung als schlichten Unsinn, der von Leuten geäußert wurde, die keine Ahnung hatten, wie die Welt wirklich funktionierte. Das Einzige, was sich die Freunde zuschulden kommen ließen, so

erinnerte Hatton sie gerne bei seinem jährlichen Trinkspruch, war, die nationalen Interessen der Vereinigten Staaten zu schützen. Amerika hatte eine unlösbare Aufgabe übernommen – in der einen Hand die Ölversorgung der Welt zu

halten und in der anderen eine arabisch-israelische Bombe, die immer kurz davor war zu explodieren –, und bis jetzt hatte der Staat Erfolg gehabt. Das Öl floss immer noch, und die Bombe hatte, selbst wenn

sie ständig kurz davor stand zu explodieren, das Haus noch nicht zum Einstürzen gebracht. Und dafür war die Welt den ‹Freunden von Arabien› Dank schuldig – der nie ausgesprochen werden würde.

Der Sekretär störte

Hatton schließlich doch bei seinem Luncheon, kurz nachdem er die Tischrede gehalten hatte. Der Klient aus London habe wieder angerufen. Er sagte, es sei eine Angelegenheit von größter Dringlichkeit, die keinen Aufschub dulden

könne. Hatton entschuldigte sich und nahm den Anruf eines bestimmten saudischen Prinzen entgegen, der schon seit Jahren zu seinem Klientenstamm gehörte. Der Prinz erklärte in seinem verträumten Ton, dass er zwei ziemlich

komplizierte Probleme habe. Einmal eine Angelegenheit im Irak, die einen dringenden Transfer einer großen Summe Geldes von einem Bankkonto in Bahrain erforderte, die sobald wie möglich per gecharterten

Jet nach Bagdad gebracht werden müsse. Und bei der zweiten Angelegenheit gehe es um die Geschäfte eines türkischen Herrn, der ein alter Freund der Firma Hatton, Marola & Dubin sei. Dabei gehe es um eine sehr große Summe Geld, die zur Zeit auf einem

Nummernkonto in George Town auf den Cayman-Inseln ruhe, aber eine Heimat in den Vereinigten Staaten suche. Es sei ein Strohmann gefunden worden, der für den Kauf einer Bank zur Verfügung stehe. Die türkische

Angelegenheit könne warten. Die andere erfordere sofortiges Handeln.

Hatton rief sofort einen Juniorpartner an. Er wies ihn an, die Auszahlung von Geldmitteln von dem Konto in Bahrain zu veranlassen und eine Maschine von

einem Unternehmen in Amman zu chartern. Binnen weniger Minuten drehten sich alle Räder in die richtige Richtung. Was Robert Hatton erlaubte, zu seinen Gästen zurückzukehren, gerade rechtzeitig, um mit ihnen

zusammen ein Glas Cognac und eine Zigarre zu genießen.

34

Lina verbrachte eine schlaflose Nacht, die ihr endlos vorkam. Sie war wieder in einer Einzelzelle, aber diesmal ließen sie die ganze Zeit das Licht an. Ansonsten war es genau wie im ersten Raum, in

dem sie gewesen war: raue Betonwände, in die Namen und Botschaften eingeritzt waren, die stinkende Grube in der Ecke, die wohltuende Kühle des Steinbodens. Es war keine Todesangst, die Lina wach hielt. Sie wollte einfach nur jeden

verbleibenden Moment des Bewusstseins festhalten. Während sie mit dem Gesicht auf dem Steinboden lag, zogen die Menschen ihres Lebens durch ihren Kopf wie eine Truppe von Schauspielern bei der letzten

Verbeugung. Sie dachte an ihre Mutter, die schon so lange tot war, dass sie sich in Linas Erinnerung in ein fernes Leuchtfeuer verwandelt hatte. Aber sie war das erste Opfer gewesen: Das erzwungene Exil aus Bagdad hatte sie umgebracht. Und dann

dachte sie an ihren Vater, den arabischen Aristokraten, dem das nötige Geld fehlte, um seine Verachtung für das, was aus den Arabern geworden war, zu pflegen. Wie recht er gehabt hatte. Es war ein neues *Asr al-*

Jahiliyya, ein neues Zeitalter der Ignoranz. Auch er war ein Opfer.

Und sie dachte an Sam Hoffman, ursprünglich ein Kleindarsteller in ihrem Drama, der beinahe aus Versehen in den Mittelpunkt der Bühne geraten war. Hoffman war

es gewesen, der sie in dieses katastrophale Abenteuer gestoßen hatte und dann versuchte, sie wegzuziehen. Sie machte ihm keinen Vorwurf. Er hatte beide Male recht gehabt: Sie hätte mehr tun sollen, um Nassir Hammud

zu bremsen, und sie hätte weniger tun sollen. Sie dachte auch an Hammud: der Abschaum der Menschheit. Wenn irgendjemand auf dem Planeten die Schrecken des Quasr al-Nihayya verdiente, dann er. Dann dachte sie an ihre Tante

Soha, die man drei Jahre zuvor gezwungen hatte, Lina den Brief zu schreiben, um sie in Hammuds Dienst zu pressen. Am Schluss war sie wahrscheinlich in genau diesem Gefängnis gewesen, vielleicht in

derselben Zelle. Das Bild ihrer Tante innerhalb dieser Mauern wurde zu dem der weißhaarigen Frau, die auf Lina in der Stunde ihrer größten Einsamkeit zugegangen war. Diese Frau war gestorben, während Lina versuchte, ihre Stimme

wiederzufinden, um «Aufhören» zu schreien. Und sie dachte an ihre Freundin Randa, die sie ungerechterweise beschuldigt hatte, ohne über die Konsequenzen nachzudenken und daran, was für einen

grauenhaften Preis sie hatte zahlen müssen.

Zu viele Menschen waren auf Linas Weg gestorben, bis sie endlich ihren Mut gefunden hatte. Was hatte Jawad, der irakische Dichter, gesagt? Es seien die Frauen, die den Irak retten würden,

weil die Männer alle korrumpiert seien. Er hatte sich geirrt, zumindest was Lina betraf, die in ihrer Feigheit zugelassen hatte, dass andere in den Tod gingen. Sie verfluchte ihre Schwäche und ihr Schweigen. Sie dachte an

den blinden Dichter und erkannte, dass er an einem Ort wie diesem sein Augenlicht verloren haben musste. Wie hatte er nur den Mut gefunden, diesen Vorfall mit seinem Folterer und den Zigaretten zu überleben und weiterzumachen? Dem

Regime in Bagdad weiter zu trotzen, weitere Folter zu provozieren? Sie sah in Gedanken seine leeren Augenhöhlen, verbrannt und entstellt, und machte sie zu einer Art geistiger Ikone. Sie würden ihr muslimisches Kruzifix sein,

ein vollkommenes Opfer von Blut, das geflossen war, um andere, die weniger mutig waren, zu retten. Während ihre Gedanken sich darauf konzentrierten, gab Lina ein Versprechen ab – die Art von Handel mit Gott, den ein Mensch macht,

der dem Tod nahe ist. Falls sie irgendwie die Tortur des Palasts des Endes überleben sollte, würde sie alles tun, um Nabil Jawad, ihrem Tröster, zu helfen.

Kamal, der Inquisitor,

weckte sie kurz nach Morgengrauen. Er trug eine schwarze Kapuze in der Hand. Er schien fast zu bedauern, dass er sie stören musste. Er weiß, dass ich heute sterben werde, dachte Lina. Er sah anders aus als vorher. Beunruhigt, unsicher.

Vielleicht schämte er sich für das, was er würde tun müssen. Vielleicht hatte er Angst, dass er keinen Steifen kriegen würde, um sie zu vergewaltigen. *«Ana aasif»*, sagte er. Es tut *mir leid*.

«Sagen Sie es nicht»,

erwiderte Lina. «Sagen Sie nichts.» Sie wollte es nicht hören. An diesem Morgen konnte sie die Vorstellung von einem Folterer mit Schuldgefühlen nicht ertragen.

«Es tut mir leid», sagte er wieder. «Ich habe es nicht gewusst.»

Er zog ihr die schwarze Kapuze über den Kopf und führte sie zur Tür hinaus. Er riss sie nicht grob mit sich, so wie er es am Tag zuvor getan hatte, sondern führte sie an der Hand. Sie kamen zum Ende eines Ganges und betraten

einen weiteren durch eine Metalltür und bogen dann nach rechts. Sie hörte Kamal «Vorsichtig» sagen, als er ihre Hand auf ein Geländer legte, und plötzlich gingen sie eine Treppe hinunter, dann noch eine und noch eine. Als sie unten angekommen

waren, blieben sie stehen. Sie hörte, wie Kamal mit einem anderen Mann sprach.

«*Miftaah?*», sagte Kamal. Er verlangte nach dem Schlüssel.

«*Aywah!*», sagte der andere Mann. «*Ja.*»

«Warten sie?»

«*Aywah!*», sagte er wieder. «*Al-Safir Al-Saudi.*»

Der saudische Botschafter. Was sollte das bedeuten? Die Saudis wollten sie also auch tot sehen? Vielleicht waren sie gekommen, um

zuzusehen. Es wurde mit irgendwas herumgemacht und leise gesprochen, sodass Lina nichts verstand. Als Nächstes hörte sie, wie eine schwere Tür geöffnet wurde, und dann spürte sie Sonnenlicht, selbst durch

den dicken Stoff der Kapuze hindurch. Sie wurde ein paar Schritte weitergezogen, und dann ging eine weitere Tür auf, und sie spürte auf den Armen einen Lufthauch. Ihr Herz stockte kurz – sie war draußen! –, aber sie erstickte den Gedanken

gleich wieder. Es wurde nur wieder mit ihr gespielt, aber es würde auf das Gleiche hinauslaufen. Sie spürte jetzt, wie eine andere Hand sie nach vorne zog und sie dann auf den Rücksitz eines Autos schob. Sie wurde also

irgendwo anders hingebracht, um getötet zu werden. Der Fahrer drückte sie flach auf den Boden und legte eine übelriechende Gefängnisdecke über sie. Ein Leichentuch für die Sterbenden.

«Möchten Sie Musik

hören?», fragte der Mann. Er sprach Englisch. Er legte eine Kassette ein. Es war blechern klingende arabische Popmusik, mit dem Gesang einer Frau, die wie eine Gassenkatze jaulte.

«Keine Musik», sagte

Lina unter der Decke. Zu ihrer Überraschung stellte er die Musik sofort aus. Die Verurteilten hatten also doch noch einige Rechte.

Die Fahrt dauerte lange. Zu lange. Lina wollte es endlich hinter sich haben. Ihr Geist fing allmählich an,

ihr Streiche zu spielen, erlaubte ihr, sich vorzustellen, dass sie vielleicht doch überleben könnte. Sie spürte den Wind der offenen Straße durch die Decke hindurch. Das war gefährlich. Die einzige Nahrung für den

Mut war die Gewissheit des Todes. Sowie die Möglichkeit des Überlebens bestand und es etwas gab, wofür es sich zu leben lohnte, kehrte das Entsetzen zurück. Das Auto fuhr immer noch die Straße lang, die ihr wie eine breite

Landstraße vorkam, und wurde dann bei einem Kreisverkehr langsamer. Lina hörte auf einmal ein seltsames Geräusch, zuerst ganz fern und dann näher, fast wie das Brüllen eines Motors. Sie fragte sich, ob sie jetzt verrückt

würde, nach so vielen Stunden der Angst und Anspannung.

Das Auto drehte und hielt an. Der Fahrer kurbelte die Scheibe herunter und sagte auf Arabisch: *«Safir Al-Saudiyya.»* Wieder der saudische Botschafter. Der

Fahrer gab jemandem – einem Wachposten, nach seiner ruppigen Stimme zu urteilen – irgendwelche Papiere oder vielleicht Geld – Lina konnte es nicht feststellen. Und dann hörte sie ein raues Brummen, als der

Wachposten sie durch den Kontrollpunkt winkte. Der Fahrer kurbelte wieder die Scheibe hoch und gab Gas.

«Möchten Sie Musik hören?», fragte er wieder.

«Ja», sagte Lina. In diesem Augenblick wusste sie, mit einer Art sechstem

Sinn, dass sie leben würde.

Nach sechzig Sekunden trällernder Musik hielt der Wagen. Der Fahrer öffnete die Tür, zog Lina die schmutzige Decke vom Körper und warf sie auf den Boden. Er half Lina

auf, band vorsichtig die schwarze Kapuze auf und zog sie ihr vom Kopf.

Lina brauchte einen Moment, bis sie wieder richtig sehen konnte. Zehn Meter von dort, wo das Auto gehalten hatte, stand ein Lear Jet. Die Gangway war heruntergelassen, und

ein Steward stand in der offenen Luke und winkte ihr zu, an Bord zu kommen. Lina drehte sich zum Auto um. Es war eine lange schwarze Limousine mit Diplomaten-Kennzeichen. Endlich begriff sie. Der Fahrer war

der Chauffeur des saudischen Botschafters.

«Schnell», sagte der Steward, der ihr wieder winkte, an Bord zu kommen. Lina drehte sich ein letztes Mal zu dem Wagen und dem Fahrer um. Sie war noch nicht bereit zu gehen. Sie

brauchte etwas, das sie an ihr Versprechen an den lebendigen Jawad und an so viele erinnerte, die tot waren. Sie sah die dreckige Gefängnisdecke auf dem Boden und nahm sie in die Arme.

«Beeilen Sie sich, bitte»,

sagte der Steward. Auch der Pilot gab durch die Cockpit-Scheibe hindurch Zeichen, dass es höchste Zeit war loszufliegen. Sie hatten jetzt mehr Angst vor Bagdad als Lina. Sie ging die Treppe hoch. Der Steward schloss schnell die Tür und führte sie zu

ihrem Platz. Er fragte sie, ob sie irgendwas zu trinken wünsche, als wäre sie plötzlich ein Gast im Ritz. Lina bat um ein Glas Wasser. Sie schloss die Augen, während die Maschine die Startbahn entlangrollte und sich

lärmend in die Luft erhob. Als das Fahrwerk eingefahren wurde, wollte sie das Gefühl der Befreiung fühlen. Aber im Geiste sah sie immer noch das Gesicht des Dichters, und sie wusste, dass sie sich immer noch in der Galerie der Toten befand.

Als sie in der Luft waren, kam der Steward zu ihr zurück.

«Der Pilot bittet Sie, ihm Ihr Flugziel zu nennen», sagte er. «Er hatte Anweisungen, Sie abzuholen und Sie hinzufliegen, wohin Sie

wollen.»

Lina musste nur einen Moment lang überlegen. «Genf», sagte sie.

Eine Stunde später, als der Steward zu ihr gekommen war, um ihr zu sagen, dass sie den irakischen Luftraum verlassen hatten,

fragte Lina, ob sie eine Nachricht nach London schicken könne. In diesen ersten Minuten der Freiheit hatte sie überlegt, was sie als Nächstes tun sollte, und eingesehen, dass sie Hilfe brauchte. Im Alleingang hatte sie zu

viele Fehler gemacht. Sie dachte an Sam und an seine verschlafene Miene, als sie an seine Tür geklopft hatte, und an das Verlangen in seinem Blick, als sie seine Wange gestreichelt hatte. Sie erinnerte sich auch daran, wie spontan er auf den

Dichter Jawad zugehen wollte, an diesem ersten Abend bei den Darwishs, als Lina noch versuchte, sich zu verstecken.

Der Steward sagte, sie könnten von der Maschine aus an jeden Punkt der Welt ein Telegramm

schicken. Lina schrieb die Nachricht auf und gab sie ihm. Es war nur ein Satz, der umgehend zu einer Adresse in der North Audley Street in London zugestellt werden sollte. Er lautete: «Komm morgen nach Genf, zwölf Uhr mittags, in den Park, der

‹Die Perle des Sees› heißt.» Die Nachricht war mit «Anouk Aimée» unterschrieben.

Der Steward machte große Augen, als er die Unterschrift sah. «Sind Sie Anouk Aimée?», fragte er.

«Ja», sagte sie. Es

spielte keine Rolle. Sie existierte nicht.

[zur Inhaltsübersicht]

Fünf Ein Meer aus Geld

35

Lina saß im ersten Stock eines Cafés an der Rue de Lausanne, in der Nähe des Seeparks, den die Schweizer «La Perle du Lac» nennen. Es war elf Uhr fünfundvierzig. Der Rücken tat ihr weh, die

Rippen taten ihr weh, die Beine taten ihr weh. Sie bestellte noch einen Kaffee, in der Hoffnung, er würde die Schmerzen betäuben. Seit ihrer Rückkehr nach Genf hatte sie ihre Zeit hauptsächlich damit verbracht, den Schmeicheleien ihrer

neuen Wohltäter, der Saudis, zu entgehen. Sie hatten ihr die Wiedereinreise in die Schweiz mit einem saudischen Reisedokument erleichtert, das sie als Ehefrau von Prinz Jalal bin Abdel-

Rahman auswies. Am Flughafen war sie vom saudischen Generalkonsul in Empfang genommen worden, der darauf bestanden hatte, sie in seiner Limousine mitzunehmen. Er rückte keinerlei Informationen heraus, und sie fragte

auch nicht nach.

«Ich wohne im Beau Rivage», hatte sie gesagt und an dieses wunderbare Badezimmer gedacht. Und sie hatte eingecheckt, ein himmlisches Bad genommen und lange geschlafen. Aber als die

Nacht hereinbrach, war sie aus dem Hotel geschlüpft und in der Stadt untergetaucht. Als sie nach mehreren Stunden ziellosen Umherwanderns sicher war, dass ihr niemand folgte, war sie zu der Pension in der Nähe des Güterbahnhofs

zurückgekehrt, die, soviel sie wusste, unentdeckt geblieben war. Und nachdem sie sich ausgiebig bei Madame Jaccard für ihre Abwesenheit entschuldigt und ihr die Miete für eine Woche im Voraus bezahlt

hatte, wurde ihr vergeben. Sie sank in einen tiefen Schlaf, als wäre sie in einen Eisblock eingehüllt. Am nächsten Morgen hatte das Eis begonnen zu schmelzen.

Ein paar Minuten vor zwölf fuhr ein Flughafen-Taxi in der Rue de

Lausanne vor. Ein Mann mit Sonnenbrille bezahlte und ging auf den Eingang des Parks zu. Er trug einen blauen Blazer und graue Flanellhosen. Über seiner Schulter hing eine Lederreisetasche. Lina stellte erleichtert fest, dass

er keine Krawatte trug. Sie wollte, dass er genau so war, wie sie ihn in Erinnerung hatte. Er blieb am Rand des Parks stehen, suchte die Gärten nach ihr ab. *Helou!*, dachte sie. Er sah gut aus.

Der Park war üppig und grün, ein Smaragd vor

dem Diamanten des Sees. Sie beobachtete, wie Sam Hoffman durch das Tor ging und sie suchte. Es war jetzt Mittag, Zeit, sich zu treffen. Aber Lina hatte gelernt, vorsichtig zu sein. Von ihrem Aussichtsposten auf der anderen

Straßenseite konnte sie die Anlage des Parks und die Zufahrtswege überblicken. Sie wollte sich vergewissern, dass die Luft rein war, bevor sie sich hinauswagte. Als Hoffman die Grünfläche betrat, bemerkte Lina einen kahlköpfigen Mann,

der kurz zu ihm aufblickte und dann wieder in seine Zeitung sah. Er war dunkelhäutig, die Farbe von Linas Café Crème, aber wie ein Genfer Kleinbürger gekleidet, mit Tweedjacke und Schal. War da ein

Erkennungsflackern in seinem Blick? Das ließ sich auf die Entfernung nicht mit Sicherheit sagen. Hoffman merkte nichts. Er setzte sich auf eine Bank in der Nähe und suchte den Park nach ihr ab.

Das Frühlingswetter war fast warm, und der Park

hatte sich allmählich mit Kindern und ihren Eltern gefüllt. Ein Mann mit einem Handkarren verkaufte Eis. Ein Pantomime mit weißgeschminktem Gesicht schritt wie ein steifgliedriger Soldat vor einer Gruppe staunender

Kinder einher und ging dann mit seinem Hut bei den Eltern vorbei. Lina beobachtete, wie Hoffman den Park absuchte. Nach fünf Minuten stand er von der Bank auf und ging Richtung Süden, auf eine Ecke des Parks zu, die durch eine Rabatte von

Büschen abgeschirmt war. Als Hoffman dieser Ecke zustrebte, erhob sich auch der Glatzkopf. Er schlenderte langsam herüber, gesellte sich zu dem Kinderpulk und blieb hin und wieder stehen, um sich auf eine Bank zu

setzen und seine Pfeife neu anzuzünden, sodass Hoffman, hätte er sich umgesehen, nicht gemerkt hätte, dass ihm jemand folgte.

Hoffman suchte Lina und machte dann wieder kehrt. Er ging an dem Glatzkopf vorbei, der

unauffällig am Geländer lehnte, das den See säumte, und die Boote beobachtete. Sam tat ihr leid. Er sah jetzt so verwirrt und besorgt aus. Wo war sie? Wieso war sie nicht zu dem verabredeten Treffen erschienen?

Der Park erstreckte sich fast einen Kilometer nördlich entlang dem See. Hoffman stellte sich auf eine Bank, um besser sehen zu können, und ging dann seeaufwärts. Der Glatzkopf schlenderte langsam hinterher. Er hatte jetzt seine Pfeife

ausgemacht, damit der Geruch ihn nicht verriet. Hoffman ging mit wachsender Sorge schneller. Lina entschied, dass sie ihren Posten im ersten Stock verlassen musste, wenn sie nicht riskieren wollte, ihn ganz

aus den Augen zu verlieren. Sie ging nach unten in die Rue de Lausanne und hielt sich auf dem gegenüberliegenden Bürgersteig, anstatt den Park zu betreten. Alle paar Sekunden erhaschte sie einen flüchtigen Blick auf

Hoffman durch die Büsche. Sie gingen weiter Richtung Norden, in unsichtbarer Synchronizität, vorbei an dem Museum für Technik und dem Denkmal für die Toten. Wenigstens hatten sie hier Denkmäler, dachte Lina.

Sie spielten jetzt ein Gedankenspiel miteinander, Sam und Lina, dessen Ziel es war, ohne zu kommunizieren, ihre Züge zu koordinieren. Die Prämisse des Spiels war simpel: Zwei Leute haben ein Treffen vereinbart, aber einer

erscheint nicht. Was sollte jeder, unabhängig vom anderen, tun, um die Wahrscheinlichkeit zu erhöhen, dass man einander doch noch findet? Sollte jeder den ursprünglichen Plan aufgeben und zum

nächstwahrscheinlichen Treffpunkt gehen, zur Brücke beim Jet d’Eau etwa oder zum Palais des Nations? Oder sollten sie aufeinander vertrauen, dass sie sich irgendwann doch am ursprünglichen Treffpunkt finden? Sie sah Hoffman durch die Bäume.

Er saß immer noch auf seiner Bank und machte sich zweifellos die gleichen Gedanken.

Lina setzte bei ihrer geistigen Wette auf Vertrauen: Hoffman würde bei seinem ursprünglichen Plan bleiben. Er würde

dorthin zurückgehen, wo er losgegangen war, und sie würde versuchen, ihn unterwegs abzufangen. Sie blickte den Park entlang nach einer Stelle, wo er stehen bleiben könnte. Es gab einen kleinen Pavillon mit Toiletten und einer Touristeninformation. Er

befand sich auf der Innenseite direkt neben dem Zaun, in der Nähe des Weges, der zum Haupttor führte. Hoffman könnte dort vorbeigehen, um nach Lina zu suchen oder einfach um sich zu erleichtern. Sie steuerte

auf das Gebäude zu und begann dann zu laufen. Es war entscheidend, dass sie vor Hoffman und seinem Verfolger dort ankam.

Lina hatte den Pavillon bald erreicht. Das kleine Gebäude war für den Frühling frisch gestrichen worden, in einem kühlen

alpinen Weiß. In der Ferne sprudelte der Jet d’Eau über der Stadt wie die Wasserfontäne eines unsichtbaren Wals. Drinnen war die Touristeninformation, mit Stadtplänen geschmückt, aber das kam ihr nicht wie

der richtige Ort zum Warten vor. Der Glatzkopf würde sie dort ebenso leicht entdecken wie Hoffman. Vorne war eine Veranda mit Gängen nach links und rechts, zu den Herren- und Damentoiletten. Das war der richtige Platz.

Sie postierte sich hinter der hölzernen Absperrung, die den Eingang zur Damenseite abschirmte. Von dort konnte sie jeden sehen, der den Pavillon betrat, ohne selbst gesehen zu werden. Während sie sich bei den

stämmigen Schweizerinnen entschuldigte, die sich nacheinander an ihr vorbeizwängten, um zu den Toiletten zu gelangen, fragte sie sich, ob sie falsch gewettet hatte. Vielleicht hatte Hoffman eine andere Lösung für

das Rätsel gefunden. Vielleicht hatte er es einfach aufgegeben. Sie sah auf ihre Uhr. Es war schon nach halb eins. Wenn er nicht bald käme, würde er gar nicht kommen. Schließlich, gerade als Lina ihr

Versteck verlassen wollte, kam Sam Hoffman rastlos die Stufen zur Veranda hoch. Als er oben ankam, wandte er sich von ihr weg zur Herrentoilette.

«Sam», flüsterte sie. «Ich bin’s, Lina. Dreh dich nicht um.» Hoffman blieb stehen und starrte direkt

vor sich in die Touristeninformation. Er fühlte sich wie der aus der Unterwelt aufsteigende Orpheus, dem verboten war, sich nach seiner Geliebten umzusehen. Aber auf seinem Gesicht lag ein breites Lächeln. Er

machte einen Schritt zur Seite auf Lina zu und tat so, als würde er ein Plakat an der Wand lesen.

«Du wirst von einem Glatzkopf in einer Tweedjacke verfolgt», flüsterte sie. «Es gibt vielleicht noch andere, aber das ist der Einzige,

den ich sehen kann. Versuch ihn abzuhängen und geh dann ins Intercontinental. Gerade den Hügel hoch. Nimm dir dort ein Doppelzimmer für Mr. und Mrs. Hoffman. Ich treffe dich dort heute Abend.»

Hoffman lächelte immer noch, sah immer noch geradeaus. Er nahm seine Sonnenbrille ab und steckte sie in seine Tasche. Seine Augen blitzten wie das Wasser des Sees. Er stieß einen leisen anerkennenden Pfiff aus.

«Mach, dass du wegkommst», flüsterte Lina. Sie drehte sich um und verschwand in der Damentoilette. Hoffman ging in die andere Richtung zur Herrentoilette. Dreißig Meter entfernt, unter einem Baum, wartete ein

kahlköpfiger Mann in einem Tweedjackett, bis Hoffman wieder erschien, und nahm dann seine stumme Verfolgung wieder auf.

36

Der Türsteher vom Intercontinental beäugte Lina skeptisch, als sie sich durch die Drehtür schob. Da war etwas an ihr, was nicht zusammenpasste: die wasserstoffblonden Haare und der unförmige

grüne Mantel, der zuversichtliche Gang und der misstrauische Blick. Er beobachtete sie, wie sie zu den Hausapparaten ging, oben anrief und dann zum Lift hinüberschlenderte. Der Türsteher hatte dieses Ballett schon tausendmal gesehen. Dies war

immerhin früher ein OPEC-Hotel gewesen, wo die Ölprinzen sich einmal im Jahr einfanden, um die Preise festzusetzen und sich zu amüsieren. Trotzdem, die Geschäftsführung behielt die Dinge gern im Auge.

Der Türsteher fing Lina ab, als sie sich der Aufzugzeile näherte. «Kann ich Ihnen helfen, Madame?»

Lina starrte ihn an, als wäre er ein Wilder. «Ich bin Mrs. Hoffman», sagte sie eisig. «Ich bin auf dem Weg zu meinem Mann in Zimmer achthundertzehn.»

Der Türsteher bedachte sie mit einem skeptischen Blick, zog sich aber wieder zurück. Es spielte eigentlich keine Rolle, solange sie ihre Kunden nicht in der Lobby ansprach.

Die Tür war bereits

offen, als Lina das Zimmer erreichte. Hoffman umarmte sie, schloss sie in seine Arme und tat dann einen Schritt zurück, um sie zu betrachten. Sie lebte! Sie hatte noch Arme und Beine. Sie hatte die Schrecken ertragen, die sie in Bagdad durchlitten

hatte. In ihrem Gesicht sah er Spuren von etwas, das neu war: eine tiefe Traurigkeit in ihren Augen und eine Härte in der Wangenpartie. Und da war noch etwas anderes.

«Deine Haare», sagte er.

Erst jetzt hatte er die neue

Farbe bemerkt.

«Wie gefällt’s dir?»

«Es steht dir.»

Lina lachte. «Es steht mir nicht. Arabische Frauen sehen albern aus mit blonden Haaren.» Sie fuhr sich durch den steifen blonden Pelz und zwinkerte Hoffman zu.

«Ich brauche übrigens deinen Zimmerschlüssel. Der Türsteher unten hält mich offenbar für ein Callgirl.»

Hoffman wirkte verlegen. Er gab ihr den Schlüssel und setzte sich dann auf die Couch. Lina setzte sich

zu ihm, und dann saßen beide eine Weile da und sahen schweigend zum Fenster hinaus und wussten nicht, was sie einander sagen sollten. Der Salon von Hoffmans Suite hatte einen Panoramablick auf den Genfer See. Die

Neonreklamen auf den Gebäuden am Südufer zeichneten im Dunkeln wässrige Werbung für die Middle Eastern Airlines und japanische Elektronikfirmen. Lina rückte auf der Couch näher zu ihm heran, aber

nur ein paar Zentimeter. Er schien ihr nicht zu nahe kommen zu wollen, als habe er Angst, sie könnte seine Berührung nach der Folter nicht mehr ertragen.

«Meinst du, man hat dich bis hierher verfolgt?», fragte sie.

«Nein. Ich habe den Typ

in dem Tweedjackett irgendwo draußen in der Nähe von Vaud zurückgelassen, auf der Strecke Richtung Zürich. Er denkt, ich habe mir dort ein Fremdenzimmer genommen.»

«Hast du aber nicht»,

sagte sie. «Du bist hier, bei mir.»

Hoffman sah sie neugierig an, unsicher, ob sie ihn ermunterte oder ihn subtil zurückwies. Lina wusste es selbst nicht genau. Er ergriff ihre Hand. Er hatte Tränen in den Augen.

«Ich bin einfach so froh, dass du noch lebst», sagte er. «Ich dachte, du wärst tot.»

Sie drückte seine Hand. Es war Hoffman, der getröstet werden musste. «Ich bin am Leben», sagte sie.

«Haben Sie dir wehgetan?»

«Nein. Sie haben es versucht. Aber sie haben mich nur stärker gemacht.»

Hoffman wartete darauf, dass sie mehr sagte, aber sie hatte noch keine Worte für das, was sie durchlebt

hatte. Er sah sie stumm an. Die Kluft zwischen ihrer Erfahrung und seiner war zu groß und schwer zu überbrücken. Es war der richtige Moment für Smalltalk – weil es für große Worte noch zu früh war.

«Wie war dein Flug von Bagdad?», fragte er.

«Himmlisch», sagte sie. «Wie eine Flucht aus der Hölle. Hast du meine Rettung arrangiert? Ich war mir nicht sicher. Ich habe gehofft, du seist es, aber da waren so viele Saudis am Flughafen.»

«Ja», sagte Hoffman. «Ich war’s.»

«Hat es dich viel gekostet?»

«Ja, es hat mich sehr viel gekostet.»

«Wie hast du es gemacht?»

«Ich habe einen

saudischen Freund, der Beziehungen in Bagdad hat. Er ist kein besonders guter Mensch. Aber um jemanden aus der Hölle herauszubekommen, muss man mit dem Teufel verhandeln.»

«Woher hast du gewusst, dass ich in

Bagdad war?»

«Das hat mir jemand gesagt. Es spielt jetzt keine Rolle, wer. Ich erzähl es dir ein andermal.» Er hielt inne. Für ihn gab es auch Dinge, die er nicht ausdrücken konnte. Er streckte die andere Hand

nach ihr aus. Sie waren wie zwei Kinder, die im Dunkeln nach einander tasteten.

«Was war das für ein Gefühl, als sie dich da rausgeholt haben?»

Sie schloss die Augen. Sie wollte sagen, dass es voller Freude war, dass sie

in die Hände geklatscht und ein Lied gesungen hatte. Aber sie musste ihm die Wahrheit sagen.

«Zuerst habe ich überhaupt nichts empfunden. Ich hatte die Hoffnung aufgegeben. Ich glaube, das hat mich

gerettet. Ich hatte aufgehört, Angst zu haben. Ich wusste, dass ich sterben würde, und ich war darauf vorbereitet. Und dann war es vorbei.»

«Wie war das vorher, im Gefängnis?» Er musste fragen, selbst wenn sie nicht antworten konnte.

«Waren auch noch andere Leute da?»

«Ja», sagte sie. Und dann musste sie innehalten. Denn ihre Augen, die seit ihrer Rückkehr ins Land der Lebenden so trocken gewesen waren, standen

jetzt voller Tränen. Sam streckte die Arme nach ihr aus, über den Abgrund des Schmerzes, den sie erlitten hatte, und drückte sie an sich.

«O Sam», sagte sie. «Es war so grauenhaft. Ich kann dir nicht sagen, wie grauenhaft es war. Ich

schäme mich, hier zu sein, lebendig. Ich halte es nicht aus.» Sie brach in heftiges Schluchzen aus, und es dauerte lange, bis sie wieder aufhörte.

Hoffman bestellte Abendessen. Sie waren

beide erschöpft nach so viel Weinen, und ihnen war leicht schwindlig, so wie es Leuten manchmal nach einer Beerdigung geht. Sie mussten lachen und essen, um ihre Sinne wiederzuentdecken. Der Kellner kam mit einem riesigen Teewagen.

Obenauf stand ein Kühler, in dem eine Flasche weißer Burgunder auf Eis lag, und unten war ein Ofen, in dem zwei Portionen Seezunge warm gehalten wurden.

Hoffman verzichtete auf einen Trinkspruch. Er hob

einfach sein Glas. Lina gab ihm einen Kuss. Sie hatte von Hoffman immer das Bild eines Mannes mit Ecken und Kanten gehabt. Es war schön, jetzt etwas Weicheres, Traurigeres zu finden.

Während sie aßen, schilderte Lina die

Ereignisse der vergangenen Woche. Sie berichtete ihm von der Flucht zu Helen in Blackheath; von der plötzlichen Abreise nach Genf; von dem Abend mit dem betrunkenen Fred Behr und dem Trick am

Telefon mit dem armen Monsieur Marchand von der Organisation de Banques Suisses; von dem elektronischen Überfall am nächsten Tag auf die Dateien der OBS und der erstaunlichen Entdeckung, dass das Geld des Herrschers verschwunden

war; und dann von dem Besuch bei dem Privatbankier Maurice Mercier. Hoffman lauschte ihrer Geschichte voller Bewunderung, schüttelte erstaunt den Kopf, als sie jede zusätzliche Ebene der Täuschung beschrieb, die

sie benutzt hatte, um in das Netz der Finanzen des Herrschers einzudringen.

«Ich werde nochmal mit Mercier sprechen», sagte Lina. «Morgen früh um neun. Ich habe ihn heute angerufen und einen Termin ausgemacht.»

«Wieso?», fragte Sam.

«Was hat das für einen Sinn?»

«Er hat gesagt, er hat mit dem Treuhänder gesprochen, der das Konto für den Herrscher geführt hat. Sie wollen mit mir reden.»

Hoffman starrte sie an

und schüttelte dann verwundert den Kopf. «Du gibst nicht auf. Du bist immer noch hinter Hammud her.»

«Ja. Ich habe ein Gelübde abgelegt. In Bagdad. Ich möchte, dass du mitkommst, Sam. Es kann sein, dass sie wieder

auf mich warten. Ich brauche dich.»

Sam nickte, nicht weil er verstand, sondern weil er wusste, dass er keine Wahl hatte. «Sicher», sagte er. «Ich werde dein *Moukhabarat-Mann* sein.»

«Nein», sagte sie

schnell. «Nicht das.» Das Wort löste Erinnerungen an ihre Peiniger im Qasr al-Nihayya aus. «Du wirst mein Anwalt sein.»

«Entschuldige», sagte Hoffman. Er erkannte, dass er vorsichtig sein musste. Die Erdschicht über den Gräbern war

noch dünn. Er räumte die Teller vom Tisch ab und goss sich noch ein Glas Wein ein.

«Ich bade jetzt», sagte Lina. «Wir sehen uns später.»

Hoffman legte die Beine auf den Couchtisch und

starrte hinaus auf die glitzernden Lichter von Genf. Er leerte eine halbe Schachtel Zigaretten, rauchte jede nur ein paar Züge lang, machte sie dann aus und zündete nach ein paar Minuten schon wieder die nächste an. Er wollte eigentlich die

Flasche Wein austrinken, aber als er Lina nach ihrem Bad im Schlafzimmer herumrascheln hörte, überlegte er es sich anders. Er war sich noch nicht sicher, was sie von ihm wollte oder was er von

ihr wollte, aber er musste es herausbekommen. Sie sang leise vor sich hin, ein irakisches Lied, das sie als Kind gelernt hatte.

Er klopfte an die Schlafzimmertür. «Kann ich reinkommen?»

«Ja», sagte sie. «Ich hab eine Überraschung für

dich.»

Hoffman öffnete die Tür. Sie saß auf dem Bett, eingehüllt in einen überdimensionalen Frottee-Bademantel, der vom Hotel gestellt wurde. Um den Kopf hatte sie ein weißes Handtuch

gewickelt, wie einen Turban. Als Hoffman sich neben sie setzte, wickelte sie das Handtuch mit einer schwungvollen Bewegung auf. Ihre Haare hatten wieder ihre natürliche kohlrabenschwarze Farbe. Mit ihrem kurzen, eng am Kopf zurückgekämmten

Haar sah sie aus wie eine der antiken Büsten von Nofretete: Lippen, Nase, Augen – jeder Zug ihres Gesichts stolz und königlich.

«So schön», sagte Hoffman. «So schön.» Er legte den Arm um sie. Sie

wich nicht zurück, aber sie erwiderte seine Umarmung nicht.

«Halt mich einfach fest», sagte sie.

Hoffman fing an, sanft ihren Rücken zu streicheln. Sie lehnte sich gegen ihn, und der Bademantel rutschte ihr ein paar

Zentimeter von der Schulter herunter, sodass Hoffmans Hand jetzt die Haut auf ihrem Rücken berührte und nicht mehr den Stoff. Er massierte sie weiter, wanderte mit der Hand weiter nach unten und hielt dann plötzlich

inne.

«Mein Gott, was ist das denn?» Er fühlte den rohen roten Striemen auf ihrem Rücken, wo das Elektrokabel sie getroffen hatte.

«Das ist Bagdad.»

Sie blieb lange reglos in seinen Armen liegen, den

Kopf an seine Schulter gelegt, und sah dann zu ihm auf. «Fühlt es sich widerlich an?»

«Nein. Nur grausam.»

«Könntest du mit mir schlafen, nach alldem, was sie mit mir gemacht haben?»

«Ja», sagte er. «Und du mit mir?»

«Ich weiß es nicht … ich glaube schon.»

Er lehnte sich zum Nachttisch vor und machte das Licht aus, sodass es im Zimmer dunkel war. Er zog sich aus und wandte sich ihr dann wieder zu.

Sie hatte den Bademantel ausgezogen und war unter die Decke geschlüpft. «Komm ins Bett», sagte sie.

Er legte die Arme um sie, versuchte anfangs, die Striemen auf ihrem Rücken nicht zu berühren,

weil er annahm, dass es sie verunsichern würde. Aber er konnte es nicht verhindern. Sie reichten über den ganzen Rücken. Als er sie fester hielt, spürte er die offenen Wunden ihrer Brüste an seiner Brust und die Striemen auf der Rückseite

ihrer Schenkel. Er musste sie ganz sanft halten, seine Finger waren wie Seide, seine Küsse ein lindernder Balsam. Lange Zeit berührte er sie nicht zwischen den Beinen, aus Angst davor, was ihre Peiniger ihr dort angetan

hatten. Schließlich nahm sie seine Hand und führte sie ihren Bauch hinunter. Es war, als wäre ihr ganzer Körper in diese eine Stelle hineingeschmolzen. «Ich will dich», sagte sie.

Zwei Stunden später wurde Hoffman von einer

Hand geweckt, die ihn zärtlich streichelte. Mit der Faszination, die frisch Verliebte für den Körper des anderen empfinden, beobachtete Lina, wie er allmählich wach wurde. «Mmmmmm», sagte er, halb wach. «Wer ist das?»

«*Moo ani, al-wawi*»,
sagte sie mit einem
mädchenhaften Kichern,
wie auf frischer Tat
ertappt.

«Wie war das?»

«Ich hab gesagt: ‹Das
war ich nicht. Das war der
Wawi.› Das sagen kleine
Kinder im Irak, wenn sie

erwischt werden.»

«Was ist ein *Wawi*?», fragte er schläfrig.

«Ein Fabeltier, so ähnlich wie ein Fuchs. Es lebt draußen in der Wüste und stellt nur Unfug an.»

«Gute Nacht», murmelte Hoffman.

Dreißig Sekunden später küsste sie Hoffman auf den Mund. «Ich kann nicht schlafen», sagte sie und rollte sich auf ihn. Er war sofort wieder erregt.

«Ich möcht’s noch einmal», sagte sie.

37

Das Bankenviertel von Genf war mit glänzenden deutschen Autos verstopft, als Lina und Sam am nächsten Morgen in der Rue des Banques eintrafen. So voll wie die Straße war, konnten sie

unmöglich feststellen, ob ihnen jemand gefolgt war. Jeder beobachtete jeden und niemanden. Lina führte Sam schnell die Straße von der Place Bel-Air hoch und hämmerte bei der Nummer elf mit dem Messingklopfer gegen die Tür. Sie wurde von

derselben verbindlichen Schweizerin geöffnet. «Guten Morgen, Miss Bazzaz», sagte sie.

Als sie Hoffman hinter Lina hereinkommen sah, wollte sie die Tür zuknallen. Lina hob die Hand. «Das ist mein

Anwalt», sagte sie. Die junge Frau zog sich zu ihrem Empfangstisch zurück, ging ans Telefon und flüsterte ein paar Sätze in den Hörer. Das Objektiv einer Überwachungskamera zoomte heraus, um Hoffman genauer unter die

Lupe zu nehmen. Sam meinte, jemanden am anderen Ende der Telefonleitung lachen zu hören. Die junge Frau kam zu ihnen zurück. «Es ist Ihnen gestattet, Ihren Anwalt mitzubringen», sagte sie.

Die Empfangsdame führte ihre beiden Besucher durch das Labyrinth, vorbei an den beigefarbenen Wänden und verschlossenen Türen. Sie ging auch an der letzten Tür vorbei und bog dann wieder nach rechts, in einen Flur, der nur ein

Portal hatte. Dies war das Konferenzzimmer des Geschäftsführers. Sie klopfte einmal an und drückte die Tür auf, um Lina hineinzulassen. Das Gesicht des Schweizer Bankiers Mercier kam ins Blickfeld. Neben ihm saß

ein kurzer stämmiger Mann in einem dreiteiligen Anzug.

«Hey, hey, hey», sagte der dicke Mann munter. Er war in seinen Anzug hineingezwängt wie Zahnpasta in eine zu fest gerollte Tube.

«Ach du Schande!»,

sagte Hoffman.

«Hallo, Schätzchen», sagte der Dicke in Linas Richtung und tippte sich an einen imaginären Hut. Das war seine Art Charme – galant, versoffen, manipulativ. Er schien beinahe den ganzen Raum

auszufüllen und wenig Platz für jemand anders zu lassen.

«Wer ist das?», fragte Lina. Sie wandte sich zu Mercier, der sie gelassen anstarrte, und dann zu Sam.

Sam Hoffman hatte plötzlich einen trockenen

Mund bekommen. In irgendeinem Teil seines Unterbewusstseins, so wie ein Träumer schon das Ende seines Traums kennt, wenn er beginnt, hatte er geahnt, dass er sich irgendwann in diesem Raum mit diesem

Menschen zusammen wiederfinden würde. Aber jetzt, da der Augenblick gekommen war, war er erschüttert. Er räusperte sich.

«Dies ist, bedauerlicherweise, mein Vater, Frank Hoffman.»

Für Bankiers ist nichts

komisch, aber auf Merciers Lippen war gerade noch die Spur eines Lächelns zu erkennen. Er wandte sich an Lina. «Dieser Gentleman ist auch zufälligerweise der amerikanische Mittelsmann, von dem ich

bei unserem letzten Treffen sprach. Er ist derjenige, der als Unterschriftsberechtigter für dieses Konto fungiert hat, für den Herrscher des Irak.»

Sam schloss die Augen. «Ach du Scheiße!», sagte er.

Hoffman senior ignorierte ihn. «Willst du mich nicht deiner Freundin vorstellen, mein Sohn?», sagte er und streckte Lina eine fleischige Hand entgegen.

Lina blickte zu Sam. Sie suchte Hilfe, und als sie

keine erhielt, wandte sie sich wieder seinem Vater zu. «Ich bin Salwa Bazzaz», sagte sie.

Frank schnaubte. «Ach ja? Wie hübsch! Ich bin Donald Duck.»

Sie wurde rot. Sie blickte wieder zu Sam. «Sag ihm die Wahrheit», sagte er.

«Er weiß Bescheid.» Sam wandte das Gesicht ab und starrte aus dem Fenster auf den ummauerten Garten. Er konnte es nicht ertragen, seinen Vater anzusehen.

«Ich heiße Lina Alwan», sagte sie.

«Nett, Sie kennenzulernen, Schätzchen», sagte Frank. «Sie sind ja viel hübscher, als die gesagt haben. Wie war's in Bagdad?»

Linas Augen funkelten. Ihre Wangen wurden rot, als hätte sie gerade eine Ohrfeige bekommen. Sie

versuchte, sich das alles zusammenzureimen. Was bedeutete das? In was für einer Beziehung stand dieser dicke alte Mann zu der Welt, die sie gerade verlassen hatte, der Welt des Qasr al-Nihayya? Sam starrte immer noch aus

dem Fenster. So zornig hatte sie ihn noch nie erlebt. Der Schweizer Bankier, der die Begegnung mit amüsierter Distanz beobachtet hatte, ergriff das Wort.

«So, jetzt haben wir uns miteinander bekannt gemacht.» Er nickte Lina

zu, und seine azurblauen Augen leuchteten. «Ich bin ja so froh, dass wir heute unter unseren richtigen Namen reisen. Das wird die Sache erleichtern.»

Mercier legte die Hände mit den Fingerspitzen zusammen. «Ich befinde

mich in einem Dilemma», sagte er. «Als ich Miss Alwan zum ersten Mal begegnete, behauptete sie, die Familie eines wohlhabenden, inzwischen verstorbenen Kunden dieser Bank zu repräsentieren. Aber nachdem ich die

Angelegenheit mit Mr. Hoffman senior besprochen hatte, wurde mir klar, dass Miss Alwan mich zu täuschen versuchte. Das ist eine ernste Angelegenheit, eine vertrauliche Kontonummer zu benutzen, um sich als

Verwandter eines Kunden auszugeben. Die Frage ist, ob die Polizei benachrichtigt werden sollte. Möchte sich jemand von Ihnen dazu äußern?»

Niemand sagte etwas. Schließlich brach Sams Stimme das Schweigen. Er hatte sich vom Fenster

abgewandt und starrte seinen Vater an. «Die Polizei zu benachrichtigen wäre unklug», sagte er.

«Wieso? Ihr Vater hat mir gesagt, dass Interpol bereits einen Antrag auf Miss Alwans Auslieferung an die britischen Behörden

zirkulieren lässt. Wenn ich sie der Schweizer Polizei übergebe, würde ich nur meine Pflicht tun.»

«Verdammt richtig», sagte Frank.

Sam sah seinen Vater zornig an. Die beiden Männer taxierten einander über den Konferenztisch

hinweg, nur ein paar Schritte voneinander getrennt.

«Es wäre unklug», sagte Sam langsam, «weil wir zwei sehr mächtige Verbündete haben. Wenn Sie nicht achtgeben, Monsieur Mercier, könnten

Sie und Ihre Bank Schaden nehmen.»

Mercier wurde wütend. «Wollen Sie mir drohen?»

«Ganz und gar nicht. Ich unterrichte Sie nur, damit Sie Bescheid wissen.»

«Spiel hier nicht den knallharten Burschen!», unterbrach Frank. «Was ist

das für ein Quatsch von wegen zwei Verbündete? Ich weiß Bescheid über deinen Kumpel Prinz Dingsda. Die Geschichte kenn ich, und weißt du was? Der rührt jetzt keinen Finger mehr für dich. Und wer ist der andere?»

«Der israelische Geheimdienst. Die haben mir geholfen, Lina aus Bagdad rauszubekommen. Falls wir von der Polizei verhaftet werden, werden sie entsprechende Maßnahmen ergreifen.»

«Was?», fuhr Lina dazwischen. «Das hast du

mir nie erzählt.» Aber ihre Stimme wurde von Frank Hoffmans Donnerrollen überwältigt.

«Hast du deinen letzten Rest Grips verloren, Sohnemann? Ich hab dir doch gesagt, du sollst die Finger von diesen

Scheißköpfen lassen.»

«Wie bitte?», sagte Mercier. Er räusperte sich. Er war es nicht gewohnt, dass Leute in seinem Konferenzzimmer solche Worte benutzten.

«Sind Sie taub, Himmelarsch?» Frank Hoffman sah den Bankier

an und schlug mit der Faust auf den kostbaren alten Tisch. «Ich hab meinen Sohn gefragt, ob er seinen beschissenen Verstand verloren hat, weil er gesagt hat, dass er mit den Israelis zusammenarbeitet.

Mannomann! Ich kann’s einfach nicht glauben, dass du dir so eine Nummer leistest. Das gibt Ärger. Da werden einige Leute durchdrehen.» Frank Hoffman schüttelte den Kopf. Er sah aufrichtig verzweifelt aus.

«Kann ich irgendwie

behilflich sein?», fragte Mercier.

«Ja, können Sie. Indem Sie uns für ein paar Minuten allein lassen. Ich muss ein Wörtchen mit meinem Jungen reden und mit Miss Gumbah, oder wie sie heißt. Hätten Sie

was dagegen?»

«Nein. Überhaupt nicht. Ich habe Verständnis dafür.» Mercier erhob sich und ging zur Tür. «Rufen Sie mich, wenn Sie fertig sind. Der rote Knopf am Telefon.»

Frank wartete, bis Mercier gegangen war,

bevor er sich Lina und Sam zuwandte. Er drohte ihnen mit seinem kurzen dicken Finger.

«Diese Scheiße muss endlich aufhören! Ihr versaut mir da was, was mich harte Arbeit gekostet hat. Ist euch das klar?»

«Verschon uns mit deiner Predigt.»

«Nein, Kleiner, das ist mein Ernst. Ihr versaut mir da was, und zwar gewaltig. Diese Geschichte mit den Israelis war jetzt noch das Tüpfelchen auf dem i.»

«Kaum zu glauben, Dad. Vor allem seitdem sich

herausgestellt hat, dass du für den größten Verbrecher dieses Planeten gearbeitet hast.»

Frank schüttelte den Kopf. «Ihr habt keine Ahnung, was? Ich meinte, ihr habt keinen blassen gottverdammten

Schimmer.»

«Verpiss dich, Dad», sagte Sam. Ein ganzes Leben aufgestauter Wut war in diese drei Worte gepresst.

«Werde endlich erwachsen, Junior. Mach die Augen auf. Hier steht dein Vater, der die

heikelste Operation leitet, die es in den letzten zwanzig Jahren in der arabischen Welt gegeben hat, und du hast nichts Besseres zu tun, als mit dem Mossad herumzufüßeln. Du kapierst wirklich nichts,

stimmt’s?»

Sam wollte wieder protestieren, aber Lina schnitt ihm das Wort ab. Sie hatte den beiden stumm zugehört und kämpfte mit sich, um ihre eigene Wut zu zügeln.

«Was kapieren, Mr. Hoffman?», warf sie

ein.

«Um was es geht! Was glauben Sie, worum's bei diesem ganzen Tarnspiel all die Jahre gegangen ist, Schätzchen? Was meinen Sie, wen wir hier die ganze Zeit übers Ohr gehauen haben?»

«Was für ein Tarnspiel?»

«Kommen Sie mir nicht mit dieser Unschuldsscheiße, Schwester. Ich weiß, dass Sie sich Hammuds Dateien angeguckt haben – weiß der Teufel, wie Sie da rangekommen sind –; Sie wissen also ganz genau,

wovon ich rede. Ich rede von Lincoln Trading, Garfield Investment, Wilson Transport, Adams Investment, Buchanan Trading. Das Netz von Firmen, das ich in fast zehnjähriger Arbeit aufgebaut habe. Erinnern

Sie sich an die?»

«Ja, ich erinnere mich.»

«Genau.»

Sam schaltete sich ein. Seine Stimme hatte einen bitteren Unterton. «Du hast eine ausgelassen, Oscar Trading. Die, deren Telefon in der US-Botschaft in Tunis

klingelt.»

Frank warf ihm einen kurzen Blick zu und fuhr dann fort, als hätte er es nicht gehört. «Nun, da ihr beide solche Genies seid, könnt ihr mir vielleicht erklären, warum wir uns die ganze Mühe gemacht

haben. Irgendwelche Vorschläge, Kinder?»

«Ich habe keine Ahnung», sagte Sam.

«Natürlich hast du keine, deswegen werde ich’s dir sagen. Wir haben das gemacht, um den Arsch, dem der Irak gehört hat, an die Leine zu nehmen,

deswegen!»

«Der ist jetzt tot», sagte Lina. «Sie können also aufhören.»

«Verdammt richtig. Er ist tot. Und wie kommt das? Weil wir den Stöpsel rausgezogen haben, wer denn sonst? Deswegen ist

er tot! Das waren nicht Ihre schwulen Freunde in London, die ihn beseitigt haben. Das waren wir.»

«Moment mal», sagte Sam. «Wen meinst du mit ‹wir›?»

«Ich meine wir, du Gehirntoter. Ich meine die verdammte Central

Intelligence Agency. Was soll ich denn sonst meinen? Hast du gedacht, das mach ich alles alleine? Der alte fette Frank Hoffman, der seine Spielchen spielt und reich wird? Also ehrlich!»

«Und Nassir Hammud ist

euer Mann?», fragte Sam.

«Natürlich ist er unser Mann. Wessen Mann soll er denn sonst sein? Der von Boutros-Ghali, oder was? Natürlich ist er unser Mann, und er hat verdammt gute Arbeit geleistet. Was meint ihr, wer den Herrscher des

Irak umgelegt hat?

Hammud war das. Er ist ein gottverdammter Held!»

«Ich dachte, Osman hat den Herrscher erschossen. Hat der auch für die CIA gearbeitet?»

«Sag mal, du bist jetzt Kongressabgeordneter,

oder was? Nicht direkt. Hammud hat es eingefädelt. Was meinst du, warum die Engländer den roten Teppich für diesen Typ ausgerollt haben? Und zugelassen haben, dass er in London alle fertiggemacht hat? Und dass er waggonweise

Waffen und Weiber importiert? Vielleicht weil die vor ihm Schiss haben? Von wegen. Dieser Typ ist der wertvollste Geheimagent des zwanzigsten Jahrhunderts. Und ich habe ihn angeworben. Ich! Dein

Vater.»

Lina brannte vor Zorn. Sie öffnete den Mund, und die Worte schossen wie ein Feuerpfeil heraus.

«Hammud ist ein Schwein.»

«’tschuldigung, Süße, das hab ich grade nicht verstanden.»

«Ich hab gesagt, Hammud ist ein Schwein.»

«Das ist aber nicht sehr nett, da erkläre ich Ihnen lang und breit, was er für ein toller Typ er ist, und Sie beschimpfen ihn als Schwein. Was ist bloß los mit Ihnen?»

«Nichts ist mit mir los», sagte Lina. Ihre Stimme war kraftvoll, und der Zorn, der aus jeder Körperfaser von ihr aufstieg, ließ ihre Augen funkeln. «Ich bin Irakerin, und ich sage, dass Nassir Hammud ein Lügner und ein Dieb ist, der meinem Land Geld

gestohlen hat, und dass er es zurückzahlen soll.»

«Na kommen Sie. Hammud hat geholfen, Ihr gottverdammtes Land von einem Tyrannen zu befreien! Was wollen Sie mehr?»

«Er hat überhaupt nichts

befreit. In Bagdad sind dieselben Leute wie vorher an der Macht. Wegen Ihres Freundes Hammud wurde ich gefoltert und fast umgebracht. Wenn Sie den also so mögen, Mr. Hoffman, dann können Sie wohl nicht viel besser sein.»

Frank drehte sich kopfschüttelnd zu seinem Sohn um. «Deine Freundin ist verrückt, Sammy. Weißt du das?»

«Halt's Maul, Vater.»

«Nein, im Ernst. Sie macht mich nervös.»

Die Spannung im Raum

stieg an wie der Dampfdruck in einem Kessel. Hoffman drohte Lina wieder mit dem Finger. «Wissen Sie was? Ich kriege allmählich das Gefühl, dass Sie mich nicht mögen. Habe ich recht?»

«Ich finde Sie widerlich»,

sagte sie leise.

«Was hat sie gesagt, Sammy? Ich muss sie wohl falsch verstanden haben. Hat sie gesagt, sie mag mich nicht?»

Lina sprach lauter. «Ich habe gesagt, dass mein Land vergewaltigt wird,

und Sie verwalten das Bankkonto des Vergewaltigers. Was sind Sie also? Auf Arabisch würden wir Sie einen *gawwad* nennen. Einen Zuhälter.»

«Sie Miststück!», fauchte Frank Hoffman. Mehr brachte er nicht

heraus.

«Wie viel Geld haben Sie nebenbei gemacht, *gawwad*? Wie viele Millionen haben Sie aus Oscar Trading rausgeholt? Ich weiß, dass es eine Menge war. Ich habe die Zahlungen gesehen.»

Frank Hoffman spuckte auf den Boden direkt vor Linas Füße. «Weißt du, Kleine, Hammud hat recht gehabt. Du bist wirklich eine Fotze.»

Als sich das letzte Wort auf den Lippen seines Vaters formte, stürzte Sam Hoffman auf ihn zu und

holte mit der Faust aus. Aber Frank wich mit der dicken Menschen eigenen Behäbigkeit vom Tisch zurück. Er zog eine kurze klobige Pistole aus einem Schulterhalfter und fuchtelte damit vor ihnen herum.

«Ich würde das Ding hier liebend gerne benutzen, Sam. Vor allem bei deiner nervigen Freundin hier. Aber ich bin ein vernünftiger Mann und ein ehemaliger Staatsbeamter. Also hinsetzen. Beide.»

Sie kochten immer noch vor Wut, rührten sich aber

nicht.

«Ich habe gesagt, hinsetzen, verdammt nochmal!» Er entsicherte die Pistole und richtete sie auf den Kopf seines Sohnes. Sie wichen beide auf ihre Stühle zurück.

«Vielen Dank, Kinder.

So, und jetzt wollen wir uns alle wieder beruhigen und aufhören, uns gegenseitig zu beschimpfen. Bitte! Weil das hier allmählich ein bisschen außer Kontrolle gerät. Tut mir leid, dass ich Fotze zu Ihnen gesagt habe. Aber Sie spielen wirklich in der falschen

Mannschaft. Also hören Sie auf, sich mit Onkel Frank anzulegen. Klar?»

Lina starrte ihn schweigend an, ohne auf seine Entschuldigung zu reagieren, ohne auch nur mit der Wimper zu zucken. Frank zuckte die Achseln

und wandte sich zu seinem Sohn.

«Sammy, Junge, ich muss mit dir reden.»

«Dann rede.»

«Allein. Sonst – und das kann ich dir versprechen – wird diese Geschichte ein unglückliches Ende nehmen. Besonders für

Miss Gumbah hier. Ich bin das Geringste ihrer Probleme. Dieses Mädchen hat sich Feinde gemacht, von denen sie nicht einmal was ahnt. Also lass uns reden – du und ich – und sehen, was wir klären können. Ist das ein

annehmbarer Vorschlag?»

Sam lehnte sich zu Lina vor und legte die Hände um ihr Ohr. «Was möchtest du? Soll ich mit ihm reden?»

«Keine faulen Kompromisse», flüsterte sie zurück. «Red mit ihm, wenn du willst. Aber lass

dich auf keine faulen Kompromisse ein, mit niemandem. Ich kann’s nicht. Ich habe ein Versprechen abgegeben.»

Sam wandte sich wieder zu seinem Vater. «Okay», sagte er. «Reden wir.»

«Braver Junge. Es gibt

also doch noch Hoffnung.»

Frank Hoffman nahm den Telefonhörer ab und drückte auf den roten Knopf, um Mercier zu rufen.

«Hallo, Kumpel. Frank hier. Mein Sohn und ich müssen mal einen Spaziergang machen, um

einen klaren Kopf zu kriegen. Wir werden das Mädchen für ein paar Stunden hierlassen. Geht das in Ordnung? Sie kann ein paar Zeitschriften lesen und sich die Nägel lackieren. Wir kommen dann wieder und holen sie

ab. In Ordnung? Gut. Danke.»

«Schön hierbleiben, Betty Boop», sagte er zu Lina. «Stellen Sie keine Dummheiten an. Sammy, du kommst mit mir.» Er packte seinen Sohn am Arm, so wie er es früher getan hatte, wenn er den

kleinen Sam über die Straße führte, und lotste ihn aus dem Konferenzraum hinaus.

38

Frank Hoffman stürmte aus der Crédit Mercier auf die Straße hinaus und rief nach einem Taxi. Die Vormittagssonne war schon heiß. Der alternde Exspion knöpfte sich die Weste auf, um seinen

Bauch aus dem einengenden Dreiteiler zu befreien, und wischte sich die Stirn mit der Krawatte ab. Bei Frank Hoffmans unerschöpflicher, roher Energie konnte man leicht vergessen, dass er ein alter Mann war. «Fahren wir zu meinem Hotel und

trinken was, mein Junge», sagte er. «Deine Freundin hat mich ausgelaugt.»

«Ich will nichts trinken, Dad.»

«Aber ich, dein Pech.»

Vor ihnen hielt ein Taxi. «Fahren Sie uns zum Noga Hilton», sagte Frank.

«Und drücken Sie auf die Tube, Kumpel.» Er redete mit jedem in demselben schroffen, vulgären Englisch, das irgendwie immer verstanden wurde.

Das Taxi brachte sie zum Hotel, dessen Fassade wie ein Eisblock am Nordufer des Sees

glänzte. Frank steuerte auf die Bar neben dem Casino zu. Sie war zu dieser Stunde dunkel und leer. «Geben Sie mir eine Flasche Scotch, Antoine», sagte er zum Barkeeper. «Setzen Sie's auf meine Rechnung.» Der

Barkeeper holte eine Flasche Chivas Regal hinter der Theke hervor und tat sie in eine braune Papiertüte. Hoffman zog einen Fünfzig-Dollar-Schein aus der Tasche und stopfte ihn dem Barkeeper in die Hand. «Kaufen Sie Ihrer Frau

irgendwas Nettes», sagte er.

Frank ergriff wieder Sams Ellbogen und steuerte ihn zu den Aufzügen. Sie gaben ein ungleiches Paar ab: der Ältere, gebaut wie ein Hydrant, der mit

aufgeknöpfter Weste und einer braunen Tüte in der Hand durch die Lobby schnaufte; der jüngere, groß und dünn, der sich, während er vorwärtsgeschoben wurde, gegen den Griff seines Vaters sträubte. Frank ließ Sams Ellbogen erst los, als

sie zu seiner Suite kamen.

Frank schloss die Tür auf. Als er das tat, ertönte eine Frauenstimme vom Schlafzimmer. «Ach du Scheiße», sagte er. «Die hatte ich ganz vergessen.»

«Zieh Leine, Fifi», rief er. «Ich hab hier was

Geschäftliches zu erledigen.»

Die Frau kam in den Salon. Sie war nackt, bis auf ihren Slip. Sie hatte große Brüste, die ihr fast bis zum Nabel herunterhingen, und einen angenehm leeren Gesichtsausdruck. Frank

zog fünf frische Hundert-Dollar-Scheine aus seiner Brieftasche und gab sie ihr.

«Verschwinde», sagte er. Sie huschte ins Schlafzimmer zurück, um sich anzuziehen, und ging dann durch die andere Tür

hinaus. Der schwere Geruch ihres Parfüms hing noch in der Luft.

«Wer war das denn?», fragte Sam.

«Eleanor Roosevelt. Geh mir nicht auf die Nerven, Kleiner. Sie ist eine Dirne. Kann dir doch egal sein, wer sie ist,

oder?»

«Du hast recht. Ist mir egal.» Solange er sich erinnern konnte, hatte Sam Hoffman zugesehen, wie sein Vater hinter jungen Frauen her war. Je billiger und aufgetakelter sie aussahen, desto

besser schienen sie ihm zu gefallen. Es hatte fast etwas Heldenhaftes, diese Verfolgung von billigem, gewerblichem Sex. Als Sam klein war, hatte sein Vater ihn in ein Striplokal in Beirut mitgeschleppt und ihn genötigt, sich eine empörende, obszöne

Show anzusehen, in der eine Schlange und ein Deutscher Schäferhund auftraten. Sam hatte den größten Teil seiner Pubertät damit verbracht, diese Bilder wieder aus seinem Kopf zu verbannen. Aber sein

Vater war immer noch da, in der ersten Reihe, und brüllte «Wuff, wuff!».

Frank goss zwei große Gläser mit Whisky voll. «Soda oder Wasser?», fragte er.

«Nur Eis.»

«Wow. Sehr erwachsen. Sicher, dass du damit

fertigwirst?»

«Hör auf, Dad. Ich dachte, du wolltest reden. Sonst können wir's vergessen.»

«Ich *will* reden. Es fällt mir nur schwer, mich zu entspannen, bevor ich nicht irgendwelche

Widerlichkeiten von mir gegeben habe. Aber jetzt geht’s mir gut. Wie geht’s Mama?»

«Gut, aber wir sind nicht hierhergekommen, um über sie zu reden.»

«Okay, zum Teufel mit deiner Mutter.» Frank streifte seine Schuhe ab

und legte die Füße auf den Couchtisch. «Reden wir über den Irak. Wir haben ein ernstes Problem, du und ich. Hammuds Jungs sind stinksauer, dass deine Freundin aus Bagdad entwischt ist, und sie sind hochgradig sauer auf dich

und deinen saudischen Wichserfreund, weil ihr das arrangiert habt, und auch sauer auf deinen Alten, weil er es zugelassen hat. Wir müssen uns also was einfallen lassen, und zwar schnell.»

Sam sah weg. Er war immer noch erschüttert

von den Ereignissen des Tages. «Wie konntest du das tun, Dad?»

«Was tun?»

«Mit diesen Arschlöchern zusammenzuarbeiten. Ich dachte, selbst du würdest vor so was haltmachen.»

«Das ist ein schmutziges Geschäft, mein Junge. Du tust, was du tun musst. Was hast du geglaubt, mit wem ich all die Jahre gearbeitet habe? Mit Tante Mildred?»

«Komm mir nicht damit. Das sagst du immer, als wäre das eine

Entschuldigung für alles. Ist es aber nicht. Jedes Geschäft ist nur so schmutzig, wie du es machst.»

«Hört sich schön an, mein Junge, das einzige Problem ist nur, dass du keine Ahnung hast, wovon

du redest. Die Gründe, warum ich mit dem Irakkonto zu tun habe, sind völlig einsichtig, wenn du die Geschichte kennen würdest. Was nicht der Fall ist.»

«Dann erzähl sie mir.»

«Würdest du dich dann besser fühlen, wenn Daddy

dir die Wahrheit sagt und dir einen Gutenachtkuss gibt?»

«Mann! Hör doch endlich mal auf, immer den Zyniker zu spielen. Rede doch einfach mit mir!»

Frank legte den Kopf schief. «Im Ernst?»

Sam nickte. «Probier's doch mal. Die Wahrheit wäre zur Abwechslung interessant.»

«Also gut», sagte Frank Hoffman. Er sah sein Glas zärtlich an und leerte es zur Hälfte mit einem großen Schluck. «Aber mach dich auf was

gefasst, weil das eine Weile dauern wird. Der Teil mit dem Irak ist bloß das letzte Kapitel. Gewissermaßen der Zuckerguss auf dem Baklava.»

«Macht nichts. Ich habe den größten Teil meines

Lebens darauf gewartet, diese Geschichte zu hören.»

«Okay. Dann werde ich dir jetzt das größte Geheimnis erzählen, das ich kenne. Das größte Geheimnis, das es gibt. Hörst du zu?»

«Ich höre.»

«Hier ist es: Die arabische Welt ist größtenteils ein Produkt der CIA. Meine Freunde und ich haben die letzten vierzig Jahre damit zugebracht, jeden König, Präsidenten und Emir im Nahen Osten zu

bestechen oder zu linken. Und weißt du was? Was ich niemandem gegenüber zugeben würde, außer meinem eigenen Sohn? Wir haben gute Arbeit geleistet. Und ich bin verdammt nochmal stolz darauf. Also versau mir mein Lebenswerk nicht.

Verstehst du, was ich sage?»

«Ehrlich gesagt, nein.»

«Natürlich nicht. Eine zu große Vorstellung für so einen kleinen Geist. Also gehe ich’s ganz langsam an, von vorne. Die fünfziger Jahre. Wir haben

den Schah im Iran an die Macht gebracht. Wir haben König Hussein in Jordanien an die Macht gebracht. Wir haben die Söhne von König Abd al-Aziz in Saudi-Arabien an die Macht gebracht. Wir haben den Präsidenten des Libanon und das halbe Parlament

gekauft. Wir haben sogar Nasser in Ägypten einkassiert. Wir hatten sie alle am Wickel, verstehst du? Am Wickel. Dein Alter hat seine Tage damit verbracht, Aktenkoffer voller Geld zu Palästen in Amman, Beirut und

Teheran zu bringen. Und sie haben es alle genommen. Jeder.»

«Das ist zwar hochinteressant, aber die Story über den Schah und König Hussein kennt doch jeder.»

«Kann sein, aber die Sache ist die, dass das

nicht alles war. Springen wir in die siebziger Jahre, wo die allgemeine Lage etwas brenzlig wird. Die alten Furze sind auf dem absteigenden Ast, und die jungen Burschen wollen arabische Radikale werden und schwedische Mädchen

bumsen. Also haben wir das Drehbuch ein bisschen geändert. Wir hatten die Finger mit im Spiel in Ägypten; wir haben Sadat in den Sattel geholfen. Wir haben Hafiz al-Assad in Syrien unterstützt. Wir haben sogar diesem Gaddafi ein bisschen

geholfen, als er in Libyen die Macht übernahm.»

«Nein.» Sam schüttelte den Kopf.

«Du hast richtig gehört. Aber unsere beste Nummer war die mit den bösesten Buben im Kiez, den Palästinensern. Die

PLO hat uns *gehört*. Wir haben Arafats Geheimdienstchef angeworben, damit er für uns spioniert. Einer meiner Jungs hat das gemacht, damals in Beirut, mit einem V-Mann, der von mir rekrutiert worden ist. Und *shazzam*! Keine Probleme

mehr, jedenfalls nicht für uns. Dass sich Israelis und Palästinenser immer wieder gegenseitig erschießen, ist ihr Problem.»

Frank leerte sein Glas und ließ einen langen rollenden Rülpser los.

Während er sich da in seinem Sessel zurücklehnte und das leere Glas auf der ausladenden Wölbung seines Bauchs balancierte – aus Vergnügen darüber lächelnd, wie er und seine Kollegen über mehrere Jahrzehnte eine ganze

Region des Planeten manipuliert hatten –, lag auf Frank Hoffmans Gesicht das böse, zufriedene Lächeln eines Anti-Buddhas.

«Noch einen Whisky?»

«Ja, Sir!» Frank reichte sein Glas seinem Sohn,

der es füllte und sich dann auch noch einmal einschenkte.

«Weiter», sagte Sam. «Ich bin mir nicht sicher, ob ich dir das alles glaube, aber es ist eine gute Story.»

«Wir fangen gerade erst an, mein Junge. Frag mich

über die OPEC. Das Culinary Institute of America kann doch bestimmt nichts mit der Schaffung des Ölkartells zu tun gehabt haben. Unmöglich, sagst du. Aber du irrst dich, Sammy-Boy. Wir wussten, dass sie das

Ol verstaatlichen würden, also haben wir dafür gesorgt, dass es in die richtigen Hände ging, womit jene ehrenwerten Herren gemeint sind, die wir an die Macht gebracht hatten. Wir haben ihnen eine Armee von Anwälten und Bankern und

Buchhaltern geschickt, die ihnen gesagt haben, wie man das macht und wo sie ihr Geld hintun sollten. Und als die OPEC die Preise anzog, was meinst du, wer da in vorderster Front war? Unser eigener Schah von Persien und unser eigener

König Feisal. Sie sind reich geworden, wir sind reich geworden. Um die Zeit herum bin ich nach Dhahran gezogen, um meine Sicherheitsfirma zu gründen: Arab American Security Consultants. Erste Adresse im Telefonbuch, wenn sie ein Telefonbuch

gehabt hätten. Kannst du all dem folgen, Sammy?»

«Ja, das kann ich, aber ich bin mir immer noch nicht sicher, ob ich es glaube.»

«Glaube es, weil's nämlich wahr ist. Die OPEC war wie ein

mächtiger Damm, der das Geld der Welt in ein großes Becken leitete. Das hab ich dir immer versucht klarzumachen, aber du wolltest ja nicht auf mich hören. Es war ein Meer von Geld, das da von unseren Freunden kontrolliert wurde, und wir

sorgten dafür, dass die richtigen Leute alle Strohhalme hatten.

Die Araber kauften bei uns Waffen. Sie kauften bei uns Hotels. Sie kauften Märchenfabriken und Raffinerien bei uns, um so zu tun, als hätten sie eine

eigene Wirtschaft. Das ganze war ein Spiel! Jeder Zuhälter und Fixer von Rabat bis Aden wollte mitspielen, und im Grunde waren sie alle in unserer Mannschaft. Das waren die Free World All-Stars, und dein Alter war der Trainer. Die CIA brauchte

ihre Agenten nicht mehr zu bezahlen. Wir haben ihnen einfach geholfen, Waffenhändler zu werden oder Bankiers oder Minister, und haben dafür gesorgt, dass sie die fetten Verträge bekamen. Hast du schon mal was von den

Freunden von Arabien gehört?»

«Nein.»

«Natürlich nicht. Weil's den Verein nicht gibt. Aber sagen wir einfach, dass das System, das ich dir gerade beschrieben habe, kein Zufallsprodukt ist. Kapiert? Allah hatte mit

dieser speziellen Kette von Ereignissen sehr wenig zu tun, wenn du mir folgen kannst.»

«Und was war 1979, mit dem Iran? Khomeini war doch nicht auf eurer Soldliste.»

«Stimmt, aber nicht weil

wir’s nicht versucht hätten. Tatsache ist, dass wir schon lange Kontakte mit den Mullahs im Iran hatten. Damals, 1953, haben wir eine Menge von denen gekauft, und die meisten haben immer regelmäßig ihre Schecks kassiert. Vielleicht nicht

Khomeini persönlich, aber als er in Frankreich im Exil war, hat schon die Hälfte seiner Leute für uns gearbeitet. Seine rechte Hand, Sadegh Ghotbzadeh, hatte eine 201-Akte, die sieben Bände dick war. Kein

Witz – sieben Bände. Wir haben sogar versucht, Khomeinis eigenen Präsidenten Bani-Sadr zu rekrutieren. Leider ging's daneben. Aber wir hatten eine Menge Freunde im Iran, glaub mir. Immer noch. Nein, Sammy. Die Sache war die, dass wir im

ganzen Nahen Osten nur eine Nuss hatten, die wir nicht knacken konnten. Und was meinst du, wer das war?»

«Der Irak», sagte Sam. Er hatte seine argwöhnische Art aufgegeben und lehnte

sich jetzt zu seinem Vater hinüber, sein Glas in der Hand, und lauschte jedem Wort. Dies war, wie er gesagt hatte, die Geschichte, die er schon sein Leben lang hatte hören wollen.

«Richtig geraten, Söhnchen. Der

Spielverderber war der Irak. Alle anderen hatten wir am Wickel, nur den Herrscher aus Bagdad nicht. Er war so ein Verbrecher – so ein absoluter Sadist, ein Verrückter –, dass er sich einfach nicht an die

Spielregeln halten wollte. Aber schließlich haben wir doch einen Weg gefunden. O ja! Es hat Zeit gebraucht, aber wir haben schließlich einen Weg gefunden.»

«Geld.»

«Genau! Der Herrscher war ein gieriger Mistkerl,

aber seine Brüder und Cousins waren noch schlimmer. Sie fingen an, den Irak als ein Familienunternehmen zu betrachten, und sie wollten alle sichergehen, dass ihre Aktien in Dollar angelegt waren und nicht in Dinar.

Und um wieder Ruhe im Laden zu haben, musste der Herrscher im Westen ein finanzielles Netzwerk aufbauen, um sein Geld zu lagern. Und die Blöße haben wir ausgenutzt.»

«Wie habt ihr das gemacht? Seid ihr direkt zu ihm gegangen?»

«Unmöglich. Denk dran, dieser Typ war ein Oberarsch. Er hatte den größten Teil seines Lebens damit verbracht, Amerika zu hassen. Nein, wir haben uns erst mal bei Leuten, die wir kannten, sachkundig gemacht. Es

gab ein paar Agenten in Bagdad, die eine Menge krumme Geschäfte für das Verteidigungsministerium gemacht hatten, und ein paar libanesische Widerlinge, die ihm Waffen verkauft hatten. Wir haben diese Typen eingeschleust, über Beirut. Aber die

konnten uns nicht den Zugang verschaffen, den wir brauchten.»

«Und wer konnte das?»

«Die Palästinenser. Das waren die, denen der Herrscher am meisten vertraute, weil die damals die gemeinsten

Dreckskerle in der ganzen Region waren. Aber was er nicht wusste, war, dass die Palästinenser uns gehörten. Und dein Alter hat geholfen, die meisten von denen zu rekrutieren. Und als ein bestimmter palästinensischer Banker zu Konsultationen mit dem

hohen Herrn nach Bagdad fuhr, rate mal, wer mitgezockelt ist?»

«Frank Hoffman?»

«Erraten. Und stell dir vor, der Herrscher und ich sind prächtig miteinander ausgekommen. Es hat sich herausgestellt, dass wir

einige gemeinsame Interessen in Sachen Erotik hatten. Bei meinem nächsten Besuch brachte ich dann ein paar Mädchen mit, die ihm gefallen könnten, wie ich meinte. Und beim nächsten Mal wieder ein paar. Und ziemlich bald waren wir

Freunde. Er hat mir Aufträge verschafft, irakisches Öl zu fördern und deutsches Bier zu importieren, und ich hab ein bisschen was für ihn und seine Familie auf die Seite gelegt und dann ein bisschen mehr. Und uns

geht’s prächtig. Und schließlich macht er mich mit seinem Freund, diesem Schleimbrocken Nassir Hammud, bekannt und sagt, wir sollen miteinander Geschäfte machen. Und ab geht die Post!»

«Hat er gewusst, dass du für die Agency

gearbeitet hast?»

«Natürlich. Das hat einen Teil der Anziehung ausgemacht. Wie alle Araber hat er gedacht, in Wirklichkeit seien die Juden die Oberbosse, die überall auf der Welt das Sagen haben; er dachte,

man könne sich dagegen nur schützen, indem man mit der CIA ins Bett geht. Die sind nicht nur verrückt nach Juden, die Araber, sondern auch nach der CIA. Er hatte die CIA als Banker, und das fand er herrlich.»

Nachdem er diesen

letzten Triumph preisgegeben hatte, lehnte Frank sich in seinem Sessel zurück und sah Sam erwartungsvoll an, in der Hoffnung auf eine anerkennende Reaktion. Aber es kam keine. Sam starrte seinen Vater wie

eine Eule an.

«Aber zu welchem Zweck, Dad?»

«Was soll das denn heißen, ‹zu welchem Zweck›?», brüllte Frank. «Einen Maler würdest du auch nicht fragen, zu welchem Zweck er ein Bild malt. Einen Musiker

würdest du auch so etwas nicht fragen. Die tun es einfach. Bei mir ist das genauso. Du wirst mich auslachen, aber das ist meine Kunst. Das ist das, was ich mit meinem Leben gemacht habe. Das bin ich. Und ich bin stolz

darauf.»

Sam blinzelte. «Ich lache dich nicht aus, aber was hat es uns gebracht? Den Vereinigten Staaten, meine ich.»

«Wir haben den Iran in Schach gehalten.»

«Wie meinst du das?»

«Ich meine, dass

Bagdad die Hauptverteidigungslinie für unsere diversen schwanzlosen Freunde am Persischen Golf wurde. Das waren die Iraker. Ohne die wäre Khomeini innerhalb von vierundzwanzig Stunden in

Riad gewesen. Ohne Scheiß! Glaub mir, zu der Zeit konnten wir gar nicht genug für unsere irakischen Brüder tun. Wir ließen sie Waffen kaufen, mit dicken Kommissionen für Nassir Hammud, besten Dank. Wir haben ihnen Kredite gegeben,

über Italien. Wir haben unsere eigene gottverdammte Marine losgeschickt, um die Iraner im Golf anzugreifen. Wir haben ihnen sogar Geheimdienstinformationen gegeben. Wir waren ineinander verschossen,

sag ich dir. Verschossen.»

«In Ordnung. Aber was haben die Iraker für die USA *getan?*»

«Sie haben Iraner getötet, mein Junge. Mehr wollten wir eigentlich gar nicht von ihnen. Unsere Satelliten haben diese verrückten halbwüchsigen

Revolutionären Garden zur Front marschieren sehen, dann haben wir auf einen Knopf gedrückt, und – Hokuspokus – war die Info in Bagdad. Die Irakis haben mit ihrer schweren Artillerie losgeballert. Eine ganze Generation

iranischer Kinder ist gestorben, einfach so. Die haben fünfhunderttausend Männer und Jungs verloren, aber das ist Allahs Problem, nicht meins. Es reicht wohl, wenn ich sage, dass es ein Sieg für die Ungläubigen war. Oder wäre es dir

vielleicht lieber, wenn der Iran in der Welt das Sagen hätte?»

«Ich hör bloß zu», sagte Sam. Und in seiner Stimme lag eine gewisse Akzeptanz. Der trockene moralische Zunder, der das Feuer zwischen den

beiden hätte entfachen können, war jetzt vom Alkohol und dieser Geschichte aufgeweicht.

«Und dann wurde die Sache hässlich. Der Herrscher ist total durchgedreht. Er hat Kuwait angegriffen, hat Saudi-Arabien bedroht.

Dieses Arschloch. Möglicherweise ist ihm das zu Kopf gestiegen, dieser ganze Quatsch, den wir ihm aufgetischt haben, dass er den Westen vor den tollwütigen Ajatollahs gerettet habe. Also mussten wir ihm einen Tritt

in den Hintern geben.
Haben ihn Hitler genannt,
haben diesen seltsamen
kleinen Krieg in Kuwait
geführt. Als es vorbei war,
haben wir ihn laufenlassen.
Es war nicht die Mühe
wert, ihn loszuwerden.
Aber er war so arrogant,
verstehst du? Er konnte es

nicht lassen, uns zu piesacken, und er hatte auch immer noch dieses ganze Geld in der Schweiz gebunkert. Und dann haben wir irgendwann gedacht: Scheiße, jetzt reicht’s! Schließlich haben wir dann jemanden in

seiner Familie gefunden, so einen gierigen Saftsack, der bereit war, den alten Knaben umzulegen, nur um mehr Geld zu bekommen. Voilà. Ende der Geschichte. Bis ihr beide daherkommt und alles versaut.»

«Das war's?»

«Scheiße. Das reicht doch, oder etwa nicht?»

Sam hatte Mühe, sein emotionales Gleichgewicht zu halten. Er hatte das Gespräch mit der Überzeugung begonnen, sein Vater sei ein Schuft, aber jetzt hatte er

Schwierigkeiten, sich daran zu erinnern, warum Lina so wütend auf ihn war. Seine Gedanken gingen zurück an seine erste Begegnung mit Nassir Hammud, als er in dem Müll geangelt hatte und die leeren Papierschnitzel Firmenpapier herausgeholt

hatte.

«Was ist Oscar Trading?», sagte er. «Was ist damit?»

«Oscar Trading war ich. Deine Freundin hat das richtig erkannt. Der Name kommt von meinem alten Decknamen, Oscar

D. Fabiolo. Aber mit allem andern lag sie völlig daneben.»

«Sie denkt offenbar, dass du dir durch Oscar Trading eine Menge Geld unter den Nagel gerissen hast.»

Frank sah ihm direkt in die Augen. «Das ist

Scheiße, mein Junge. Das ganze Geld, das an Oscar Trading ausgezahlt wurde, ist dafür verwendet worden, die Ermordung des Herrschers zu bezahlen. Wir haben damit Schmiergelder an die Mitglieder seiner

Sicherheitstruppe gezahlt. Denk mal drüber nach. Wir haben sein eigenes Geld dafür benutzt, um ihn umzulegen. Was gibt's daran auszusetzen?»

«Und nichts von dem Geld ist an deinen Händen kleben geblieben?»

Frank lächelte. «Nur ein

bisschen. Und wen interessiert das schon? Niemand außer den Kongressabgeordneten und deiner israelischen Freundin. Also Schluss mit der Inquisition.»

«Sie arbeitet nicht für die Israelis, Dad. Sie hat nicht

einmal was von denen gewusst, bis heute.»

«Das ist nicht das, was Hammud denkt.»

«Hammud irrt sich.»

«Und was war das dann für ein Schrott, den du da bei Mercier abgelassen hast? Von wegen dass du mit den Israelis in Kontakt

stehst und dass sie deine Freundin retten würden, wenn irgendwas passiert?»

«Das habe ich gesagt, um Mercier Angst zu machen. Ich war mit ihnen in Kontakt, oder besser gesagt, sie waren mit mir in Kontakt. Dieser Hilton

hat mich neulich in meinem Büro besucht und gesagt, dass Lina in Bagdad sei. Die wollten sie am Leben halten, damit sie Hammud Ärger machen können. Aber die benutzen Lina nur. Das letzte Mal, als ich Hilton gesehen habe, hab ich ihm gesagt, er soll sich

verpissen.»

Frank lehnte sich in seinem Sessel zurück. «Braver Junge. Ich hatte mir schon Sorgen gemacht. Aber ich hätte wissen sollen, dass du nicht wirklich für die Southern Company

arbeiten würdest. Du bist schließlich Amerikaner, verdammt nochmal! Ich habe Durst. Wo ist der Sprit?»

«Hier, wo er die ganze Zeit ist. Bist du sicher, dass du noch was trinken willst?»

«Schenk ein, mein

Junge! Ich muss mal auf die Toilette.» Sam beobachtete, wie sein Vater zum Badezimmer ging. Trotz all seiner großkotzigen Art sah Frank Hoffman erschöpft aus. Seine Beine bewegten sich steif, wie zwei große

Stummel, und sein Körper war leicht nach vorn geneigt. Er war so groß und doch so zerbrechlich. Sam hörte die Klospülung und sah zu, wie der alte Mann aus der Toilette zurückgetorkelt kam. Er hatte sich das Gesicht mit Wasser nass gemacht und

es nur halb abgetrocknet, sodass ihm noch Tropfen die Wangen herunterliefen, die vom Whisky gerötet waren. Rotgesichtig und nass wie er war, sah er aus, als wäre er gerade einem Dampfbad entstiegen.

Als der Alte auf ihn zukam, stand Sam plötzlich auf und ging einen Schritt auf ihn zu. Es geschah unwillkürlich. Er wusste nicht, was er tat. Er streckte einfach die Arme nach seinem Vater aus und zog ihn an sich, umarmte den dicken Leib,

roch seinen Whiskyatem, spürte den kratzigen Bart an seinem Gesicht. Es war sein Vater. Er hielt ihn fest, bis Frank peinlich berührt zurückwich.

«Jesses!», brummte der Alte. «Wieso hast du das denn gemacht?»

«Weil ich dich liebe, Dad.»

«Mein Gott!», sagte Frank. «Reiß dich zusammen, mein Junge! Und schenk mir endlich diesen Drink ein.»

Sam hob die Flasche und kippte sie zum Glas hin. Während er das tat,

erhaschte er einen Blick von seinem Vater, der sich mit einem Ärmel ans Auge tupfte, als er dachte, dass sein Sohn gerade wegsah.

«Also, auf dich und mich», sagte Frank und hob das Glas. «Und scheiß auf alle andern.»

«Auf dich und mich», sagte Sam. Er stieß mit seinem Vater an und leerte sein Glas. Mit diesem letzten Schlag des flüssigen Hammers spürte er, wie sich ihm im Schädel alles zu drehen begann. Sam stellte sein Glas ab und starrte auf seine Uhr.

Es waren schon fast drei Stunden vergangen, seit sie Lina allein gelassen hatten. Er schüttelte den Kopf. «Wir müssen wieder nüchtern werden, Dad. Da gibt’s noch eine Sache, über die wir reden müssen, bevor wir beide das

Bewusstsein verlieren.»

«Und welche? Hilf mir auf die Sprünge.»

«Das Problem mit Lina ausbügeln. Sie ist immer noch bei Mercier.»

«Ach ja, Miss Gumbah. Ich weiß nicht. Was willst du tun? Sie Hammud übergeben? Das ist das,

was er will. Wie wär's damit?»

«Nein, kommt nicht in Frage. Sie wird weder Hammud übergeben noch der Schweizer Polizei. Sie hat nichts verbrochen.»

«Von wegen. Sie ist der CIA in die Quere

gekommen, ganz zu schweigen vom MI6 und ganz zu schweigen von Frank F. Hoffman.»

«Sie ist Irakerin. Diese ganze Geschichte geht ihr sehr nahe. Sie hat in Bagdad einen Albtraum durchgemacht …»

«Sie ist eine

Nervensäge.»

«Du auch. Hör jetzt auf, Lina zu beschimpfen, sonst gehe ich.» Er stand auf, als wollte er gehen, aber er hatte schon wacklige Beine.

«Setz dich hin, mein Junge, bevor du umfällst.

Das Trinken hast du nie gelernt.»

Sam setzte sich. Er war verwirrt. Er hatte schon längst vergessen, was Lina zu ihm gesagt hatte, bevor sie Mercier verlassen hatten. Er wusste nur noch, dass er ihr helfen wollte. «Die Sache mit Lina

ist ernst. Was ist erforderlich, damit Hammud und alle anderen die Hunde zurückpfeifen?»

«Ganz einfach. Du bringst deine kleine Freundin dazu, sich zurückzuziehen. Sie soll mit der Herumschnüffelei

aufhören. Vergessen, was sie weiß. Diese Dinge weiseren Händen übergeben. Sie soll aufhören, die heilige Johanna zu spielen, Himmelarsch. Und alles wird bestens.»

«Wird damit das Problem gelöst sein?

Meinst du, die werden sie in Ruhe lassen?»

«Klar. Wieso nicht? Hammud ist schließlich nicht dumm. Mach dir deswegen keine Sorgen.»

«Aber das sind Irakis, Dad. Die haben ein langes Gedächtnis. Wenn die so

sauer sind, wie du behauptest, dann könnten die auch noch nach sechs Monaten hinter ihr her sein, um alte Rechnungen zu begleichen. Wer wird sie schützen?»

«Ich habe dir doch gesagt, lass das mal meine Sorge sein. Wenn

Onkel Frank allen sagt, dass sie die Pfoten von ihr lassen sollen, dann lassen sie sie in Ruhe. Ehrlich.»

«Was ist, wenn sie wieder in London ist? Sie kann nicht mehr bei Hammud arbeiten. Was soll sie tun? Wer wird sie

einstellen?»

«Wieso gibst du ihr nicht einen Job, Loverboy?»

«Sie würde ihn nicht nehmen. Sie würde das für Mitleid halten. Ich muss ihr was Richtiges anbieten.»

«Ich kenne einen bestimmten Bankier in London, der ihr einen Job

geben könnte.

Zufälligerweise ist er gerade hier in Genf und macht ein bisschen Beratung für Mercier, hilft uns, ein bisschen Geld umzuschichten für … na, du weißt schon. Er könnte einen Job für deine

Freundin haben, wenn sie ihren Lebenslauf auf Vordermann bringt.»

«Was für ein Bankier? Von wem redest du?» Aber Sam hatte das ungute Gefühl, dass er die Antwort schon kannte.

«Ein Herr namens Barakat. Ich glaube, ihr

beide kennt euch sogar.»

«Herr und Heiland!»

Wieder einmal spürte Sam, wie sich seine Welt zurückbog, wie eine Doppelhelix. «Gibt es irgendjemanden, der nicht Teil deiner Operation ist?»

«Ich hoffe nicht. Und

sage nichts gegen Asad! Einen Besseren findest du momentan nicht. Ich rufe ihn an und lasse ihn herkommen. Er wohnt ein paar Zimmer weiter. Was hältst du davon?»

Sam war nicht nur betrunken, sondern auch benommen. «Wieso

nicht?»

Frank nahm den Telefonhörer in die Hand und bat die Hotelvermittlung, ihn mit Mr. Barakats Zimmer zu verbinden. Als sich eine Stimme am anderen Ende der Leitung meldete,

dröhnte Frank in den Hörer: «Hallo, Kumpel. Hast du eine Minute Zeit? Kannst du vielleicht kurz hier bei mir im Zimmer vorbeikommen? Ich hab hier jemanden, der mit dir reden möchte. Rate mal, wer? Gee-nau. Besten Dank.»

Frank legte auf und wandte sich zu seinem Sohn. «Er kommt gleich.» Sam rieb sich den Schädel. Während er dem Geflachse seines Vaters zugehört hatte, hatte sich ein weiteres Stück des Puzzles eingefügt. «Dieser

palästinensische Banker, von dem du vorhin geredet hast, ist Barakat, stimmt's? Der hat dich mit dem Herrscher bekannt gemacht, oder?»

«Genau. Kluger Junge. Wieso habe ich eigentlich immer gedacht, dass du dumm bist?»

Barakat betrat Frank Hoffmans Zimmer wie ein Pascha, der aus einem anderen *villayet* des Osmanischen Reichs eintrifft, statt aus einem Zimmer im selben Hotel. Er trug einen voluminösen

zweireihigen Anzug, dessen Farbe an Pfirsiche erinnerte. Er umarmte Frank und küsste ihn auf beide Wangen. Zum Erstaunen seines Sohnes erwiderte Frank die Geste. Der Vater flüsterte seinem Freund ein paar Worte ins Ohr und führte ihn dann zu

seinem Sohn. Auch Sam küsste Barakat auf beide Wangen, etwas, das er noch nie vorher getan hatte.

Barakat lächelte, als habe er einen Sieg errungen. «Welch eine Freude, Vater und Sohn

endlich versöhnt zu sehen. Das ist die Art des Orients.» Er berührte sein Herz, als er seine blumige Begrüßung beendet hatte.

«Hallo, Asad-bey. Es freut mich zu sehen, dass es Ihnen gutgeht.»

«Ihr Vater erzählte mir, dass Sie ein Problem

haben, welches ich zu lösen das Vergnügen haben könnte.»

«Ich habe eine Menge Probleme, Asad. Aber das, was mich im Moment beschäftigt, ist, einen Job für die Frau zu finden, über die wir vor einiger Zeit in

London geredet haben. Sie heißt Lina Alwan. Sie hatten mir den weisen Rat gegeben, vorsichtig zu sein. Aber ich habe ihn missachtet und sie auch, und wir sind beide in große Schwierigkeiten geraten. Jetzt muss ich für sie einen *sicheren* Job finden,

und mein Vater meinte, Sie könnten uns vielleicht weiterhelfen.»

«Ihre Freundin Alwan ist aufsässig. Und neugierig. Das können bei einem Bankangestellten fatale Eigenschaften sein.»

«Sie ist nicht mehr

neugierig», antwortete Sam. «Sie hat ihre Lektion erhalten. Wenn Sie ihr einen Job geben, wird sie eine loyale Angestellte sein. Nine-to-five, keine Eskapaden. Das verspreche ich Ihnen. Sie hat nur deswegen angefangen, sich Fragen

über Hammud zu stellen, weil ich sie dazu gedrängt habe. Aber sie ist jetzt bereit, damit aufzuhören und ein geregeltes Leben zu führten.»

«Ist sie vertrauenswürdig? Wie ich Ihnen schon in London

gesagt habe, ist Vertrauen das Einzige, was im Bankgeschäft zählt.»

«Ja, Sir. Vollkommen.»

Barakat wandte sich mit einem fragenden Blick zu Frank. Der alte Mann nickte. «Wenn mein Junge sagt, dass sie vertrauenswürdig ist, dann

reicht mir das. Wir schlagen die Seite um, Sam und ich. Wenn er das also sagt, dann ist das in Ordnung. Und wenn er sich irrt, dann kriegen wir beide Ärger. Wie wär's damit?»

«Das ist in Ordnung,

mein Freund. Ich kann nicht mehr verlangen als das Wort eines Freundes, unterstützt von dem seines Vaters. Das irakische Mädchen kann nächsten Montag seine Arbeit beginnen. Ich gebe ihr ein Anfangsgehalt von fünfzigtausend Pfund.» Er

machte eine großzügige Handbewegung, als würde er etwas für einen guten Zweck spenden.

Frank klopfte Barakat auf die Schulter. «Das ist wunderbar. Und jetzt setz dich, alter Freund, und trink was.»

«Das würde ich liebend gerne, mein lieber Frank. Aber ich bin im Moment ziemlich beschäftigt mit unserem gemeinsamen Projekt. Ich habe schon den ganzen Morgen mit unseren Bankierfreunden telefoniert, um sie zu benachrichtigen, dass wir

größere Geldmengen aus dem Crédit Mercier transferieren werden. Die Jungs in der Karibik werden sich jetzt gerade an die Arbeit machen. Also vergib mir, wenn ich dir sage, dass du ohne mich trinken musst.» Er raffte

die Falten seines pfirsichfarbenen Anzugs wie eine Wüstenrobe zusammen und entschwand.

Als der palästinensische Bankier gegangen war, packte Frank seinen Sohn wieder am Ellbogen und schlug vor, noch eine

Flasche Whisky aufzumachen oder Fifi zurückzuholen oder zu einem Laden auf der anderen Seite der Stadt zu gehen, wo die Mädchen Sachen machten, die selbst Frank empörend fand. Aber Sam wehrte alle

Vorschläge seines Vaters ab. Es war höchste Zeit, Lina abzuholen, und er spürte schon die Anfänge eines Katers.

«Na, dann zieh Leine», sagte Frank. «Wenn du schon so unterm Pantoffel stehst, dann geh deine Freundin holen. Ich rufe

Mercier an und sag ihm, er soll sich den ganzen Scheiß mit der Polizei aus dem Kopf schlagen. Er wird sie gehen lassen, glaub mir. Hinter seiner aalglatten Art ist er genauso gierig wie alle anderen auch. Und ich bin

immer noch der Treuhänder des größten Kontos, das er je gesehen hat.»

Sam betrachtete das verwüstete Gesicht seines Vaters; die hervortretenden Adern zeichneten ein Leben nach, das die Summe von

Tagen wie diesem war.

«Was machst du, wenn ich weg bin, Dad? Bist du sicher, dass du zurechtkommst?»

«Ich? Ich werde mich aufs Ohr hauen.»

39

Bald nachdem die beiden Hoffmans gegangen waren, begann Lina, ihre holzgetäfelte Zelle im Crédit Mercier zu erkunden. Sie hatte keine Ahnung, was sie finden würde, aber sie hatte ihre

in Bagdad erworbene Überzeugung nicht verloren, dass sie jeden Augenblick ihres Lebens nutzen musste. Sie fing in der Mitte des Raumes an, bei dem langen Tisch. Nichts dort. Keine Schubladen, keine Öffnungen, nur der

leuchtende Glanz von poliertem Holz. Rechts war eine Sitzecke mit zwei Ohrensesseln und Leselampen. Am anderen Ende standen ein Tisch und ein Telefon. Der Raum hatte Verandatüren, die zu einem kleinen Garten

führten, der ummauert war, damit niemand hereinsehen konnte. Die Türen waren abgeschlossen. Sie suchte den Raum nach einer Überwachungskamera ab, konnte aber keine entdecken.

Die einzige Form der

Überwachung war offenbar die junge Empfangsdame, die alle halbe Stunde den Kopf zur Tür hereinsteckte und ihr einen hochnäsigen Blick zuwarf. «Die haben Sie vergessen», sagte sie scharf, als wäre Linas Warten ein

unwiderlegbarer Beweis für die Unzuverlässigkeit der Menschheit. Wie Lina erfuhr, hieß die Frau Nicole und kam aus einem Dorf bei Zug, aber sie weigerte sich, noch weitere Fragen zu ihrer Person zu beantworten. Sie schien der Meinung zu sein, dass

sich Linas Probleme verringern ließen, wenn sie etwas äße, und im Verlauf des Vormittags brachte sie ihr Kaffee, dann einen Imbiss mit Croissants und Sahneküchlein, dann ein Mittagessen, bestehend aus Zwiebelsuppe,

Lammrippchen und Apfelstrudel. Jedes Tablett kam mit schwerem Silberbesteck und steifen Leinenservietten an. Lina ließ alles zurückgehen, ohne irgendwas anzurühren. Nicole schmatzte mit den Lippen, als sie die unangetasteten

Tabletts wieder abräumte. Ungezogenes Mädchen, schien sie sagen zu wollen. Kein Wunder, dass sie dich vergessen haben.

Weil Lina glaubte, nicht beobachtet zu werden, hatte sie den Mut, den Raum genauer zu

erkunden. Sie untersuchte das Telefon. Es gab drei Apparate. Sie notierte die Nummern in ihrem Kalender. In der mittleren Schublade des Tisches fand sie ein Exemplar des bankinternen Telefonverzeichnisses. Es war sechs Seiten lang,

nach Abteilungen geordnet und wie ein Schaltplan der Firma. Crédit Mercier hatte eine Abteilung für Geschäftskonten, eine für Handel und Verkauf und eine für Großhandelsgeschäfte – und es gab pro Abteilung

nur einen Angestellten. Die Ressourcen der Firma waren auf die Gebiete konzentriert, die für das Verstecken von Geld nützlich waren. Die Treuhandabteilung hatte zehn Angestellte, die Abteilung für internationalen

Geldverkehr hatte acht und die Sicherheitsabteilung fünf. Die nützlichste Information fand sich auf der letzten Seite. Drei Angestellte arbeiteten in der Kommunikations- und EDV-Abteilung. Ihre

Telefonposten waren ebenfalls aufgeführt, zusammen mit den Fax- und Telexnummern der Bank. Sehr schweizerisch. Ordentlich, übersichtlich und gut organisiert. Lina trug die Namen und Nummern in ihrem Kalender ein.

In der Seitenschublade des Tisches fand sie noch etwas Interessantes – ein Exemplar des Jahresberichtes der Bank. Es war ein imposanter Band, auf schwerem Papier gedruckt, und auf dem Einband war der

Buchstabe M geprägt. Auf Seite drei fand sie Merciers Brief zum Jahresende an die Kunden; er ließ sich über die Stabilität des Schweizer Franken aus und über die Aussichten auf wirtschaftliches Wachstum in den

bedeutenderen Ländern des Westens. Dann kamen eine Reihe von Schaubildern und Bilanzen, die Crédit Merciers Stabilität und umsichtige Geschäftsführung bestätigten, und ein Bericht der

Wirtschaftsprüfer in unverständlichem Fachjargon. Auch diesmal war es die letzte Seite, die die Leckerbissen bereithielt. Dort waren alle Banken aufgelistet, mit denen Mercier Geschäftsverbindungen unterhielt. Es war eine

lange Liste mit beinahe vierzig Banken, über den ganzen Globus verstreut. Neben jeder Eintragung standen der Name des Geschäftsführers der Bank sowie die Telefon-, Fax- und Telexnummern.

Als sie die Liste überflog,

fiel Lina auf, dass ihr viele Namen schon mal begegnet waren: Banque des Amis in Curaçao zum Beispiel, Banque Metropole in Montreal und Tariqbank in Bahrain. Sie erinnerte sich daran, die Namen schon einmal gesehen zu haben: auf

einem der Blätter aus Nassir Hammuds Dateien. Lina riss die letzte Seite aus dem Jahresbericht heraus und steckte sie in ihre Handtasche.

Sam kam schließlich gegen halb drei, um Lina

abzuholen. Er hatte erhitzte, rote Wangen und seine Augen waren müde und schwerlidrig. Als er sich an Nicole vorbeizwängte, um Lina einen feuchten Kuss zu geben, begriff sie, was mit ihm nicht stimmte. Er war betrunken, man roch es

meilenweit gegen den Wind. «Du siehst ja schrecklich aus», sagte sie. «Was hat dich aufgehalten?»

«Mach dir meinetwegen keine Sorgen», flüsterte Sam und lehnte sich unsicher an sie. «Ich habe

mit meinem Alten alles geklärt. Er hat Mercier angerufen. Es ist alles arrangiert. Du kannst hier sofort raus.»

Lina wandte sich zu Nicole. «Stimmt das?»

Die Schweizerin nickte. Sie wirkte enttäuscht.

«Und das ist noch nicht

alles», sagte Sam. «Du wirst in London einen neuen Job kriegen und alles.»

Sie beäugte ihn misstrauisch. «Was für einen Job? Wovon redest du? Ich habe nicht um einen Job gebeten.»

«Schhh!», sagte er und legte seinen Finger auf den Mund. «Später.»

Nicole führte sie zurück durch den schmalen Korridor zum vorderen Teil des Gebäudes. Anstatt beim Vordereingang stehen zu bleiben, ging sie daran vorbei und führte sie

eine Treppe hinunter ins Untergeschoss. Eine schmalere Treppe führte sie noch weiter unter die Erde, zu einer grünen Tür.

«Wo gehen wir hin, Schätzchen?», fragte Sam. Er fing sogar schon an, wie sein Vater zu

reden.

«Monsieur Mercier meint, es sei besser, wenn Sie das Gebäude durch den Privatausgang verlassen», erklärte Nicole. «So wird Sie niemand belästigen.»

«Mein Vater hat sich um alles gekümmert»,

murmelte Sam.

«Wo führt der Tunnel hin?», fragte Lina. Sie war inzwischen auf der Hut vor dunklen Gängen.

«In die Rue de la Tertasse, hundert Meter von hier. Sie gehen eine Treppe hinauf, öffnen eine

Tür, und dann sind Sie in einem Hof abseits der Straße. Bitte achten Sie darauf, die Tür hinter sich richtig zuzumachen.» Die Schweizerin schloss die Tür auf und knipste gleich neben dem Eingang einen Lichtschalter an. Der Gang wurde beleuchtet, er war

gerade breit genug für eine Person.

«Vielen Dank», sagte sie und schüttelte ihnen die Hände. «Besuchen Sie uns wieder.» Das war eine letzte, absurde Geste schweizerischer Höflichkeit. Lina fragte

sich, wie viele Kunden ihnen auf diesem Weg vorausgegangen waren, sich aus dem hochgeschätzten Crédit Mercier wie gemeine Diebe fortgeschlichen hatten.

Als Sam und Lina sich durch den unterirdischen Gang auf den Weg

machten, hörten sie, wie hinter ihnen die Tür zugezogen und abgeschlossen wurde. Über ihnen war das hektische Kratzen von Krallen zu hören, von einer Ratte, die davonhuschte. Lina war als Erste durch

die Tür gegangen und ging jetzt auch in dem schlechtbeleuchteten Gang voraus. Es roch abgestanden wie nach Verfall, dem stinkenden Geld von Toten. Sie tauchten genau dort wieder auf, wo die Schweizerin gesagt hatte,

in einem kleinen Hof, der auf eine enge Straße ging, mitten im alten Geschäftsviertel. Lina schloss die Tür hinter Sam sorgfältig. Er wollte auf die Straße hinausgehen, aber Lina zog ihn in den Schatten des Hofs zurück.

«Moment», sagte sie in dem bestimmten Ton einer Lehrerin. «Wir gehen nirgendwohin, bevor du mir nicht sagst, was hier los ist.»

«Habe ich dir doch gesagt. Es ist alles geklärt. Ich hab mit meinem Dad gesprochen, und er hat

alles geregelt.» Er wirkte immer noch beduselt. Lina wünschte sich, sie könnte ihm eine Ohrfeige geben, damit er aufwachte.

«Worauf hast du dich eingelassen, Sam?»

«Auf nichts. Ich hab bloß gesagt, dass du dich

zurückziehen und aufhören würdest, Ärger zu machen. Mehr wollten die gar nicht. Und genauso hab ich's ihnen gesagt.»

«Das hast du ihnen versprochen?» Sie wirkte betroffen.

«Sicher. Das war die einzige Möglichkeit zu

verhindern, dass Mercier die Polizei benachrichtigt. Und nach dem, was mir mein Dad erzählt hat, schien es mir das einzig Richtige zu sein. Diese ganze Sache ist sehr viel komplizierter, als wir geahnt haben.»

Ihre Augen funkelten.

«Sam! Wovon redest du?»

«Beruhige dich. Gehen wir einen Kaffee trinken. Mir brummt der Schädel.»

«Nein. Lass uns lieber hierbleiben. Es ist sicherer. Was hat dein Vater gesagt, Sam?»

«Er hat mir die ganze

Geschichte erzählt. Wie er sich mit dem Herrscher und Hammud eingelassen hatte und wie das alles Teil einer großangelegten Operation war und warum sie’s getan haben und so weiter. Es klang sogar einleuchtend, auf eine

merkwürdige Art und Weise.»

«Was für eine großangelegte Operation?»

«Du weißt schon, diese ganzen CIA-Geschichten.»

«Sam!» Sie schüttelte ihn. «Hör endlich auf damit.»

«Womit? Ich will dir doch nur helfen. Vor ein paar Minuten warst du noch eine Gefangene in der Bank, und jetzt bist du frei, dank meinem Vater. Reg dich endlich ab, um Gottes willen.»

«O Sam! Rede nicht so.

Das bist nicht du. Würdest du mir jetzt bitte erklären, was du mit deinem Vater für eine Abmachung getroffen hast, um mich aus Merciers Bank rauszukriegen?»

«Klar.» Er küsste sie mit seinen säuerlich riechenden Lippen. «Die

Abmachung ist, dass wir aufhören, Hammud zu nerven. Wir lassen ihn mit dem Geld des Herrschers machen, was er will. Und dafür lässt er dich in Ruhe. Das ist die Abmachung. Okay?»

«Aber Hammud gehört

das Geld nicht, genauso wenig wie dem Herrscher. Es wurde dem irakischen Volk gestohlen.»

«Möglich. Aber er hat es jetzt. Soll er es doch behalten. Und keinen Scheiß mehr. In Ordnung?»

«So einfach ist das alles

nicht, Sam. Woher willst du wissen, dass sie mich nicht umbringen werden, wenn ich erst mal wieder in London bin?»

«Weil sie's nicht tun werden. Mein Vater hat versprochen, dass er mit ihnen redet. Und er hat dir

einen neuen Job verschafft. Es ist alles geregelt.»

«Wo werde ich in die Lehre genommen? Oder darf ich nicht fragen?»

«Bei der Bank Arabia. Sie gehört einem Palästinenser namens Asad Barakat. Er hilft

Mercier beim Umschichten des Geldes. Sie wollen es offenbar auf andere Banken transferieren, es waschen oder so. Ich weiß nicht. Das ist auch nicht so wichtig.»

«Er arbeitet also auch für Hammud. Mein Gott!

Dann lehne ich ab. Keine Abmachung.»

«Komm, Lina, mach mal halblang. Sei nicht so verdammt fanatisch.»

Sie sah in sein Gesicht, das betrunken und unsicher war. Ihm eine Ohrfeige zu geben würde nichts bewirken. Er war

schon zu sehr hinüber. Stattdessen nahm sie seine Hände in ihre. «Sieh mich an», sagte sie. «Hast du vergessen, mit wem wir es zu tun haben? Das sind Irakis.»

«Ich weiß, dass es Irakis sind, Lina.»

«Die bringen mich um. Bei der nächsten Gelegenheit, die sich ihnen bietet. So gehen die vor.»

«Nein, das werden sie nicht. Jetzt nicht mehr. Mein Vater hat diese Typen an der Leine. Er führt Hammud seit fast zehn Jahren.»

«Die pfeifen auf deinen Vater, Sam. Wenn’s um einen anderen Iraki geht, verfahren die nach ihren eigenen Spielregeln. Wach doch endlich auf!»

«Süße, hören wir auf zu streiten, okay? Davon kriege ich Kopfschmerzen.

Gehen wir ins Hotel zurück und legen uns aufs Ohr. Du bist gestern Nacht nicht viel zum Schlafen gekommen, weißt du noch?»

Diese Anspielung sollte sie an die vergangene Liebesnacht erinnern, aber ihre Miene blieb

versteinert. Sie sah in seine glasigen Augen und erkannte, dass sie allein war. Es war nicht Sams Schuld. Es ging eigentlich nicht um ihn. Es ging um sie. Während sie sein hübsches, schläfriges Gesicht betrachtete, fühlte

sie eine Welle der Traurigkeit in sich. Sie war eine Frau, die sich ihr ganzes Leben lang ein glückliches Ende gewünscht hatte. Aber diesmal würde es keins geben.

«Ich kann es nicht tun», sagte sie leise. «Ich habe

ein Versprechen abgegeben.»

«Wie war das?»

«Nichts.» Sie streckte die Hand aus und berührte Sams gerötete Wange. Er sah jetzt nur noch müde aus. «Geh du jetzt schlafen, mein Lieber»,

sagte sie. «Du kannst es gebrauchen. Wir sehen uns später im Hotel. Ich muss zuerst noch zu meinem alten Quartier, um meine Sachen abzuholen. Dann komme ich.»

«Versprochen?»

«Natürlich. Sei vorsichtig auf dem Rückweg. Lass

dich nicht vom *selouwa* erwischen.»

«Was zum Teufel ist ein *selouwa*?»

«Der lebt im Fluss Tigris und erschreckt Kinder, und er ist nicht so nett wie der *wawi*. Er wird sehr böse, wenn Leute ungezogene

Sachen machen, wie zum Beispiel zu viel trinken.»

Sams Verlegenheit zeigte sich schließlich in seinem Blick. «Es tut mir leid, dass ich mich betrunken habe. Das gehört irgendwie dazu, wenn man mit meinem Dad redet.»

«Was sind Männer doch für jämmerliche Geschöpfe», sagte sie. Sie schob ihn sanft aus dem Hof zur Straße. Er wandte sich nach links, zum See und zum Hotel am anderen Ufer. Als Sam verschwunden war, ging

Lina nach rechts, in Richtung Güterbahnhof, zu ihrem kleinen Zimmer und zu ihrem PC.

40

In Genf wimmelte es von nachmittäglichen Spaziergängern, die in Grüppchen, zu zweit oder zu dritt durch die Stadt schlenderten, sodass eine Frau allein in ihren Schatten fast

verschwinden konnte. Lina ging ihren Weg durch die Stadt im Zickzack. An jeder neuen Kreuzung spähte sie um die Steinfassade und hielt nach den irakischen Agenten Ausschau, die, wie sie wusste, immer noch da draußen waren

und sie suchten, egal was Sams Vater versprochen hatte. Sie vermutete, dass sie wieder vor Crédit Mercier gewartet hatten, genau wie letztes Mal. Jetzt würden sie ihre Späher auf die Straße schicken. Es war nicht

Sams Schuld, sagte sie sich. Erst wenn man dieser Bestie ins Gesicht gesehen hatte, konnte man sie verstehen, vorher nicht. Vorher verstand man gar nichts.

Sie hielt an jeder Biegung nach dunkelgesichtigen

Männern in Bluejeans, in Regenmänteln oder grünen Gabardine-Anzügen Ausschau oder nach glatzköpfigen Männern in Tweedjacken, nach Männern, die so taten, als würden sie Zeitung lesen. Sie hatte

keine Ahnung, wie sie tatsächlich aussehen würde, diese nächste Serie von Verfolgern. Sie würden sich erst bei der Verfolgung zu erkennen geben. Als sie zu einer großen Einkaufsstraße kam, die Boulevard Helvétique hieß, blieb sie

stehen. Es war eine belebte Durchgangsstraße mit vielen Bussen und Taxis, ein naheliegender Platz für eine Überwachung. Sie überlegte sich, ob sie ein Taxi nehmen sollte, beschloss dann aber,

weiter zu Fuß zu gehen. Sie hielt sich dicht hinter zwei deutschen Geschäftsleuten, die sich angeregt unterhielten. Sie hatte vor, den Boulevard weiter hinunterzugehen, über den Fluss L'Arve bis zu ihrer Pension in der Nähe des Güterbahnhofs.

Plötzlich registrierte sie etwas am äußeren Rand ihres Gesichtsfeldes. Es war eine rasche Bewegung, wie ein Vogel, der schnell in Deckung geht. In einem Café, an dem sie gerade vorbeigegangen war, war

ein Mann aufgestanden und holte schnell hinter ihr auf. Sie drehte sich nach ihm um. Er war kurz und stämmig und hatte einen ausgebeulten Anzug an. Er sah weg, als sich ihre Blicke trafen.

Sie bog schnell rechts in eine kleine Straße ein, die

Rue Senebier hieß. Als der kleine Mann in dem braunen Anzug hinter ihr um die Ecke kam, begann sie zu rennen. Sie hörte hinter sich seine Schritte auf dem Kopfsteinpflaster hallen. Am Ende der Straße war ein großer

Park, der an die Universität von Genf grenzte. An einer Ecke stand ein Polizist. Sie dachte kurz daran, ihn zu Hilfe zu rufen, wie sie es schon einmal am See getan hatte, aber dann fiel ihr Merciers Drohung ein, sie der Schweizer Polizei zu übergeben.

Glänzende BMW und Mercedes verstopften die Kreuzung. Lina schlängelte sich durch den Verkehr und rannte weiter Richtung Park. Ihr Beschatter folgte ihr, ohne an Distanz zu verlieren, achtete aber darauf, ihr nicht zu nahe

zu kommen, um keine Szene zu provozieren. Das waren die Genfer Regeln. Keine Waffen, keine groben Geschichten in der Öffentlichkeit, nichts, was die Schweizer Behörden veranlassen könnte, gegen die arabischen Geheimdienste

vorzugehen, die sich in der Stadt niedergelassen hatten. Lina sah sich um. Er war auch noch langsam. Langsam und dick. Sie wusste, sie würde ihm entkommen können. Es war, als sei bei ihr der Angstschalter ausgeknipst.

Sie passierte das Eingangstor zum Park. Ein Stück vor ihr war eine Laubwand. Sie rannte über den grünen Rasen und bog hinter eine große Tanne. Dahinter befand sich eine dichte Hecke. Sie war vielleicht dreißig Meter lang, säumte eine

Gartenanlage und bot das beste Versteck, das sie hier finden konnte. Lina rannte darauf zu und schob sich hinein, bog die dicken Äste weg. Als sie die Mitte der Hecke erreicht hatte, kauerte sie sich hin. Der kleine Mann

war um die Tanne herumgekommen und suchte sie. Sie sah den braunen Stoff seines Anzugs, als er auf die Hecke zukam. Er arbeitete sich zu ihr vor, spähte in die Hecke, schüttelte die Äste.

Lina saß reglos da und

hielt den Atem an. Der Mann in dem braunen Anzug war jetzt auf gleicher Höhe mit ihr und fingerte keuchend an der Hecke herum. Er ging vorbei, anscheinend ohne etwas zu bemerken, und blieb dann stehen. Er holte

plötzlich tief Luft und musste niesen. *Al hamdu lillah!* Der Mann war gegen irgendwas allergisch. Er setzte seine Jagd fort, niesend und Zweige beiseiteschiebend. Als er das Ende der Hecke erreicht hatte, bog er um die Ecke und ging

stolpernd zu einem anderen Teil des Parks. Lina wartete noch zehn Minuten im Gebüsch und verließ dann wieder den Park durch den Ausgang, durch den sie gekommen war. Das Abenteuer hatte eines bestätigt: Sam irrte

sich. Trotz der Versprechungen seines Vaters waren die irakischen Hunde immer noch los.

Madame Jaccard, die die Pension führte, schimpfte mit Lina, als sie endlich eintraf. Wo sie gestern

Nacht gewesen sei und warum sie nicht angerufen habe und ob sie eigentlich eine Vorstellung habe, was für Sorgen sie sich gemacht hatte? Dieses plötzliche Verschwinden werde ihr allmählich zu viel! Lina entschuldigte sich

und versprach, in jedem Fall anzurufen, wenn sie mal wieder bis spät wegblieb. Die alte Frau nickte kokett, als wolle sie in die Verschwörung mit eingeweiht werden. «Wer ist es?», fragte sie. Lina legte den Finger an die Lippen.

Der PC war noch dort, wo Lina ihn gelassen hatte, neben dem Bett. Ihre übrigen Sachen schienen auch nicht angerührt worden zu sein. Sie duschte ausgiebig, um sich Zeit zum Nachdenken zu

geben. Es war ein Kriegsrat mit nur einer Kriegerin. Ihr Ziel war klar: Hammud so viel Schaden zuzufügen, wie sie nur konnte. Aber wie? Was sie jetzt antrieb, war nicht nur das Gelübde, das sie in Bagdad abgelegt hatte. Tatsächlich hatte sie gar

keine andere Wahl. Nach London zurückzukehren war keine Alternative, egal wie Sam darüber dachte. Es hieß gewinnen oder sterben. Sie wusste auch, dass sie den Plan, der in ihrem Kopf Gestalt angenommen hatte, nur

mit einem weiteren Verbündeten erfolgreich ausführen konnte. Nach ein paar weiteren Minuten des Überlegens und einer Schale Müsli von Madame Jaccard wählte sie Helen Copakens Nummer in London.

«Hallo», sagte sie, als

ihre Freundin abnahm. «Weißt du, wer hier ist?»

«Ich glaub schon», brüllte Helen ins Telefon. «Rede mit mir, damit ich weiß, dass du nicht tot bist.»

«Ich bin nicht tot. Ich hab’s in die Schweiz

geschafft, und mir geht's gut, und ich habe ungefähr fünftausend Dollar mit deiner Kreditkarte ausgegeben.»

«Kein Problem wegen der Kreditkarte. Ich werde einfach behaupten, du hättest sie gestohlen. Aber ich muss dir sagen, du

wirst von einer Menge Leute gesucht. Ein paar Stunden nachdem du weg warst, kam hier ein unheimlicher Typ vorbei, und am nächsten Tag ist die Polizei aufgetaucht und hat Fragen gestellt. Und da sind auch noch andere

Typen gekommen, die ganze Woche lang. Sah übel aus.»

«Was hast du ihnen gesagt?»

«Nichts. Ich habe gesagt, ich hätte keine Ahnung, wovon sie reden. Ich hätte dich seit Wochen nicht mehr gesehen. Aber

nervös haben sie mich schon gemacht. Ist wirklich alles in Ordnung?»

«Ja, bestens. Aber ich brauche nochmal etwas Computer-Nachhilfe. Hast du ein paar Minuten Zeit?»

«Sicher. Was brauchst du jetzt für Tipps?»

«Die gleichen wie vorher. Einbruch.»

«Bravo! Wie verlief die letzte Eskapade? Haben meine Tricks alle funktioniert?»

«Vorzüglich. Ich scheine für diese Art von Arbeit sogar eine richtige Begabung zu haben.»

«Herzlichen Glückwunsch. Ich hab doch gewusst, dass es in dir steckt. Und was ist dein nächster Coup?»

«Ich will eine Milliarde Dollar stehlen.»

«Gut so! Halt dich nicht mit halben Sachen auf.

Wag es.»

«Das ganze ist natürlich rein hypothetisch.»

«Natürlich. Und ich habe sowieso kein Wort von dem geglaubt, was du mir erzählt hast. Also schieß los.»

«Okay. Angenommen, jemand hat vor, eine

Milliarde Dollar telegraphisch zu transferieren. Und angenommen, du kennst den Namen und die Kontonummer der Schweizer Bank, von der das Geld abgehoben wird. Und du kennst den Namen

des Supervisors dieser Bank und den Telexanschluss, den sie benutzen, um telegraphische Überweisungen zu tätigen.»

«Alles klar. Bis jetzt kann ich dir folgen.»

«Und sagen wir, du

kennst auch die Namen und Kontonummern von acht kleinen Banken in entlegenen Orten, wohin das Geld deiner Vermutung nach überwiesen werden soll. Und du kennst die Telexnummern, die sie für

Telexüberweisungen verwenden.»

«Alles klar. Macht Spaß. Weiter.»

«Und sagen wir, du willst – immer noch rein hypothetisch – so viel von dem Geld, das an die acht Banken überwiesen wird, woandershin umleiten.»

«Wohin, hypothetisch?»

«Auf ein anderes Nummernkonto irgendwo. Meine Frage ist also, wie würdest du das machen?»

«Ohne mich erwischen zu lassen?»

«Genau. Ohne dich erwischen zu lassen.»

Es wurde still in der Leitung, während Helen sich das Problem durch den Kopf gehen ließ. «Es gibt nur eine Möglichkeit, wie du das schaffen könntest», sagte sie nach zwanzig Sekunden. «Rein hypothetisch.»

«Und die wäre?»

«Die Banken so zu linken, dass sie das Geld freiwillig ausspucken.»

«Gut, aber wie würdest du das machen?»

«Das ist das Problem. Das weiß ich nicht.»

Lina machte ein langes Gesicht. «O Helen! Ich hab

fest mit dir gerechnet.»

«Aber ich kenne jemand, der es wissen könnte. Er heißt Leo Grizzardi. Er lehrt in Purdue. Wenn es irgendjemand gibt, der rauskriegen kann, wie man so einen Coup abzieht, dann Grizzardi.»

«Wie kann ich ihn

erreichen?»

«Versuch's erst gar nicht. Er ist extrem seltsam. Er schreit die Leute an und spricht in Initialen und verhält sich jedem gegenüber wie ein Ungeheuer, aber mit mir redet er.»

«Wieso redet er mit dir?»

«Weil er in mich verliebt ist! Wieso macht man überhaupt etwas für jemand andern? Gib mir deine Nummer. Ich ruf dich in ein paar Minuten zurück, wenn ich mit Grizzardi gesprochen habe.»

Als Lina mit Helen fertig war, wandte sie sich ihrer nächsten Aufgabe zu. Sie wühlte in ihrer Handtasche nach der Visitenkarte von Frederick Behr, dem amerikanischen

Wirtschaftsprüfer, der sie am Abend ihrer Ankunft in Genf in der Bar des Beau Rivage angesprochen hatte. Sie wählte die Nummer von seinem Büro und gab sich diskret als «eine Bekannte von Mr. Behr» aus. Die Sekretärin stellte sie sofort

durch.

«Hallo, Fred», sagte sie. «Hier ist Helen. Erinnern Sie sich an mich?»

«Natürlich. Mein Gott, wie könnte ich Sie vergessen? Die unglaublich schöne Helen, die Frau meiner Träume.»

«Tut mir leid, dass ich neulich so plötzlich verschwinden musste. Wie ging es mit diesem schrecklichen Mann weiter, der mich verfolgt hat?»

«Passabel», sagte Fred. «Ein unangenehmer Bursche. Palästinenser, wie er behauptet hat. Ich

kam mir lächerlich vor, als ich ihm meine Geschichte erzählt habe.»

«Was war denn Ihre Geschichte?»

«Dass ich Sie in einer Bar kennengelernt und mit Ihnen meinen Club besucht habe. Dass ich Sie

zuerst für eine Edelnutte gehalten hätte, aber später, als Sie nicht mit mir schlafen wollten, zu dem Schluss gekommen sei, dass sie bestimmt ein Cop sind. Er war offenbar der Meinung, dass Sie so was wie eine israelische Spionin seien, aber ich habe ihm

gesagt, das sei lächerlich. Und ich habe ihm auch gesagt, Sie würden Helen heißen. Tut mir leid, aber das musste ich.»

«Das ist okay. Ich heiße nicht wirklich Helen.»

«Das habe ich schon irgendwie geahnt. Das ist

mit ein Grund, warum ich Sie mag. Sie sind so eine entzückende Lügnerin. Wann kann ich Sie wiedersehen?»

«War es das, was Sie sich unter einem Rendezvous mit viel Spaß vorgestellt haben?»

«Absolut. So viel Spaß

hatte ich seit Jahren nicht mehr. Meine Lieblingsstelle war, als ich Ihren Fuß halten und Sie über die Mauer heben durfte. Ich habe davon geträumt.»

«Wie schön. Wie haben Sie eigentlich erklärt, dass ich über den Zaun

gesprungen bin?»

«Ich habe gesagt, Sie würden jemanden verfolgen. Deshalb hat er gemeint, Sie wären Spionin. Sind Sie denn eine?»

«Nein.»

«Schade. Sie würden eine sehr gute abgeben.

Haben Sie bei Ihrer Geldsuche Glück gehabt?»

«Noch nicht. Aber ich bin schon näher dran. Deswegen rufe ich übrigens an. Ich brauche etwas finanzielle Hilfe.»

«Ich bedaure, das zu hören. Geld ist so

langweilig. In der Schweiz schwimmt sowieso schon zu viel davon rum. Ich dachte, Sie rufen an, weil Sie mich wiedersehen wollen.»

«Wir werden uns wiedersehen, Fred, Liebster, wenn Sie mir helfen.»

«Dann stehe ich zu Ihren Diensten. Was möchten Sie von mir?»

«Ich möchte von Ihnen, dass Sie für mich ein Nummernkonto eröffnen. Sofort, heute.»

«Ich fürchte, das läuft nicht, mein wilder,

schurkischer Liebling. Normalerweise braucht man mindestens einen Tag, um ein Nummernkonto zu eröffnen. Die Schweizer sind angehalten, ‹gebotene Vorsicht› walten zu lassen, was immer das heißen mag. Können Sie bis

morgen warten?»

«Nein. Ich weiß, es klingt absurd, aber ich brauche es heute. Gibt es irgendeine Möglichkeit, die Dinge zu beschleunigen?»

«Ja, mein Liebling, wenn Sie es unbedingt haben müssen, ist es möglich.

Frederick Behr kann alles.»

«Wie, wenn man einen Tag braucht, um ein Konto zu eröffnen?»

«Liebe verleiht einem Mann ungeahnte Kräfte.»

«Kommen Sie, Fred. Wie schaffen Sie das?»

«Ich gebe Ihnen einfach

eins von meinen, so schaffe ich das. Ich habe mehrere Nummernkonten auf der hohen Kante für Klienten, die, sagen wir, eine dringende Angelegenheit haben. Das machen alle Wirtschaftsprüfer in Genf.

Erzählen Sie es nicht weiter, aber es stimmt.»

«Fred, Sie sind ein Schatz.»

«Sagen Sie mir, dass Sie mich wie wahnsinnig lieben.»

«Ich liebe Sie wie wahnsinnig. Wie lautet die Kontonummer?»

«Moment, ich schau gerade nach. Wie wär’s mit einem bei der Union de Banques Suisses? Sehr groß, sehr ordentlich, sehr diskret. Die Nummer lautet, Moment, die Nummer ist OL 717.045. Also Omaha, Lima, sieben-

eins-sieben-Punkt-null-vier-fünf. Haben Sie das?»

«Ja. Ich hab’s. Ich brauche noch eine Sache. Wie lautet die Bankleitzahl für die UBS Genf?»

«Ach, kommen Sie. Brauchen Sie die wirklich? Na ja, wahrscheinlich schon. Also, mal sehen.

Hier ist sie, ja: 100.93.112.72. Haben Sie das?»

«Ja. Sie sind ein Engel, Fred. Und die werden bei der UBS keine Fragen stellen? Weil im Laufe des nächsten Tages oder so möglicherweise ziemlich

viel Geld auf dieses Konto kommen wird.»

«Nein. Wenn's um Geld geht, stellen die Schweizer nie Fragen. Das ist eines ihrer Betriebsgeheimnisse.»

«Und was ist, wenn Ihnen jemand irgendwelche Fragen über

mich stellt? Zum Beispiel die Schweizer Polizei. Was werden Sie denen sagen?»

«Nichts. Außer dass Sie garantiert keine Prostituierte sind.»

«Werden Sie denen sagen, dass ich heute angerufen und Sie um ein

Nummernkonto gebeten habe?»

«Auf keinen Fall. Das würde mich doch verdächtig erscheinen lassen, wie einen Mann, der sich hoffnungslos in eine gefährliche Frau verliebt hat.»

«Dann sehen wir uns

bald.»

«Wann? Ich möchte Ihnen wieder unters Kleid gucken. So bald wie möglich.»

«Das weiß ich nicht. Ich melde mich. Und jetzt hören Sie mal zu. Trinken Sie nicht zu viel. Das tut

Ihnen nicht gut.»

«Okay, mein Liebling. Was immer Sie sagen.»

Sie schickte ihm eine Kusshand übers Telefon.

Eine halbe Stunde später rief Helen an. Der große Grizzardi hatte tatsächlich einen Plan ausgeheckt. Diesmal

machte Lina sich sorgfältige Notizen, und wenn sie nicht verstand, was Helen sagte, bat sie sie, es zu wiederholen. Es machte ihr nichts aus, wenn sie dumm wirkte. Als Helen damit fertig war, Lina Grizzardis Plan zu

erläutern, las Lina noch einmal ihre Notizen vor, um sicherzugehen, dass sie alles verstanden hatte. Als sie fertig waren, verkündete Helen, sie sei gerade dabei, in ihrem Feminist Alien Invaders noch ein weiteres Element einzubauen. Es sei eine

zusätzliche Spielebene, die Maid Marians Rache heiße und bei der die Feminist Alien Invaders versuchen würden, reichen Männern große Geldsummen zu stehlen, um sie armen Frauen zu geben. Oder einfach selbst zu behalten.

Grizzardis Lösung war, auf ihre perverse Art, naheliegend. Es sei viel leichter, sich elektronisch als jemand anderer auszugeben als physisch, erklärte Helen. Man brauche sich nicht um solche komplizierten

Probleme Gedanken zu machen wie Haarfarbe, Tonfall oder Fingerabdrücke. Man brauche nur die richtigen Nummern, die Lina offenbar hatte. Von Vorteil war auch, dass Linas Ziele kleine Banken waren.

Große Banken hatten ausgeklügelte Systeme, um den nichtautorisierten Zugang zu Konten zu verhindern. Wenn ein Kunde eine größere Umschichtung von Geldern per Telex verlangte, bestand die Bank darauf, mit einem Prüf-Algorithmus

die Authentizität des Transfers zu bestätigen. Bei den meisten großen Banken wurde auch verlangt, dass jeder größere Transfer von Geldsummen von zwei Personen abgezeichnet wurde.

Aber bei kleinen Banken lief das Grizzardi zufolge anders. Die benutzten keine raffinierten Computersysteme mit Prüf-Algorithmen und verschlüsselten Daten. Die verfuhren mit telegraphischen Überweisungen auf die

altmodische Art, mit schlichten, telegraphierten Anweisungen. Sie handelten auf Vertrauensbasis, was ihnen zum Verhängnis würde. Das hieß, Lina brauchte nur noch Glück.

Lina stellte ihren Laptop

auf und steckte das Modemkabel in die Telefonbuchse. Als Erstes veränderte sie die Baud-Rate des Modems, verlangsamte sie auf die Fünfzig-pro-Minute-Rate, wie sie von einem Telex verwendet wurde, anstatt der 1200, 2400 oder 9800

Baud, die für moderne Datenkommunikation benutzt wurden. Nach Grizzardis Plan musste Linas Computer zu einem Telex werden, und sich selbst musste sie in einen imaginären Techniker in einem imaginären

Telekommunikationsraum verwandeln. Nachdem sie das Modem justiert hatte, tippte Lina sorgfältig acht verschiedene Telex-Mitteilungen, die an die acht Banken gerichtet werden sollten, die Hammud in seiner Datei aufgelistet hatte. Sie nahm

an, dass dies Hammuds Fluchtluken waren.

Das erste Telex, das sie aufsetzte, war an die Tariqbank in Bahrain adressiert. Lina kombinierte Informationen von Hammuds privaten Dateien mit anderen

Details, die sie sich aus Crédit Merciers Jahresbericht und dem internen Telefonverzeichnis herausgepickt hatte. Die Mitteilung hatte folgenden Wortlaut:

Telex No. 9191.

Answerback: Tariq BN

To: Tariqbank

48, King Faisal Road,

Manama, Bahrain

z.Hd.: M. Abdullah

Mahdi,

Geschäftsführer

Betr.: Transfer von

Crédit Mercier Kto.Nr.

Z 068621

Whl. Z 0686 21 zu

Tariqbank Kto.Nr. # TL8078 Whl. TL8078 über Crédit Mercier tlex # 90951 Mercier Ch.

Bitte transferieren von

Tariqbank Kto.Nr.

TL8078 Whl. TL8078 zu Union Banques Suisses Kto.Nr. # OL 717.045 Whl. OL 717.045 in Genf, BLZ 100.93.112.72 Whl. 100.93.112.72.

Dieser Transfer durch Kontoführungsberechti veranlasst, N. A.

Hammud, Whl. N. A. Hammud.

Für Bestätigung bitte Unterzeichner anrufen, Bevollmächtigter des Kontoinhabers, unter 41-22-333-4788.

Gez. Frank Hoffman.

Lina bereitete sieben ähnliche Mitteilungen vor, änderte nur jeweils die Namen, Kontonummern und andere Details der Empfängerbanken. Als Bestätigungsnummer gab sie immer Madame Jaccards Nummer von der

Pension an. Als sie die Mitteilungen fertig hatte, schickte sie eine nach der anderen per ITT ab. Dann lehnte sie sich zurück, um auf die Antworten zu warten, reichlich zufrieden mit sich selbst. Das Täuschungsmanöver musste nicht bei allen

Banken funktionieren. Wenn es nur bei einer funktionierte, würde Lina schon auf einem Vermögen sitzen.

Lina hatte noch zwei kurze Anrufe zu erledigen. Sie wählte noch einmal Fred Behrs Nummer bei

dem Wirtschaftsprüfungsunterne und schnurrte sich durch eine letzte Bitte durch. Innerhalb der nächsten achtundvierzig Stunden, sagte sie zu Fred Behr, würde er einen Anruf aus London bekommen, von jemandem, der seinen

Namen mit Helen angeben würde. Und ja, so heiße diese Person wirklich. Die richtige Helen würde ihm die Nummer eines neueröffneten Bankkontos bei irgendeiner Bank geben. Wäre Fred ein Schatz und würde alles,

was sich auf dem Konto bei der UBS befände – egal wie viel es sei –, auf das Nummernkonto überweisen, das Helen ihm nannte? Fred, der inzwischen so verzaubert von Linas Durchtriebenheit war, dass er wie ein Jojo an der Strippe hing,

versprach, es zu tun – sofort –, wie viel auch immer es sein mochte.

Dann rief Lina Helen ein letztes Mal an und fragte sie, ob sie bereit sei, ihr erstes Spiel von Maid Marians Rache zu spielen. Sie erklärte, Helen solle

sofort ein Nummernkonto eröffnen, und zwar bei einer Bank, die Edgbank hieß und ihren Sitz auf der Kanalinsel Jersey hatte – ein Name, den sie von der Liste auf der letzten Seite von Merciers Jahresbericht ausgewählt hatte. Die Telefonnummer sei 0534-

36-143. Helen solle diese Nummer anrufen und ein Konto eröffnen, sowie das Gespräch mit Lina beendet war. Wenn sie dafür nach Jersey musste, dann solle sie das tun.

Wenn das Konto eröffnet sei, so wies Lina

Helen an, solle sie zu einer Telefonzelle gehen und einen Mr. Behr in Genf anrufen, ihm ihren Vornamen nennen und ihm die Nummer des Kontos bei der Edgbank durchgeben. Er würde Geld überweisen. Möglicherweise sehr viel

Geld. Lina würde Helen später benachrichtigen, was damit geschehen solle.

«Das ist kein Spiel?», fragte Helen.

«Nein», sagte Lina. Es war kein Spiel.

Lina hatte neunzig Minuten gewartet, als die erste Bank die Bestätigungsnummer anrief, um wegen des Telex nachzufragen. Es war ein Mann mit einem spanischen Akzent, der sich als Stellvertretender Geschäftsführer der

Bancobraga in Panama vorstellte.

«Ist Señor Hoffman zu sprechen?», fragte er.

«Nein, er ist in der Mittagspause. Ich bin seine Assistentin. Kann ich Ihnen helfen?»

«Ich rufe wegen einer

telegraphischen Überweisung an.»

«Ja. Mr. Hoffman hat mir entsprechende Anweisungen gegeben, bevor er gegangen ist. Ich nehme an, es handelt sich um den Betrag, der von Crédit Mercier überwiesen wurde und der auf ein

Konto bei der Union de Banques Suisses transferiert werden soll?»

«Señor Hoffman hat Ihnen von dieser Überweisung erzählt?»

«Ja. Er hat mich beauftragt, die Überweisung zu

bestätigen, falls Sie anrufen.»

«Aber wissen Sie, es ist eine sehr große Überweisung. Es sind einhundertachtundvierzig Millionen Dollar.»

«Ja, ich weiß. Mr. Hoffman hat Anweisung von Nassir

Hammud, das Geld unbedingt heute noch zu bewegen. Es ist sehr wichtig.»

«Nun ja, ich weiß nicht. Normalerweise verlangen wir eine schriftliche Genehmigung für einen so großen Transfer, aber

wenn Señor Hoffman Ihnen diese Anweisungen gegeben hat, dann ist es wohl in Ordnung. Wir werden sehen, was wir tun können.»

«Vielen Dank», sagte Lina. «Mr. Hoffman wird Ihnen für Ihr Entgegenkommen dankbar

sein.»

Sie legte sich aufs Bett zurück und schloss die Augen. Es war alles so schnell gegangen, dass sie es nicht ganz glauben konnte: Sie hatte Nassir Hammud 148 Millionen Dollar aus der Tasche

gezogen. Das Geld wäre bald aus seinem Käfig befreit. Sie stellte es sich vor: Millionen von Dollarscheinen, die schwerelos gen Himmel schwebten und wieder herabfielen in die Hände der bemitleidenswerten Insassen des Qasr al-

Nihayya. Die grausame Schwerkraft, die das Geld des Herrschers in seiner Umlaufbahn gehalten hatte, war gebrochen, wenn auch nur für einen Augenblick. Sie wünschte sich, Nabil Jawad wäre jetzt da, um mit ihr zu

feiern.

41

Lina wartete noch zwei Stunden lang in ihrem Bau, leicht benommen durch das, was sie getan hatte. Keine der anderen sieben Banken rief an, und sie wurde des Wartens schließlich müde.

Außerdem erkannte sie, dass sie Sam Hoffman ein letztes Mal sehen musste. Sie konnte nicht einfach in die Nacht verschwinden. Sie musste sich von ihm verabschieden, bevor das Feuerwerk begann und sie untertauchen musste. In seinem Hotelzimmer

meldete sich niemand, aber sie wusste, dass er früher oder später zurückkommen würde, und so beschloss sie, hinzugehen und dort auf ihn zu warten. Sie suchte ein paar Toilettenartikel und frische Unterwäsche

zusammen und packte sie in die Reisetasche. Auf dem Weg nach draußen ging sie noch kurz zu Madame Jaccard und sagte ihr, falls jemand anrief und einen Frank Hoffman verlange, solle sie sich den Namen geben lassen und sagen,

Mr. Hoffman würde zurückrufen. Es sei ein Spiel, das sie mit einigen ihrer Freunde von der Uni spiele, sagte sie. Sie tue so, als sei sie Mr. Hoffman, und die anderen taten so, als wären sie Bankiers.

Madame Jaccard nickte bloß. Solange sie im Voraus bezahlt wurde, war’s ihr recht.

Unten in der Straße fand Lina ein Taxi in einer Schlange. Sie ließ es ein kleines Stück hinterm Intercontinental halten, in der Nähe des

Lieferanteneingangs auf der Rückseite. Dahinter steckte die Überlegung, dass die Iraker, falls das Hotel von ihnen überwacht wurde, wahrscheinlich vorne waren, nicht hinten bei den Dienstboten. Sie waren elitär, die irakischen

moukhabarat. Sie ließ den Blick über die Laderampen schweifen. Das Gelände war menschenleer. Sie huschte über die Anlieferungsstraße zum Personaleingang und schlüpfte durch die Tür. Gleich dahinter saß ein Mann in einer Kabine. Lina

wedelte mit ihrem Zimmerschlüssel, eine Entschuldigung murmelnd, dass sie nächstes Mal den Haupteingang benutzen werde, und der Mann winkte sie durch. Ein paar Dutzend Meter weiter hinten fand sie den

Lastenaufzug und fuhr damit in den achten Stock.

Der Korridor war leer. Lina schlich zu Sams Suite. Sie geriet einen Moment in Panik, als die Aufzugglocke klingelte, aber es waren nur zwei sehr laute Amerikaner, die darüber redeten, wie teuer

die Schweiz sei. Sie setzte ihren Weg fort den Korridor entlang, bis sie zu Sams Suite kam. Sie steckte ihren Schlüssel ins Schloss, drehte den Türknauf, trat in das dunkle Zimmer und setzte ihre Reisetasche gleich

neben der Tür ab. Sie tastete nach dem Lichtschalter und knipste ihn an. Der Schrei blieb ihr im Hals stecken.

Die Suite war auseinandergenommen worden, und zwar buchstäblich. Die Couch und die Sessel waren

aufgeschlitzt und die Füllung herausgerissen worden. Die Matratze im Schlafzimmer war ebenfalls aufgeschlitzt, und der Federkern war von einem Ende zum anderen aufgerissen worden. Die Kommodenschubladen

waren alle herausgerissen und ihr dürftiger Inhalt über den Boden verteilt. Es war das grauenhafte Bild willkürlicher Gewalttätigkeit, die ein irakisches Markenzeichen war. Lina wollte sofort flüchten, aber als sie begriff, dass die Suite leer

war, blieb sie einen Moment wie erstarrt stehen und versuchte, klar zu denken. Sie suchten offenbar irgendwas, aber was? Die Antwort machte ihr Angst. Hammuds Männer mussten ihren Computerüberfall auf ihren

Schatz schon entdeckt haben. Eine der Banken musste bei ihm oder bei Mercier nachgefragt haben, um sich den Transfer bestätigen zu lassen. Sie blickte wieder auf die verwüstete Hotelsuite. Es war offensichtlich, dass die

Genfer Regeln nicht mehr galten.

Lina ging zur Tür zurück und öffnete sie einen Spalt. Der Flur war immer noch leer. Sie würden bald wiederkommen. Sie musste weg. Sie trat hinaus und machte die Tür

zu. Ihre Reisetasche ließ sie im Zimmer, sie würde sie nur behindern. Sie rannte den Flur entlang, zurück zum Lastenaufzug. Dort saß ein türkisches Zimmermädchen und rauchte eine Zigarette. Lina drückte den Knopf des Lastenaufzugs. Das

Zimmermädchen schüttelte den Kopf. «Nicht erlaubt. Nicht erlaubt», sagte sie. Weiter hinten im Flur klingelte wieder die Glocke. Diesmal sprachen die Männer, die herauskamen, Arabisch.

«Still!», raunte Lina dem

Mädchen zu. Sie griff in ihre Brieftasche, fand einen Fünfzig-Franc-Schein und gab ihn der Türkin. «Kein Wort!»

Die arabischen Stimmen wurden lauter. Sie mussten wieder in Sams Suite sein. Wo blieb nur der verdammte

Lastenaufzug? Einer der Araber brüllte einen Fluch. Er musste Linas Tasche entdeckt haben. Es gab Krach und noch mehr Gebrüll. Sie schrien sich gegenseitig an, während sie nach Lina suchten.

Schließlich klingelte die

Glocke des Lastenaufzugs, und die Tür ging auf. Lina sprang hinein und drückte den Knopf zum Erdgeschoss. Die Araber rannten jetzt. Sie hatten die Glocke gehört. Gerade als die Aufzugtür endlich zuging, sah Lina ihre Gesichter. Hammuds

Männer stürzten mit aufgerissenen Mündern und mit der Wildheit von Jagdhunden auf die Aufzugtür zu. Einer packte das türkische Zimmermädchen und schleuderte es gegen die Wand. Die arme Frau hielt

immer noch ihren Fünfzig-Franc-Schein in der Hand.

Der Aufzug fuhr langsam nach unten, aber er erreichte das Erdgeschoss, ohne stehen zu bleiben. Als die Tür aufging, stürzte Lina an einem Zimmerkellner vorbei auf den

Personaleingang zu. Sie rauschte an dem Schweizer Portier vorbei hinaus auf die Laderampe. Das Gelände war immer noch menschenleer. Hinter dem Hotel sah sie Wald und rannte darauf zu, kletterte über einen

niedrigen Zaun und durchquerte dann das Waldstück. Sie blieb erst stehen, als sie nach einem knappen Kilometer eine kleine Seitenstraße erreichte.

Ein einsamer Citroën kam das schmale Sträßchen

entlanggetuckert. Lina sprang vor das kleine Auto. Der Fahrer schrie auf Französisch, als plötzlich in seinem Scheinwerferlicht eine verzweifelte Frau auftauchte, wie eine Entlaufene aus einer

Irrenanstalt.

«S'il vous plaît!», schrie sie und drückte die Handflächen wie im Gebet aneinander. «Bitte!»

Der alte Mann am Steuer musterte sie skeptisch und machte ihr dann die Tür auf. Er bot ihr eine Zigarette an, und als

er sah, dass sie zitterte, sogar seinen Mantel. Er schien so erleichtert zu sein, dass sie doch keine Irre war, dass er sich bereit erklärte, sie bis zum Güterbahnhof zu fahren, auf der anderen Seite der Rhône. Unterwegs, als sie

Richtung Intercontinental fuhren, sah sie das Blaulicht der Polizei, aber Lina achtete nicht darauf. Es gehörte zu einer Welt, aus der sie im Begriff war zu verschwinden.

Sam Hoffman kehrte kurz vor zehn ins Hotel

Intercontinental zurück, nach einem langen, lauten Abendessen mit seinem Vater in einem überteuerten Restaurant, bei dem der alte Mann eine Menge getrunken hatte und Sam nichts. Die Abstinenz seines Sohnes

schien Frank Hoffman sogar noch anzustacheln. «Empörende Mittelmäßigkeit!», brüllte er immer wieder und schlug mit der Faust auf den Tisch, während er verschiedene CIA-Katastrophen beschrieb, bis der Chefkellner ihn

bitten musste, ruhig zu sein. Der Höhepunkt des Abends war die Ankunft des Geigers. Frank ließ den Blick durch den Saal schweifen, und als er feststellte, dass er zum größten Teil mit Arabern gefüllt war, rief er laut:

«Spielen Sie Hava Nagila!» Der Geiger versuchte, die Bitte zu ignorieren, aber Frank rief wieder: «Spielen Sie Hava Nagila, verdammt nochmal!» Als der Geiger stattdessen anfing, «The Sound of Music» zu spielen, sprang Frank auf.

«Spiel ‹Hava Nagila›, du Wichser.» Der Geiger begann widerstrebend, das Lied zu spielen, so leise er konnte. Mehrere Araber verließen aus Protest den Saal.

«Ich dachte, du kannst die Israelis nicht leiden»,

sagte Sam.

«Stimmt. Aber die Araber kann ich genauso wenig leiden. Ich kann die Scheiße nicht mehr ertragen, die die verzapfen.»

Frank klatschte zum Lied mit und sang den «Ra-na na-na-na-na»-Teil

selbst; Buhrufe von einigen verbleibenden arabischen Gästen waren die Reaktion. Als das Lied zu Ende war, meinte Sam, es sei Zeit zu gehen. Frank schlug einen Besuch im Casino de Genève vor und bot an, seinem Sohn

zehntausend Dollar zu geben, wenn er mitkomme und ihm Gesellschaft leiste. Aber Sam sagte nein, es sei spät und er habe noch eine Verabredung im Hotel.

Als sein Taxi sich dem Hoteleingang näherte, sah

Sam das Blaulicht der Polizei vor dem Intercontinental. Im Foyer war ein Pulk Schweizer Polizisten, die den Geschäftsführer des Hotels befragten. In Sams Herz war plötzlich Stille, eine Leere, eine

Feuchtigkeit. Er ging zum Aufzug. Im achten Stock waren noch mehr Polizisten, und er musste seinen Zimmerschlüssel vorzeigen, um an der Wache vorbeizukommen. Als er den Flur hinunterging, spürte er, wie sich ihm die Kehle

zuschnürte und das Gewicht der Angst auf diese leere Stelle in seiner Brust herabstürzte. Er drehte den Knauf. Das Licht brannte noch.

«Um Gottes willen!», sagte er leise. Er stolperte in den verwüsteten Salon,

dicht übersät mit den Fetzen, die aus jedem Stück Stoff und der Möbel herausgerissen worden waren, und stieg über die zerschnittenen Sofakissen ins Schlafzimmer. Er zog die aufgeschlitzte Matratze zur Seite, um darunter nachzusehen, und ging

dann ins Badezimmer, schob den Duschvorhang zur Seite, um die Wanne zu überprüfen. Er suchte unbewusst nach einer Leiche. Als er fertig war, ging er den gleichen Weg wieder zurück, sah in den Wandschränken nach, bis

er wieder an der Tür war.

Dann entdeckte er die Reisetasche. Er machte sie auf. Ein Büstenhalter, ein Slip, eine Zahnbürste, eine Haarbürste. Er stieß einen Fluch aus und rief dann den Polizeibeamten, der weiter hinten im Flur stand. Er kam

herbeigerannt.

«*Merde!*», sagte er, als er das Trümmerfeld sah. Als Sam ihm die Reisetasche mit den Frauensachen darin zeigte, benachrichtigte der Polizist sofort per Funk einen seiner Kollegen, die unten

waren. Er nahm Sam bei der Hand und führte ihn nach unten. Seine Stimme hatte einen sanfteren Tonfall angenommen, als wolle er Sam auf etwas Unangenehmes vorbereiten.

«Wo gehen wir hin?», fragte Sam. Er sah in die

Augen des Polizeibeamten, und ihm wurde mit diesem weichen, bestätigenden Blick geantwortet, der uns sagt, das unsere Ängste berechtigt sind.

«Es ist eine Frau erschossen worden», sagte der Polizeibeamte.

«Wir haben ihre Leiche im Wald hinter dem Hotel gefunden.» Erst dann schrie Sam, vor Entsetzen, vor Wut über seine eigene Dummheit. Er hatte das Gefühl, in einem plötzlichen Anfall von Klarheit, als habe er Lina vom allerersten Moment,

da er ihr begegnet war, zu dieser Stelle im Wald geführt.

Ein Kordon Schweizer Polizisten umringte Sam Hoffman, als er das Hotel durch den Hintereingang verließ. Er war benommen, mit versteinertem Gesicht,

wie ein Gefangener, der zu seiner Hinrichtung geht. Leute sagten Dinge zu ihm, aber er hörte nichts. In seinem Kopf war ein leeres Knistern, wie der Klang von statischer Elektrizität auf einem Pullover. Die Leiche lag auf dem Gesicht, teilweise mit

einer Decke bedeckt. Sam sah zuerst die weißen Schuhe mit Gummisohle, dann das Schwarz der Dienstmädchenuniform und dann das Gesicht.

Das Schlimmste war, dachte er später, wie erleichtert er gewesen war,

als ihm klar wurde, dass die Tote jemand anders war. «Sie lebt», murmelte er. Ein Polizeibeamter legte schützend den Arm um Sam, im Glauben, er habe den Verstand verloren. «Sie lebt.»

Die Leiche, die

zusammengekrümmt auf dem rohen Bett von Moos hinter dem Hotel lag, war die des türkischen Zimmermädchens, das die Abendschicht im achten Stock gemacht hatte. Sie war mit dem Pistolenknauf geschlagen und dann in

den Kopf geschossen worden. Im Mund der Toten hatte die Polizei einen zerknüllten Fünfzig-Franc-Schein gefunden. Während Sam die Leiche betrachtete, dachte er an Lina und was sie mit ihr machen würden, wenn sie sie wieder nach Bagdad

geschafft hatten.

Die Schweizer Polizei verhörte Sam über eine Stunde lang. Sie brachten ihn zu seiner Suite zurück, ließen ihn seine Geschichte wiederholen und drohten halbherzig, ihn festzunehmen, weil er den

Namen einer nicht existierenden Ehefrau angegeben hatte. Sam erzählte ihnen nur den kleinsten Bruchteil dessen, was er über die Ereignisse der vergangenen Tage wusste. Die Zeit war noch nicht reif dafür. Er musste nachdenken. Es kamen

immer wieder neue Polizeibeamte mit neuen Fragen und neuen Formularen. Im Flur wartete jemand vom amerikanischen Konsulat. Sam konnte sich schließlich loseisen, indem er sagte, dass er sich

krank fühle. Es war nicht gelogen.

42

Es meldete sich niemand, als Sam Hoffman im Foyer des Noga-Hotels bei seinem Vater anrief. Sam sah zuerst in der Bar nach, in der Hoffnung, Frank dort sitzen zu sehen, wie Humpty Dumpty auf einem

Pilz, einen Cognac schlürfend und seinen Mitsäufern irgendeine abwegige, freierfundene Geschichte über seine Abenteuer im Nahen Osten erzählend. Aber der Barkeeper sagte, Mr. Hoffman sei den ganzen Abend nicht da

gewesen. Als Nächstes versuchte Sam es im Casino, hoffte, er würde seinen Alten über das Geländer des Würfeltisches gelehnt sehen, im Begriff, den Würfel zu beschwören. Aber dort war er auch

nicht. Sam rief wieder oben in seinem Zimmer an, aber es meldete sich immer noch niemand. Er versuchte es in Asad Barakats Zimmer, spekulierte darauf, dass Frank vielleicht dort war und mit seinem Freund noch einen Schlaftrunk zu

sich nahm. Aber auch dort war niemand zu erreichen. Mit einer bösen Vorahnung ging Sam zum Empfang.

«Mein Vater geht nicht ans Telefon», erklärte er dem Nachtportier. «Er ist ein alter Mann, und ich mache mir Sorgen, dass

ihm was passiert ist.»

Der Nachtportier bat um Sams Ausweis, prüfte ihn kurz, nahm dann einen Zweitschlüssel und begleitete Sam zum Zimmer hinauf. Er war ein umständlicher Mann, ordentlich und genau. Als sie vor Franks Tür

standen, klopfte der Portier leise an, dann fester. Während Sam neben ihm stand, glaubte ein Teil von ihm immer noch, dass sich die Tür öffnen und sein Vater fluchend in den Flur heraustorkeln würde. Aber die Tür ging nicht auf. Der

Nachtportier klopfte noch einmal und wandte sich dann zu Sam. «Wir werden nachsehen.» Er steckte den Schlüssel ins Schloss und drehte ihn.

Sam betrat den Raum als Erster und rief unsicher: «Dad?» So wie es ein kleiner Junge im

Dunkeln sagen würde.

Das Erste, was Sam sah, war Asad Barakats Körper, der in der Mitte des Zimmers mit dem Gesicht nach unten ausgestreckt lag. Um den Kopf hatte sich eine kleine Blutlache gebildet. «O

mein Gott!», sagte Sam. Ihm war schwindlig. Ein paar Meter von Barakats Kopf entfernt lag ein Ohr. Es war ihm abgeschnitten und wie ein Stück Knorpel durchs Zimmer geworfen worden. Eine dünne Blutspur war auf dem Teppich entstanden. Der

Nachtportier stand jetzt vor Barakats Leiche und schrie entsetzt auf. Sam ging zur Schlafzimmertür, die ein paar Meter entfernt war, und öffnete sie.

Auf dem Bett lag Frank Hoffman. Die Laken waren hellrot, nass von Blut, das

aus einem Dutzend Wunden tropfte. Sam ging näher und prallte dann zurück. Neben der rechten Hand seines Vaters lag ein kleiner Meißel, nicht breiter als ein Männerfinger, an der Spitze klebten Haut- und Sehnenfetzen. Auf dem Tisch neben dem Bett

lag ein Hammer. Sam war erstarrt, sein Atem setzte aus, kein Laut bildete sich in seiner Kehle. Er zwang sich, sich seinem Vater zu nähern und genauer hinzusehen. Ihm fehlten drei Finger, zwei rechts und einer links. Von jedem

Fuß war ein Zeh abgetrennt worden.

Sam beugte sich über den geschundenen Körper. Er war geknebelt worden, aber als Sam das Ohr an seine Brust legte, konnte er das Herz noch schlagen hören. Er löste den Knebel, und ein

deliriendes Gemurmel kam von Franks Lippen. Sam beugte sich hinab und flüsterte seinem Vater ins Ohr.

«Ich bin's, Vater, Sam. Bitte stirb nicht.»

Frank stöhnte und murmelte wieder etwas,

versuchte, Worte aus einem Körper herauszuzwingen, der wie tot war. Er röchelte einen *K*-Laut heraus, wie jemand, der stottert. «Sch», sagte Sam und streichelte ihm die Wange. Der Alte bewegte seine Hand, als wolle er nach

dem Telefon greifen. Blut tropfte noch von den Stummeln, wo die Finger gewesen waren.

«Nicht bewegen», sagte Sam. «Es wird alles gut. Du wirst es schaffen.»

Der Nachtportier betrat das Schlafzimmer und fing

beim Anblick des zweiten verstümmelten Körpers wieder an zu schreien. Er eilte zum Telefon und rief unten an, um Hilfe zu holen. Seine Panik schien Frank Hoffman wachzurütteln. Der Alte schlug die Augen auf und sah seinen Sohn an,

versuchte wieder, Worte zu bilden, als sei es die letzte notwendige Aufgabe, die es zu erledigen galt, bevor er das Bewusstsein verlor.

«Was ist, Dad?»

«Keine Polizei», flüsterte er. «Ruf meinen Genfer

Vorgesetzten an.» Er murmelte eine Genfer Telefonnummer und machte die Augen wieder zu. Sam küsste seinen Vater auf die Stirn. Die Polizei war schon unterwegs. Ein Krankenwagen war losgeschickt worden. Es

war zu spät, um diese Sache noch diskret abzuwickeln.

Sam Hoffman verbrachte die ersten Stunden nach der Katastrophe in einem Zustand dumpfer Betäubtheit. Das einzig

Wichtige für ihn war, dass sein Vater überlebte. Der Alte wurde ins Kantonale Krankenhaus gebracht und blieb bis zum Morgengrauen im OP. Den Schweizer Ärzten gelang es, zwei seiner Finger wieder anzunähen, beim dritten gaben sie es nach

einiger Zeit auf, und mit den Zehen versuchten sie es erst gar nicht.

Später am Vormittag durfte Sam in das Aufwachzimmer und sich ans Bett seines Vaters setzen. Die Haut des Alten war weich und weiß, fast

durchscheinend. In Nase und Armen hatte er Schläuche stecken; die Krankenschwestern kontrollierten seine Herzfunktion und die Medikamentendosierung. Er gehörte jetzt ihnen. Am späten Nachmittag hatte die Wirkung der

Beruhigungsmittel nachgelassen, und der Chefchirurg machte eine Visite bei ihm. Er erzählte Frank zuerst die gute Nachricht – dass sie zwei Finger gerettet hatten – und dann die schlechte. Nur halb wach, sah Frank

den Arzt an und öffnete die Lippen. «Ich werde Sie verklagen», sagte er schwach.

Am nächsten Morgen bekam Frank Besuch von einem Mann vom amerikanischen Konsulat. Sie unterhielten sich eine

halbe Stunde lang unter vier Augen. Er ging danach zu Sam in die Besucherhalle und schlug ihm vor, draußen einen kleinen Spaziergang zu machen. Er sagte, er heiße Art. Er sah aus wie all die anderen Männer, die

damals in Beirut Sams Vater immer besucht hatten: ein Gesicht, das teigig wirkte von zu viel Alkohol und zu wenig Sonne; ein Blick, der einmal scharf gewesen sein musste, aber jetzt stumpf war wie ein nicht geschliffenes Messer. Sie

verließen das Krankenhaus und gingen Richtung See.

Art sagte, die Polizei habe zwei irakische Geheimdienstbeamte verhaftet, die bei der Mission der Vereinten Nationen in Genf arbeiteten, und sie des

Mordes an Barakat und dem türkischen Zimmermädchen beschuldigt. Frank Hoffmans Name war in den Zeitungen noch nicht aufgetaucht, und beim Konsulat hoffe man, dass dies auch so bleibe. «Das ist eine Schachtel voller

Würmer», wiederholte er mehrmals.

Beim Konsulat sei man der Meinung, sagte Art, es wäre ratsam, wenn Frank Hoffman die Schweiz verlasse, sobald er reisefähig sei. Die Schweizer seien nervös,

und es sei gefährlich, hier zu bleiben. Beim Konsulat – Art bestand darauf, diese Umschreibung zu benutzen – habe man an dem Problem gearbeitet. Es sehe so aus, als könne man mit den Schweizer Behörden eine Abmachung

treffen. Frank und Sam würden der Polizei gegenüber kurze Aussagen machen und versprechen, bei der bevorstehenden Bearbeitung des Falls mit den Behörden zusammenzuarbeiten.

Dafür würden die Schweizer sie ausreisen lassen. In dem Zusammenhang gebe es auch einen Fall von Bankbetrug, in den eine Privatbank verwickelt sei, die von jemandem namens Mercier geleitet werde, sagte Art. Die Schweizer

seien bereit, auch in diesem Fall eine Strafverfolgung bis auf weiteres auszusetzen. Es sei ein sauberer Deal. Die Schweizer wollten die Dose mit den Würmern offensichtlich genauso wenig öffnen wie die

Amerikaner.

«Ich tue alles, was mein Vater will», sagte Sam. Es klang lahm, selbst für ihn, aber es war das, was er tatsächlich empfand. Sein Vater wiederum wollte alles tun, was die amerikanischen Behörden wollten, was die ganze

Sache erleichterte. Die Anwälte kamen, um Aussagen aufzunehmen und Vereinbarungen zu verhandeln.

Zwei Tage später verließen sie Genf und flogen nach Paris, wo Frank ins Amerikanische

Krankenhaus kam. Frank sicherte sich ein riesiges Zimmer, von dem man einen Blick über den vornehmen Vorort Neuilly hatte. In der ersten Woche verbrachte Sam täglich fast vierundzwanzig Stunden am Bett seines Vaters. Sich um den alten

Mann zu kümmern war für ihn eine Art Betäubung, die ihn davon abhielt, an Lina zu denken. Zum Zeitvertreib las Sam seinem Vater vor. Ursprünglich hatte der Alte Das *Tal der Puppen* verlangt, Sam weigerte

sich aber, das zu lesen. Sie einigten sich schließlich auf *Catch-22*. Sein Vater lachte bei den komischen Stellen so heftig, dass Sam ihm die Tränen von den Wangen wischen musste.

Frank lehnte es ab, über die Ereignisse zu

sprechen, die zu der Katastrophe in Genf geführt hatten. Es schien ihm klargeworden zu sein, dass er sich völlig verschätzt hatte; eigentlich schon vor Jahren, aber das ließ sich jetzt nicht wiedergutmachen. Was

konnte man über einen Fehler dieser Größenordnung sagen? Wenn er nichts sagte, nahm er ihm seine Schwere, also schwieg Frank. Die Sache lag hinter ihm, sie hatte ihren Schaden angerichtet, würde allmählich den Fluss

der Zeit hinunterschwimmen, dem Vergessen entgegen. Er wollte auch nicht über seine Folter reden oder erzählen, was Hammuds Leute so dringend aus ihm herausbekommen wollten. Es war vorbei. Wie so viele

in seiner Zunft verfolgte er eine pragmatische Ethik, die aus dem schlichten Rezept bestand: «Das Leben geht weiter». Die Agency kümmerte sich um die Dinge, die rauen Stellen wurden geglättet. Darauf hatte er sein ganzes Leben vertraut,

und das wurde nicht durch fünf Minuten Folter in einem Genfer Hotelzimmer geändert. Sam pflegte die Wunden seines Vaters, las ihm vor und hörte sich seine Tiraden über den Zustand der Welt an. Es war wohltuend. Sam

erkannte schließlich, dass er enttäuscht gewesen wäre, wenn sein Vater sich entschuldigt hätte.

Was Frank in Bezug auf die Ereignisse in Genf äußerte, war einzig und allein eine Bemerkung. Eines späten Nachmittags, nachdem er lange Zeit auf

die Wand seines Krankenzimmers gestarrt hatte, sagte er: «Weißt du was, mein Junge? Diese Freundin von dir war ein verdammt gewieftes Miststück.»

Eines Morgens, als Sam

sich dem Krankenhaus näherte, sah er einen Mann, der sich auf dem Bürgersteig herumtrieb und den er wiederzuerkennen meinte. Es war ein Gesicht, das er in Genf gesehen hatte, im Park am See, an jenem Tag, an dem er

angekommen war, um sich mit Lina zu treffen. Der Mann trug jetzt einen Hut, der seine Glatze bedeckte, aber er hatte die gleiche dunkle Hautfarbe und die gleichen Augen. Er blieb den ganzen Vormittag über auf dem Bürgersteig

stehen. Sam machte seinen Vater schließlich auf den Mann aufmerksam und fragte ihn, was er davon halte.

«Wer ist das?», fragte Frank.

«Ich glaube, er arbeitet für Hammud. Er hat mich schon in Genf beschattet.»

«Mann!», sagte Frank und fasste sich mit einer seiner bandagierten Hände an die Stirn. «Das sollte eigentlich nicht passieren.»

«Was sollte nicht passieren?»

«Hammuds Jungs sollten eigentlich wieder

brav in ihrem Käfig sein. Das haben sie der Agency gesagt. Was zum Teufel machen die hier? Ich kann’s mir nicht leisten, noch ein paar gottverdammte Finger zu verlieren!»

«Was soll ich tun?»

«Die Botschaft anrufen.»

«Wieso? Was können die schon tun? Wie gesagt, sie hätten das schon längst klären sollen.»

Frank überlegte einen Moment und sah dann wieder aus dem Fenster. «Du hast recht. Vergiss die Botschaft. Ich trau diesen

Wichsern nicht mehr.» Er sah seinen Sohn an, breitete seine bandagierten Arme aus. «Und, hast du eine bessere Idee, Junior?», fragte er. «Dann sag's deinem Papa.»

Es war eine Art Diplomprüfung.

Sam hatte tatsächlich

eine bessere Idee, nämlich Ali Mattar anzurufen. Der Palästinenser wollte sich zuerst nicht mit ihm verabreden, aber als Sam sagte, er sei bereit, ihm ein Honorar zu zahlen, überlegte er es sich anders. Ali schlug vor, sich

später am Tag im Jardin du Luxembourg zu treffen, in der Nähe der Tennisplätze. Das hörte sich melodramatischer an als sonst, aber Sam versprach, dass er da sein werde. Ali erschien zu dem Treffen in einem witzigen italienischen

Jogginganzug, und er hatte einen Tennisschläger in der Hand, an dem noch das Preisschild klebte. Sein Schnurrbart hing noch tiefer herab als sonst. Er vermied es, Sam anzusehen, bis er direkt neben ihm stand.

«Du bist zu heiß, *habibi*», sagte er, als Sam es schließlich schaffte, ihm die Hand zu schütteln. «Niemand will mehr mit dir reden außer deinem allerbesten Freund Ali. Also pass auf, dass uns niemand sieht, bitte.» Sie drehten sich um und sahen

zwei jungen Franzosen zu, die auf dem Asphaltplatz den Ball hin- und herschlugen.

«Wieso bin ich so heiß?», fragte Sam.

«Spiel keine Spielchen, mein Freund», sagte der Palästinenser. «Du weißt

schon, warum. Es ist wegen der Sache im Irak, wegen der Sache in Genf, wegen der Sache mit Hammud. Wie geht's übrigens deinem Vater? Ist er okay? Wie viele Finger hat er jetzt?»

«Neun. Aber ihm geht's so weit gut. Woher weißt

du überhaupt über meinen Vater Bescheid?»

«*W'Allah*! Neuigkeiten reisen ziemlich schnell, mein Lieber. Eine Menge Gerede über dich und deinen Vater und was in Genf passiert ist. Bumm! Hammud ist immer noch

sauer auf euch beide. Das habe ich jedenfalls gehört. Aber, hey, was weiß Ali schon?»

«Du weißt eine Menge. Deswegen wollte ich mit dir reden. Ich brauche Hilfe.»

«*Habibi*, ich sage dir, du bist jetzt so heiß, dass es dich viel kosten wird, wenn

du Hilfe kriegen willst. Sogar dein Freund Ali wird dir zu viel berechnen müssen. Das ist kein Feilschen. Nur damit du Bescheid weißt.»

«Ich bezahle. Wie viel willst du haben? Zehntausend Dollar?»

«Fünfzehntausend, mein Lieber. Nur für einen Tag. Du hast sehr viel Glück, *habibi*, weil mein Freund Ayad aus Tunis gerade hier ist. Ich sehe ihn heute Abend, und er sagt mir alles. Fünfzehntausend mindestens.»

«Machen wir

zwanzigtausend. Es ist mir egal, wie viel es kostet, Hauptsache, du besorgst mir die Wahrheit.»

«Vielleicht bist du in Genf wahnsinnig geworden, dass du jetzt dein Geld verschleuderst. Aber okay, ich schaue dem

geschenkten Gaul nicht ins Maul. Sag mir, was du wissen willst, und ich bekomme es raus.»

«Dann hör zu. Draußen vor dem Krankenhaus, in dem mein Vater liegt, haben wir heute einen von Hammuds Männern gesehen. Er ist den

ganzen Vormittag dageblieben, als wollte er die Gegend erkunden. Und wir wollen wissen, warum. Mein Vater dachte, es wäre vorbei und es gäbe einen Waffenstillstand. Er will wissen, was Hammud vorhat.»

«Ich habe bis jetzt alles verstanden, *habibi*. Ich frage Ayad. Wahrscheinlich weiß er es. Er weiß es bestimmt.»

«Noch eine Sache. Ich will wissen, was mit dem irakischen Mädchen passiert ist, über das wir in London gesprochen

haben, die, die für Hammud gearbeitet hat. Sie heißt Lina Alwan. Sie ist in Genf verschwunden. Ich glaube, Hammuds Leute haben sie geschnappt und nach Bagdad geschafft, aber ich will es genau wissen. Ob

sie tot ist oder lebt. Ich will es wissen. Okay?»

Ali Mattar zuckte die Achseln. «Du willst es wissen, ich kriege es raus. Kein Problem. Wir treffen uns morgen Vormittag um elf, *inshallah*, und dann sage ich dir, was Ayad gesagt hat.»

«Wo sollen wir uns treffen?»

Ali dachte einen Moment nach, überlegte sich den unwahrscheinlichsten Platz, wo sich ein palästinensischer muslimischer Informant zu einem Rendezvous treffen

könnte. «Okay», sagte er. «Ali wird vor der Kathedrale Notre-Dame stehen. Weißt du, wo das ist, *habibi*? Großer Turm. Viele Engel.»

«Ja», sagte Sam. «Ich weiß, wo das ist.»

Sam ging am Abend wieder zum Krankenhaus

in Neuilly und las seinem Vater noch ein paar Kapitel vor. Sie waren jetzt bei Dickens. Er weinte sogar, wenn es traurig wurde. Wie sich herausstellte, hatte ihm sein eigener Vater Dickens vorgelesen, als er klein war. Einmal

döste der Alte weg, und als er wieder aufwachte, zeigte er mit einem seiner bandagierten Finger auf seinen Sohn. «Dickens hat seine Frau und seine Kinder ganz beschissen behandelt», sagte er. «Hast du das gewusst?»

Am nächsten Tag traf sich Sam mit Ali vor der Kathedrale. Der Palästinenser sah verschmitzt aus, als hätte er gerade ein besonders saftiges Geheimnis entdeckt. Sie schlenderten von dem Platz weg, über

den Pont au Double Richtung Rive Gauche. Ein paar Jugendliche mit Skateboards veranstalteten eine Vorführung vor einer kleinen Menschentraube, sprangen über Kästen und fuhren Slalom zwischen Blechdosen. Sam entfernte

sich von der Menge und lehnte sich gegen die Steinbrüstung der Brücke. Der Palästinenser trat zu Sam und neigte sich dicht an sein Ohr. Er war so nahe, dass die Haare seines Schnurrbarts Sams Wange berührten.

«Du hast mich angeschwindelt, *habibi*. Aber das ist okay. Ich habe schon immer gewusst, dass du gerne schwindelst.»

«Wovon redest du? Ich habe dich überhaupt nicht angeschwindelt.» Sams Augen funkelten in der

Sonne. Ihnen gegenüber raste ein Junge eine winzige Rampe entlang und sprang über einen Stapel Kisten, sodass er für einen kurzen Moment zwei Meter groß aussah.

«Aber, aber, Sam. Wie du meinst.» Er zwinkerte.

«Ich gebe dir Informationen und du mir Geld. Kein Problem. Schwindeln tun wir ein andermal.»

«Sag mir einfach, was du herausbekommen hast, Ali. Ich meine es ernst. Verstehst du?»

«*Ya bey*! Ich sag's dir.

Wo soll ich anfangen?»

«Egal. Fang einfach an.»

«Okay. Du hast recht wegen dieses Mädchens, Lina Alwan. Hammuds Leute haben sie in Genf gejagt. Sie glauben, sie kennt alle Geheimnisse um Hammuds Geld. Alle

Geheimnisse und dass sie sie auch noch den Israelis erzählt. Also schicken sie ein Dutzend von Ayads Jungs aus Tunis los, um sie zu fangen. Zu viele Leute. Und sie schnappen sie und bringen sie nach Bagdad, aber sie flieht und kommt nach Genf zurück –

mish maoul! Ich weiß nicht, wie – die Saudis, vielleicht.»

«Ja, das weiß ich alles. Aber was ist mit ihr passiert, als sie wieder in Genf war? Ist sie tot?»

«Ich glaube nicht, *habibi*. Es sei denn, du hast sie

getötet.»

«Was soll der Scheiß?» Er legte die Hand auf Alis Schulter und sah ihm in die Augen. «Wo ist sie? Sag's mir, verdammt nochmal!»

«Das weiß niemand, *habibi*. Das versuche ich dir doch zu sagen. Ayad dachte, du wüsstest es

vielleicht oder dein Vater. Aber er hat keine Informationen über diese Alwan.»

«Was soll das heißen? Hat Hammud sie denn nicht?»

«Nein! Das versuche ich dir doch die ganze Zeit zu

sagen, *akhee*. Die haben sie nicht gekriegt.»

«Aber die haben sie in Genf geschnappt. Die waren in meinem Zimmer im Interconti. Sie haben ihre Reisetasche dagelassen. Ich habe sie selbst gesehen.»

«Schlechte

Informationen! Hammud will sie schnappen, ja. Hammud versucht sie zu schnappen, ja. Aber er schnappt sie nicht. Diese Alwan, die läuft in Genf davon, und die haben sie nie gefunden. Glaub mir, Hammud erschießt einen

seiner Leibwächter, als er das erfährt. Das ist kein Witz. Große Kacke am Dampfen.»

«Was ist mit der Familie des Herrschers? Die waren auch eine Weile hinter ihr her. Vielleicht haben die sie erwischt.»

«Die auch nicht. Ich

habe Ayad gefragt. Die Familie des Herrschers war auch hinter ihr her, sicher. Aber sie haben aufgegeben. Und außerdem, die Familie des Herrschers und Hammud küssen sich mittlerweile die Wangen. Sie arbeiten jetzt

zusammen. Also, wenn die Jungs des Herrschers sie geschnappt haben, dann würden Hammuds Jungs das wissen. Aber sie wissen nichts.»

«Wo ist Hammud überhaupt?»

«Vielleicht in Bagdad. Oder Zypern oder Rom.

Ich höre, er hat ein neues Geschäft, Düngemittel. Viel Chemie. Und er hat auch wieder ein paar Leute getötet, glaube ich.»

«Aber Lina ist nicht bei ihm?» Sam konnte es immer noch nicht glauben.

«Nein, das habe ich dir

schon gesagt. Diese Dame ist nicht in Bagdad.»

«Sie ist entkommen!», sagte er. Er verspürte eine ungeheure Leichtigkeit in seinem Körper, weil sich die große Last von Trauer und Reue von ihm hob und die Seine hinunterfloss. «Sie lebt.» Seine Augen

waren feucht. Er konnte nichts dagegen machen.

«*Ya habibi*. Warum denn nicht?» Ali stupste ihn an die Schulter, als wolle er ihn necken.

«Aber wo ist sie dann?» Die Frage richtete er ebenso sehr an sich selbst

wie an Ali.

Der Palästinenser zwinkerte wieder. «Na komm, *azim*. Hör auf, so zu tun. Du kannst es deinem Freund Ali ruhig sagen.»

«Dir was sagen?»

«Wo diese Lina ist. Das ist doch alles nur ein Spiel,

diese ganzen Fragen. Du weißt, wo sie ist. Das hat Ayad gesagt. Hammuds Jungs denken, du hast sie. Deswegen sind sie immer noch hinter dir und deinem Vater her. Deswegen sind sie noch sauer.»

«Ich? Spinnst du? Ich

habe sie nicht. Bis vor einer Minute dachte ich, sie sei tot.»

Ali zwinkerte wieder, lehnte sich zu Hoffman und flüsterte ihm ins Ohr:

«Wo ist das Geld, *habibi*?»

«Hör auf mit dem Scheiß, Ali. Ich habe dir

doch gesagt, dass ich dich bezahle.»

«Nicht dieses Kleingeld, Sam. Nicht diese Peanuts. Kein Wunder, dass du bereit warst, mir vorher zu viel Geld zu geben. Du hast jetzt einen Haufen, was?»

«Von welchem Geld redest du?»

«Spiel keine Spielchen mehr mit Ali. Und vergiss nicht deinen alten und sehr lieben Freund, jetzt, wo du reich bist. Vielleicht brauchst du einen Leibwächter? Ich steh zu deinen Diensten. Du

brauchst Ali nicht einmal zu erzählen, wie du da rangekommen bist.»

«Wo rangekommen? Hör endlich mit dem Unsinn auf. Das ist mein Ernst.»

«Hammuds Geld, *habibi*. Schluss mit dem

Verstellen. Ayad sagt, du hast nicht das ganze Geld von Hammud, aber eine schöne große Scheibe. Du musst ganz schön clever sein, *Amo* Sam. Wie hast du das gemacht?»

«Mein Gott! Das Geld hat sie auch.» Sam grinste übers ganze Gesicht, ein

so breites Lächeln, dass Sonne und Himmel darin Platz zu haben schienen. «Wie zum Teufel hat sie das bloß hingekriegt?»

«Okay, dann spielen wir eben weiter. Ich habe nichts dagegen. Jetzt, wo du reich bist, kannst du

tun, was du willst. Ali wird dein Sklave sein. *Abd-al-Sam.* Warum nicht?»

Hoffman versuchte noch eine Zeitlang, Ali Mattar zu überzeugen, dass er nichts von Hammuds Geld hatte, und gab dann auf. Sollte er doch glauben, was er wollte. Er zog einen

Umschlag aus der Tasche, der die zwanzigtausend Dollar enthielt, und gab ihn seinem palästinensischen Freund mit der Anweisung, ihn sofort anzurufen, wenn er noch irgendetwas über den Aufenthaltsort von Lina Alwan erfahren sollte.

Dann ging Sam zu den verblichenen Mauern der Kathedrale zurück und betrat den dunklen Innenraum, wo er zum Dank eine Kerze anzündete.

Als Sam später ins Krankenhaus ging,

erzählte er seinem Vater, was er von Ali erfahren hatte. Aber nach ein paar Sätzen schnitt Frank ihm das Wort ab. «Sie hat Hammuds Geld», sagte er.

«Stimmt. Jedenfalls etwas davon. Woher wusstest du das?»

Frank hielt eine seiner bandagierten Hände hoch. «Natürlich weiß ich es. Was meinst du, was die in meinem Hotelzimmer gesucht haben?»

«Geld?»

«Na klar. Es geht immer um Geld. Die wollten wissen, was deine

irakische Freundin mit Hammuds Kohle gemacht hat.»

«Aber du hast dich geweigert, es ihnen zu sagen?»

«Nein, du Wichser. Ich habe mich nicht geweigert. Natürlich hätte ich es ihnen

gesagt. Aber ich habe nichts gewusst. Weißt du, was sie mit dem Geld gemacht hat?»

«Nein», sagte Sam und schüttelte den Kopf. «Sie hat mir nie erzählt, was sie macht. Ich schätze, sie hat uns beide im Regen stehen lassen. Wie werden

wir jetzt Hammuds Leute los?»

«Geld», sagte Frank. «Ich hab’s dir doch gerade gesagt. Es geht alles immer nur um Geld. Dein ganzes Leben lang versuche ich dir das schon klarzumachen.»

«Aber ich habe kein Geld.»

«Das ist dein Problem. Sprich doch mit deinem Freund, dem saudischen Prinzen, diesem Arschloch. Der hat eine Menge Geld.»

«Und was ist mit dir, Dad?»

«Ich geh nirgendwohin,

mein Junge. Ich habe gerade eine neue Krankenschwester engagiert. Ist mir doch egal, wenn Hammuds Jungs durchs Fenster zugucken. Um die mach ich mir später Sorgen.»

Greta, die Privatschwester, traf am späten Nachmittag ein. Sie war sehr drall, und die kleine weiße Uniform bedeckte oben und unten kaum ihren Körper. Wenn sie sich über Frank beugte, um sein Kopfkissen zu richten oder seinen Puls zu messen, streiften ihre

Brüste seine Wangen. Frank erklärte, dass sie früher wirklich einmal eine Krankenschwester gewesen sei, bevor sie in einem Nachtclub am Pigalle zu arbeiten angefangen habe. An diesem Abend beschloss

Sam, dass es Zeit war heimzufahren.

43

Einen Tag nach seiner Ankunft in London stattete Sam Hoffman dem beigefarbenen Stadthaus am Hyde Park Square einen Besuch ab. Es war ihm zutiefst zuwider, sich erneut an Prinz Jalal zu

wenden, aber er sah keine andere Möglichkeit. Die *Moukhabarat*-Leute waren immer noch vor seinem Gebäude in der North Audley Street postiert, als wäre er nie weg gewesen, und die britische Polizei war hoffnungslos. Sie ließ ihn in Heathrow fast zwei

Stunden warten, bis sie ihm grünes Licht für die Einreise gab, und hatte ihn am nächsten Morgen einbestellt, um ihm weitere Fragen zu stellen. Selbst das Wetter war zum Feind geworden. Es war ungewöhnlich heiß für das

späte Frühjahr. Eine Glocke dreckiger, feuchter Luft hing wie eine dicke Dampfwolke über London. Die Leute blieben zu Hause, sahen fern, versteckten sich voreinander. Hoffman wusste nicht, an wen er sich sonst wenden sollte.

Er klingelte bei Prinz Jalal, und schließlich machte ein Mann mit quadratischem Kiefer die Tür auf. Sam fiel auf, dass er eine Pistole in seinem Gurt trug. Das war neu.

«Der Prinz ist nicht da», sagte er und machte die

Tür schnell wieder zu.

Sam stand auf den Stufen und blickte hinauf zu den Fenstern vom Privatquartier des Prinzen in den oberen Stockwerken. Es brannte Licht. Er klingelte wieder. Er behielt den Finger lange auf dem Klingelknopf,

bevor der Sicherheitsbeamte wieder aufmachte.

«Der Prinz sagt, Sie sollen weggehen. Er möchte nicht mit Ihnen sprechen.» Die Tür ging wieder zu, diesmal mit einem Knall.

Sam ging zu einer Telefonzelle, einen Häuserblock entfernt, und wählte die Privatnummer des Prinzen, die er aus alten Zeiten behalten hatte. Nachdem es ein Dutzend Mal geklingelt hatte, nahm Jalal ab.

«Die bist hartnäckig,

mein lieber Hoffman. Was willst du?» Es lag eine Schärfe in seiner Stimme. Der verträumte Ton war verschwunden.

«Unerledigte Geschäfte», sagte Sam. «Ich hatte versprochen, etwas für dich zu tun. Ich

bin jetzt bereit.»

«Wie aufmerksam. Aber ich brauche deine Dienste nicht mehr.»

«Na komm, Jalal! Ich mache alles, was du von mir verlangst. Ich bin in Geldschwierigkeiten.»

«Tatsächlich? Willkommen im Club.»

«Verdammt nochmal! Sag deinem Typ, dass er mich reinlassen soll. Ich muss mit dir reden.»

«Tut mir leid, aber ich empfange zurzeit keine Gäste. Hier sieht es ziemlich schlimm aus. Ich hatte vor kurzem

unerwarteten Besuch.»

«Was ist passiert?»

«Du weißt es nicht? Nun, dann sollten wir uns vielleicht doch treffen, damit dir mal klar wird, was du angerichtet hast.»

«Treffen wir uns zum Mittagessen. Im Mirabelle in der Brook Street.»

«Um Gottes willen, nein! Zu viele Araber. Arabern geh ich zur Zeit aus dem Weg.»

«Dann sag mir, wo. Irgendwo. Ich muss mit dir sprechen.»

Es trat eine Pause ein, während der Prinz

überlegte. «Burger King», sagte er. «Am Piccadilly Circus.»

Sam erkannte den Prinzen kaum wieder, der im hinteren Teil des Restaurants an einem Plastiktisch saß. Er trug einen unförmigen

Regenmantel und eine dunkle Brille. Als er ihm gegenüber Platz nahm, sah er, dass Jalals glattes Gesicht übel zerschnitten war. Das makellose Kakaobraun seiner Haut war durch blauschwarze Narben unterbrochen, und

über einem Auge trug er einen großen Verband.

«Du siehst ja schrecklich aus», sagte Sam. «Wie geht es dir?»

«Es verheilt, danke. Mein Schönheitschirurg sagt, dass ich großes Glück gehabt habe.»

«Was ist passiert?»

Aber Sam wollte nur höflich sein. Er kannte die Antwort.

«Einige deiner irakischen Freunde waren überhaupt nicht begeistert über die Rolle, die ich bei Miss Alwans Flucht gespielt habe. Sie schienen der

Meinung zu sein, sie sei so was wie eine israelische Spionin. Stimmt das?»

«Nein. Sie ist ein gute irakische Muslimin. Das habe ich dir doch gesagt.»

«Es war jedenfalls höchst unangenehm. Sie haben den Eindruck, dass deine Freundin mit einem

Teil von Hammuds Geld durchgebrannt ist. Von einhundertfünfzig Millionen Dollar war die Rede. Eine ganze Menge, selbst für jemanden wie Nassir Hammud.»

«Das tut mir leid», sagte Sam. Er lehnte sich über

den Plastiktisch und küsste den Prinzen auf die Wange. «Ich möchte es gerne wiedergutmachen. Das habe ich dir am Telefon zu sagen versucht. Ich bin bereit, das zu tun, was ich versprochen habe. Sag mir einfach, wann ich den Deal machen soll.»

Jalal legte den Kopf leicht schief und gab einen glucksenden Laut von sich, der beinahe mitleidig klang. «Ich brauche dich nicht mehr, Sam.»

«Aber was ist mit deinem türkischen Freund? Der in Amerika die Bank

kaufen wollte. Du hast gesagt, ich wäre ideal für ihn.»

«Jetzt nicht mehr. Er hat um einen anderen Mittelsmann gebeten. Ich habe ihm einen besorgt.»

«Aber ich will dir helfen. Ich muss dir helfen. Du bist jetzt mein einziger

Freund.»

«Du scheinst nicht zu begreifen, mein lieber Sam. Du hast keine Freunde mehr. Du bist, wie ihr Amerikaner es gerne ausdrückt, ‹bad news›.»

Als Sam den saudischen Prinzen im Burger King

zurückließ, zwischen den Gerüchen von Hamburger-Fett und Pommes, fragte er sich, was er tun sollte, jetzt, da er zum Paria erklärt worden war. Aber ganz gleichgültig, welche Schwierigkeiten ihm in der Zukunft bevorstanden, es gab doch einen enormen

und ewigen Segen: Ihm wurde klar, er würde Prinz Jalal nie wieder sehen müssen.

Die ersten Nächte nach seiner Rückkehr konnte Sam nicht schlafen. Die Bilder von so vielen

zertrümmerten Gesichtern füllten seine Gedanken. Sein Vater, der clevere Bankier Asad Barakat, das Zimmermädchen; jetzt sogar Jalal und, irgendwo, Lina. Er hatte das Gefühl, als würde er zwischen abgetrennten Fingern und zerbrochenen Gliedern

liegen. Er konnte sich nicht bewegen, ohne jemand zu zerdrücken. Nach der dritten schlaflosen Nacht ging er zu einem Arzt, der ihm ein Rezept für ein Schlafmittel gab. In seinem betäubten Schlaf sah er vor seinem geistigen Auge

nur einen stumpfen grauen Kasten, aber er wusste, dass darin noch mehr gebrochene Knochen waren.

Mitten in einer jener schlaflosen Nächte hatte Sam einen fernen Hoffnungsschimmer. Lina war in Israel! Es waren die

Israelis gewesen, die sie an dem Abend in Genf geschnappt hatten, und jetzt lag sie am Strand von Tel Aviv und erzählte ihnen alles, was sie über Nassir Hammud und den irakischen *Moukhabarat* wusste. Sam fand Martin

Hiltons Visitenkarte in seiner Schreibtischschublade. Er geriet an einen Anrufbeantworter und sprach eine Nachricht auf Band. Hilton rief noch am gleichen Tag zurück.

«Sie ist nicht bei uns», sagte er. «Wir haben sie in

Genf beschattet, aber wir haben sie verloren. Wir wissen nicht, wo sie ist.»

«Hören Sie auf mit dem Scheiß», bellte Sam. «Wo ist sie?»

Aber Hilton lachte bloß. «Ich habe keine Ahnung. Ehrlich. Aber wenn Sie von

ihr hören, sagen Sie mir bitte Bescheid.»

Sam versuchte, mehr Informationen aus ihm herauszupressen, aber Hilton wurde ungeduldig und sagte, er habe noch andere Dinge zu erledigen. Das Blatt hatte sich gewendet. Sam war

Schnee von gestern.

Martin Hilton, der jetzt unter einem anderen Namen operierte, manipulierte jemand anderen.

Sam entschied sich zu einem letzten Schachzug.

Anstatt geduldig darauf zu warten, dass die Irakis die Schlinge um ihn und seinen Vater zuzogen, würde er Hammud persönlich kontaktieren und versuchen, mit ihm einen Handel zu vereinbaren. Es war Wahnsinn – denn was

hatte er Hammud schon anzubieten? –, aber es war besser, als gar nichts zu tun. Und Sam hätte endlich die Gelegenheit, das Gesicht des Mannes zu sehen, dessen Leben so gewalttätig mit seinem zusammengestoßen war.

Und so rief er an einem Vormittag bei Coyote Investment an.

Das Einzige, was er erfuhr, war, dass der Anschluss nicht mehr in Betrieb sei. Er ging in der brütenden Hitze nach Knightsbridge, um selbst nachzusehen. Der

Hausmeister bestätigte die Information. Die Firma im fünften Stock habe vor einer Woche ihr Londoner Büro geschlossen. Die Möbelpacker seien mitten in der Nacht gekommen und hätten alles ausgeräumt. Den meisten

Angestellten war nicht einmal Bescheid gesagt worden. Als sie am nächsten Morgen zur Arbeit erschienen, waren die Türen mit Vorhängeschlössern gesichert. «Wo ist die Firma denn hingezogen?», fragte Sam.

«Nach Übersee», sagte der Hausmeister. Er gab Sam die einzige Nachsendeadresse, die man ihm hinterlassen hatte. Es war ein Postfach in Bagdad.

In jener Nacht fiel eine

Postkarte durch den Briefschlitz in Helen Copakens Reihenhaus in Blackheath. Es war ein Bild von einem Strand in Florida Keys. Die Farben waren so leuchtend grell, dass man Lust hatte, eine Sonnenbrille aufzusetzen, nur um sie zu lesen. Sie

war vom Miami International Airport abgeschickt worden. Auf der Rückseite standen die Worte: «Wish you were here.» Unterschrieben war sie mit «ein feministischer Alien».

Nach zehn Tagen in der Londoner Hitze kehrte Sam nach Paris zurück. Sein Vater war immer noch im Amerikanischen Krankenhaus in Neuilly. Er war mit seiner privaten Krankenschwester Greta in eine Suite gezogen. Der alte Mann strahlte. Er

hatte wieder Farbe im Gesicht, und von Händen und Füßen waren schon die ersten Verbände entfernt worden. Greta tappte in ihrer Unterwäsche durchs Zimmer. Sam murmelte, dass er später

wiederkommen könne, aber Frank Hoffman schnitt ihm das Wort ab.

«Setz dich, mein Junge», sagte er. «Ich hab mir was ausgedacht, wie wir uns diese Arschlöcher vom Hals schaffen können.»

«Ach ja?», sagte Sam,

als er sich neben das Bett setzte. «Und wie?»

«Ich werde ihren ganzen Scheißladen hochgehen lassen. Das ist die einzige Sprache, die sie verstehen.» Er langte hinüber zum Nachttisch und schob Sam einen

Stapel maschinengeschriebener Blätter hin. «Lies das.»

Sam nahm das Manuskript in die Hand und las die Titelseite: *Frank und frei: Vom Bestechen von Prinzen, Königen und Präsidenten für die CIA*.

«Was ist das denn?», fragte er.

«Mein Buch. Es steht alles da drin. Jedes Wort von dem, was ich dir in Genf erzählt habe, und eine Menge, was ich dir noch nicht erzählt habe. Ein Knüller, mit aller

Bescheidenheit gesagt. Ein richtiger Thriller.»

«Wie hast du das geschafft? Du kannst doch nicht tippen.»

«Greta», sagte er mit einem Nicken zu der halbentkleideten Frau in der anderen Ecke des Zimmers. «Ich glaube, ich

habe dir noch nicht erzählt, dass sie auch Diktate aufnimmt. Und sie tippt wie ein Weltmeister, zusätzlich zu ihren vielen anderen Fähigkeiten.»

Sam warf einen Blick auf die Blondine in ihrem Stütz-BH und Bikini-

Höschen. «Kein Witz?»

«Kein Witz. Und ich habe auch einen Literaturagenten. ‹Sneezy› Slocum. Bester Mann auf dieser Seite des Atlantiks. Hat Maurice Chevalier betreut, Toppogiggio, die italienische Maus, Pia Zadora. Große Stars. Der

Typ ist toll. Er glaubt, das sei ein Absahner.»

«Wird er es einem Verlag anbieten?»

«Noch nicht, mein Sohn. Zuerst schicken wir’s per Kurier einem alten Freund von mir in Washington. Er bekommt sozusagen das

‹Erstablehnungsrecht›. Greta hat schon den Umschlag beschriftet. Zeig’s ihm, Liebling.»

Die Frau gab Sam ein Kurierpaket. Auf dem Adressenzettel waren säuberlich die Worte gedruckt: ‹Die Freunde von Arabien, c/o Robert

Z. Hatton, Marola & Dubin, 1700 J Street, N. W., Washington, D. C. 20 036›.

«Bring’s zum Kurierdienst, Sammy», sagte Frank Hoffman. «Gleich jetzt. Und dann komm wieder hierher und

lies mir vor. Ich hab dich vermisst.»

Achtundvierzig Stunden später flog Robert Hatton mit der Concorde nach Paris. Als er im Krankenhaus eintraf, hatte er einen grauen Streifenanzug und ein

gestärktes weißes Hemd an. Es war die perfekt geschneiderte Kombination, die Anwälte und Geschäftsleute so lieben, weil sie einen Mann, ganz gleich, wo er sein mochte, immer korrekt aussehen ließ. Und

doch, als Hatton Frank Hoffmans Krankenhauszimmer betreten hatte und sie allein waren, zog er sein Jackett aus und lockerte seine Krawatte.

«Hallo, Frank», sagte er. «Wie geht’s uns denn so?»

Frank saß ordentlich in

seinem Bett, die Arme vor sich gekreuzt. Auf seinem Gesicht lag ein süßes, zufriedenes Lächeln. «Mir geht’s prächtig, Bobby», sagte er. «Außer dass ich jetzt eine ungleiche Anzahl von Fingern und Zehen habe.»

«Tut mir leid, das zu hören. Ziemlich ärgerlich.»

«Ärgerlich, hast du gesagt? Du Wichser.»

Der Anwalt lächelte bloß. Das gehörte zu einem Anwalt – zu lächeln, wenn man von jemandem als Wichser bezeichnet wurde. Er lockerte seine Krawatte

noch einen Zentimeter und legte seine Füße auf Franks Bett hoch.

«Und?», sagte Frank mit einem schalkhaften Blick. «In letzter Zeit irgendwelche guten Bücher gelesen?»

«O ja, Frank. Jedes

Wort. Ein paar erstaunliche Geschichten sind da drin. Wirklich erstaunlich. Wusste gar nicht, dass du so ein gutes Gedächtnis hast.»

«Große Klasse, dass du das so sagen kannst, Bobby. Stell dir vor, der kleine Frank, ein

Schriftsteller. Und ich war nicht einmal in Yale. Meinst du, irgendjemand hätte Interesse, meine Erinnerungen über das Leben im guten alten Arabien zu lesen?»

«Ich fürchte schon. Das könnte ein Bestseller

werden und ziemlichen Aufstand verursachen. Könnte sogar zum Sturz von ein oder zwei Regierungen in der Region führen.»

«So eine große Sache? Wow! Dann komme ich vielleicht in *Donahues* Talkshow.»

«Hm. So eine große Sache! Sogar eine totale Katastrophe, vom Standpunkt der nationalen Sicherheit aus gesehen. Freunde, mit denen ich geredet habe, sind übrigens der gleichen Meinung. Macht dir das

Freude, Frank, die Vorstellung, dass du so viel Schaden anrichten kannst?»

«Da kannst du deinen Arsch drauf wetten! Dafür lebe ich.»

«Wir könnten dich natürlich verklagen. Vertragsbruch,

Geheimhaltungsvereinbarui
und so weiter.»

Frank schnaubte. «Genau! Das wäre köstlich. Du würdest Frank Hoffman sicher liebend gerne im Zeugenstand sehen. Verklage mich, bitte!»

«Wir könnten an deinen Patriotismus appellieren. Du warst ein guter Soldat, Frank.»

«Vergiss es. Das hat funktioniert, als ich noch zehn Finger hatte. Ihr habt mich sitzenlassen. Ich habe mich für euch ganz schön aus dem Fenster

gehängt, und dann habt ihr zugelassen, dass ein irakischer Saftsack daherkommt und mir was absäbelt. Also vergiss das mit dem Patriotismus. Weiter.»

«Okay, Frank», sagte Hatton mit einem

resignierten Blick. «Sag du mir was. Was ist erforderlich, damit dieses Buch wieder verschwindet?»

«Geld», antwortete er. «Geld, Geld, Geld, Geld.»

«Ja, aber wie viel?»

«Etwa einhundertfünfzig Millionen Dollar, nach dem,

was mein Junge mir so erzählt. Zu zahlen an Hammud oder ein anderes Arschloch da draußen, das immer noch meint, ich hätte zu viele Finger und Zehen. Das ist der Preis. Sonst lass ich meinen Literaturagenten auf

Hochtouren laufen. Ist das drin? Ja oder nein?»

Hatton klopfte sich ans Kinn, als würde er in Gedanken Summen addieren. «Ja», sagte er schließlich. «Ich glaube, wir können da etwas in diesem Sinne für Mr. Hammud arrangieren.

Eher ein Bündel neuer Investitionsmöglichkeiten als einen Pauschalbetrag. Das wird er schon verstehen. Er ist schließlich Geschäftsmann.»

«Wovon redest du?»

«Von so einer Art Paket.

Eine Lizenz für Mobiltelefone in Florida. Eine Konzession für Kabelfernsehen in Schottland. Ich habe gehört, dass in Saudi-Arabien demnächst eine Konzession für nichtalkoholische Getränke erhältlich sein wird. Wir

werden uns was einfallen lassen.»

«Du willst Nassir Hammud ins Kabelfernsehgeschäft bringen?»

«Wieso nicht? Das ist im Kommen. Hast du ein Telefon? Ich werde mein

Büro anrufen und die Vorbereitung des Papierkrams veranlassen.»

Frank Hoffman schüttelte den Kopf. So weit war es also schon gekommen. «Sei mein Gast», sagte er. *«Ahlan wa sahlan.»*

44

Und dann hörte es auf. Die Späher vor dem Krankenhaus verschwanden. Und nach ein paar Wochen beschloss Frank, dass die Luft rein war und er nach Athen zurückkehren

konnte. Er nahm Greta mit. «Wir heiraten», verkündete er Sam. Und sie wurden in einer schlichten Zeremonie im Krankenhaus in Neuilly getraut. Sam war Trauzeuge. Greta trug Weiß. Frank trank den ganzen Abend über bis

zum frühen Morgen Champagner und flog dann nach Griechenland ab. Seine Braut trug das Gepäck. Sie war, wie er gesagt hatte, eine Frau mit vielen Begabungen.

Auch vor Sams Wohnung in London

verschwanden die Beobachter und ebenso seine Schwierigkeiten mit den britischen Behörden. Sam widmete sich wieder seiner Beratertätigkeit und stellte nach einigen Wochen fest, dass er so viele neue Klienten hatte, dass er eine Sekretärin

anstellen musste und dann einen Assistenten. Er gab sich große Mühe, die Tatsache zu verheimlichen, dass die Arbeit ihn langweilte. Als eine Art Therapie begann er, einen Bericht darüber zu schreiben, was ihm in

jenem Jahr widerfahren war. Zu Weihnachten hatte er bereits fünfhundert Seiten. Je mehr er schrieb, desto klarer wurde ihm, wie wenig er die Frau verstanden hatte, die die zentrale Rolle in seiner Geschichte gespielt hatte. Sie war weit davon

entfernt, das hilflose Opfer zu sein, wie er immer angenommen hatte. Im Gegenteil, sie war die Einzige von allen, die körperlich und seelisch unversehrt geblieben war. War ihr klar, wo immer sie war, dass sie gewonnen

hatte?

Im Hochsommer traf das erste Geld in London ein. Es wurde auf das Konto der Irakischen Freiheitsstiftung eingezahlt, die von dem irakischen Exildichter Nabil Jawad geleitet wurde.

Anfangs kam es in kleinen Beträgen. Einer ersten Spende von fünfzigtausend Dollar folgte eine zweite von hunderttausend Dollar. Als das System anonymer Überweisungen etabliert worden war, trafen größere Beträge in London

ein. Von einem Nummernkonto in Curaçao wurden telegraphisch fünf Millionen überwiesen. Von einem ähnlichen Konto auf den Channel Islands zehn Millionen. Aus Luxemburg kamen weitere zehn Millionen und dann, drei Monate später, fünfzig

Millionen von den Cayman Islands. Das Geld kam immer von einer anderen Bank, immer von einem Nummernkonto, das sofort nach der Überweisung aufgelöst wurde.

Der einzige Hinweis auf den Ursprung des Geldes

befand sich in einer Mitteilung, die zum Zeitpunkt der ersten größeren Überweisung eintraf. Sie wurde Jawad in einem Umschlag ohne Absender geschickt und hatte folgenden Wortlaut: «Ein anonymer Spender möchte der Irakischen

Freiheitsstiftung substanzielle Spenden zukommen lassen. In der Hoffnung, dass das Geld umsichtig eingesetzt wird, um die Befreiung des irakischen Volkes voranzutreiben.» Die Mitteilung war säuberlich

getippt und in einem kleinen Umschlag verschlossen. Der Poststempel auf dem äußeren Umschlag trug die Aufschrift «Blackheath».

Die Stiftung operierte völlig unabhängig, ohne jede Verbindung zu irgendeinem der

arabischen oder westlichen Geheimdienste. Darauf bestand Jawad. Sie begann mit einfachen Dingen. Ein Radiosender fing an, Programme in den Irak zu senden: Im Zentrum standen traditionelle Volksmusik

und Dichtung, Satiren über die Gauner, die im Irak das Sagen hatten und in den anderen arabischen Ländern an der Macht waren, und Witze über die Geheimpolizei. Alle hörten zu. In London wurde eine Zeitschrift mit dem Titel *Demokratischer Irak*

herausgegeben und im ganzen Nahen Osten vertrieben. Sie enthielt Artikel der hervorragendsten irakischen Gelehrten und Wissenschaftler, die in der Diaspora lebten. Zuerst gab es Schwierigkeiten

beim Vertrieb des Blattes. Aber in der arabischen Welt kann man mit Geld alles bewirken, und die Irakische Freiheitsstiftung schien auf einmal sehr viel zu haben. Auf Wunsch des anonymen Spenders wurden an Business Schools in Großbritannien

und den Vereinigten Staaten fünf Stipendien für irakische Frauen eingerichtet. Der Spender bestimmte, dass sie «Randa-Aziz-Stipendien» heißen sollten, zum Gedenken an eine Irakerin, die bei einem tragischen

Verkehrsunfall ums Leben gekommen war. Jawad hielt Reden und unternahm Vortragsreisen, und es wurden so viele Kassetten mit seinen Äußerungen in den Irak geschmuggelt, dass seine Stimme dem einfachen Mann auf der Straße vertrauter wurde

als die der neuen Führung. Im Irak wurden die ersten Arbeitskreise organisiert und dann Dichterlesungen. Anfangs hatten die Leute Angst, sie zu besuchen, aber schließlich kamen doch einige und dann immer mehr. Es war keine

Revolution, aber es war ein Anfang.

An einem Frühlingsmorgen, auf den Tag genau ein Jahr nachdem Lina Alwan verschwunden war, ging in einer Kleinstadt im Norden Kaliforniens eine junge

Frau zum Postamt und schickte einen Brief ab. Sie war leger gekleidet, in weiten Jeans und einem großen Pulli, so wie fast jeder andere in der kleinen Stadt am Rand des Weinanbaugebiets. Aber sie war anders, und es lag

nicht bloß an der Spur eines Akzentes in ihrer Stimme. Da war eine Zurückhaltung in ihrer Art, mit anderen Menschen zu reden, selbst mit ihren Freunden. Und in ihren Augen lag dieser ferne Blick, der wie ein Schleier von Traurigkeit wirkte, aber

tiefer zu gehen schien, denn nach außen hin war sie immer fröhlich. Einer ihrer kalifornischen Freunde war davon überzeugt, dass sie in einem anderen Leben eine Königin in irgendeinem Reich des Orients

gewesen sein musste. Das große Rad des Kharma hatte sie in diesen kleinen Ort mit einer Tankstelle zwischen den Redwoods verschlagen. Aber die junge Frau hatte nur gelacht. *That's California!*

Sie war schön, mit ihrem königlich-orientalischen

Aussehen, aber wenn Männer mit ihr ausgehen wollten, entschuldigte sie sich und sagte, dass sie jemand anderem versprochen sei. Ihre einzige Verbindung mit der Welt außerhalb Nordkaliforniens bestand in

dem regelmäßigen E-Mail-Kontakt mit einer Freundin, die in einem Londoner Vorort lebte. Sie verbrachte immer mehr Stunden damit, ein eigenartiges Computerspiel zu spielen, das diese Freundin ihr geschickt hatte, bei dem die

Spielerin – es musste eine Frau sein – ihren Libido- und Ehrgeizpegel ermitteln konnte, um die richtige Lebensstrategie für sich auszuwählen. Sie zeigte es schließlich einer ihrer kalifornischen Freundinnen, die es als

sexistisch und blöde abtat und als generellen Angriff auf das Frausein.

Der Umschlag landete in Sam Hoffmans Briefkasten. Darin fand er ein Flugticket erster Klasse nach San Francisco und eine Busfahrkarte zu

einem kleinen Ort nördlich der Stadt. Der Abflugtermin: eine Woche später. Es lag auch noch eine computergeschriebene Mitteilung bei:

«Ich will dich», stand da. Sie war unterschrieben mit

«Der Wawi».

Sam starrte lange Zeit auf den Brief, als könne er ein Gesicht auf dem weißen Papier sehen. Dann steckte er Flugticket, Fahrkarte und Brief wieder in den Umschlag zurück und legte ihn in seine Schreibtischschublade.

Nachwort des Autors

Dieses Buch bildet den Abschluss eines dreibändigen Romanzyklus über Amerika und den Nahen Osten. Er behandelt die letzten fünfundzwanzig Jahre. Wie

schon die anderen beiden Romane ist er frei erfunden. Weder Charaktere noch Institutionen in diesem Buch existieren tatsächlich, und jede Ähnlichkeit mit lebenden Personen oder existierenden Firmen ist rein zufällig.

Um die Geschichte des modernen Irak zu skizzieren, habe ich ausführlich auf das Werk des irakischen Schriftstellers Kanan Makiya zurückgegriffen. Die Beschreibung der Verhältnisse in dem

irakischen Gefängnis stützt sich größtenteils auf sein jüngstes Buch *Cruelty and Silence*, und der Titel meines Romans wurde von seinem früheren Buch *Republic of Fear* inspiriert, das er unter dem Pseudonym Samir Al-Khalil verfasste.

Besonderen Dank schulde ich zwei arabischen Journalistinnen: Nora Boustany, der großartigen Reporterin der *Washington Post*, die geholfen hatte, mich Anfang der achtziger Jahre durch das Blutbad im

Libanon zu lotsen; und Yasmine Bahrani von der Auslandsredaktion der *Post*, deren Kenntnisse und Wissen über den Irak mir unermesslich geholfen haben. Für wertvolle Beratung beim Navigieren durch die Welt der Computer danke ich Laurie

Hodges von Georgia Tech.

Für das Lesen des Manuskripts und anderweitige Unterstützung danke ich Lincoln Caplan, Leonard Downie, Douglas Feaver, Laura Blumenfeld, Linda Healy, Paul und Nancy

Ignatius, Jonathan Schiller, Susan Shreve; für seinen weisen juristischen Rat David Kendall. Ebenfalls zu Dank verpflichtet bin ich meinem Freund und Agenten Raphael Sagalyn; meinen eifrigen Lektoren bei Morrow, Adrian Zackheim und Rose Marie

Morse; und zuletzt und ganz besonders meinem seit über fünfundzwanzig Jahren mir verbundenen Freund und literarischen Berater, Garrett Epps.

Über David Ignatius

David Ignatius, geboren 1950, ist Kolumnist und Herausgeber bei der «Washington Post». Außerdem schreibt er für die «International Herald Tribune», das «New York

Times Magazine» und andere Periodika. Als Spezialist für die Themen Geheimdienste und Naher Osten zählt er zu den renommiertesten politischen Journalisten der USA.

Weitere

Veröffentlichungen:

Der Mann, der niemals lebte

Das Netzwerk

Der Einsatz

Über dieses Buch

Komplott im Zeichen des Halbmonds

Eine junge Frau wird ermordet. Eigentlich kein Fall für Privatermittler Sam Hoffman, der sich in

London auf internationale Finanzgeschäfte spezialisiert hat. Aber der Ehemann des Opfers verdächtigt den irakischen Bankier Hammud – und weckt damit Sams Interesse. Mit Hilfe der attraktiven Computerspezialistin Lina,

die für den mutmaßlichen Mörder arbeitet, stößt Sam auf ein milliardenschweres Komplott. Auch der irakische Diktator scheint darin verwickelt. Als Hammud Sams Pläne durchschaut, lässt er Lina in die Foltergefängnisse

Bagdads verschleppen …

«Spannend wie ein Grisham-Thriller, hält dieser Roman seine Leser bis zum überraschenden Ende gefangen.» (Richard Helms, Ex-CIA-Direktor)

«CIA-Agenten bewundern

Ignatius, weil er besser als jeder andere Schriftsteller die Feinheiten ihres Geschäfts versteht. Faszinierend.» (George Tenet, Ex-CIA-Direktor)

Impressum

Die Originalausgabe
erschien 1995 unter dem
Titel «The Bank of Fear»
bei Avon Books, New York.

Rowohlt Digitalbuch,
veröffentlicht im Rowohlt

Verlag, Reinbek bei Hamburg, Juli 2011
Copyright © 2010 by Rowohlt Verlag GmbH, Reinbek bei Hamburg
«The Bank of Fear»
Copyright © 1994 by David Ignatius
Copyright der deutschen Übersetzung © 1998 by

Marion von Schröder Verlag, München, unter dem Titel «Bank der Angst»

Der Marion von Schröder Verlag ist ein Imprint der Ullstein Buchverlage, Berlin.

Für die vorliegende

Ausgabe wurde die deutsche Übersetzung überarbeitet.

Dieses Werk ist urheberrechtlich geschützt, jede Verwertung bedarf der Genehmigung des Verlages

Redaktion Jan Valk
Umschlaggestaltung

any.way, Barbara Hanke/Cordula Schmidt (Foto: M. Brown/C. Simons/Getty Images)

Schrift DejaVu Copyright © 2003 by Bitstream, Inc. All Rights Reserved. Bitstream Vera is a trademark of Bitstream,

Inc.

ISBN Buchausgabe 978-3-499-24909-9 (1. Auflage 2010)

ISBN Digitalbuch 978-3-644-43051-8

www.rowohlt-digitalbuch.de